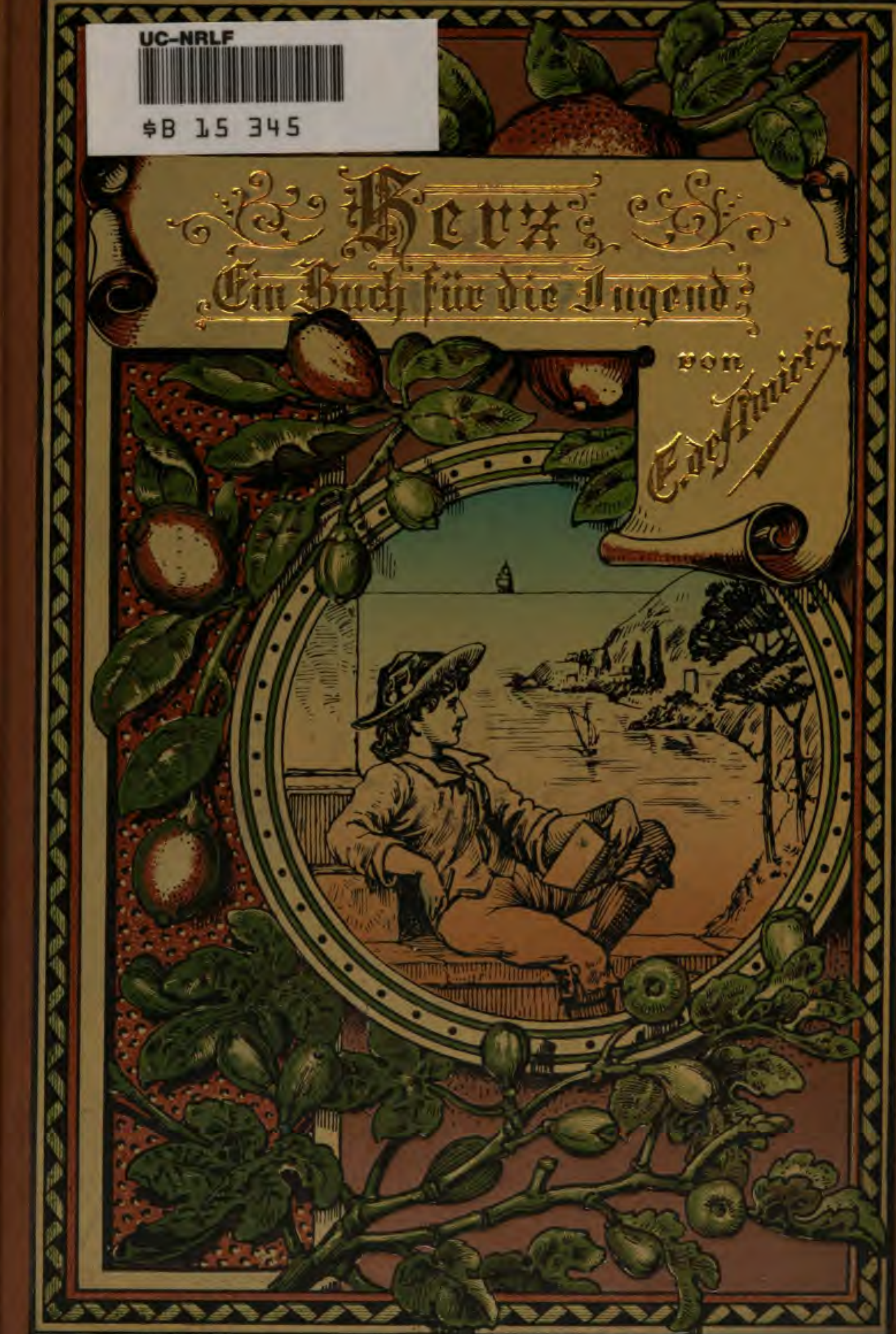
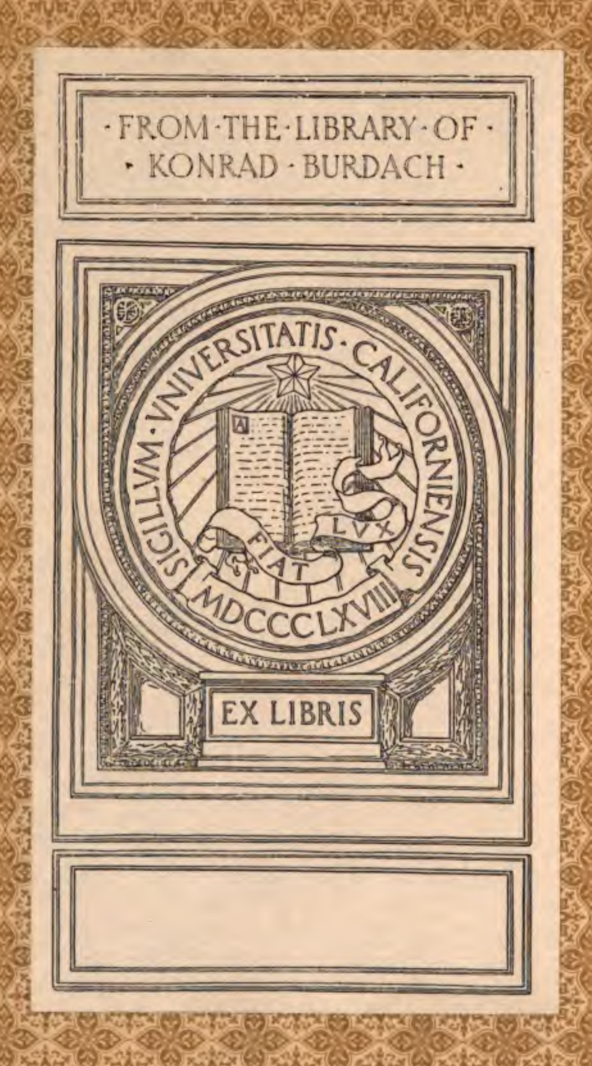
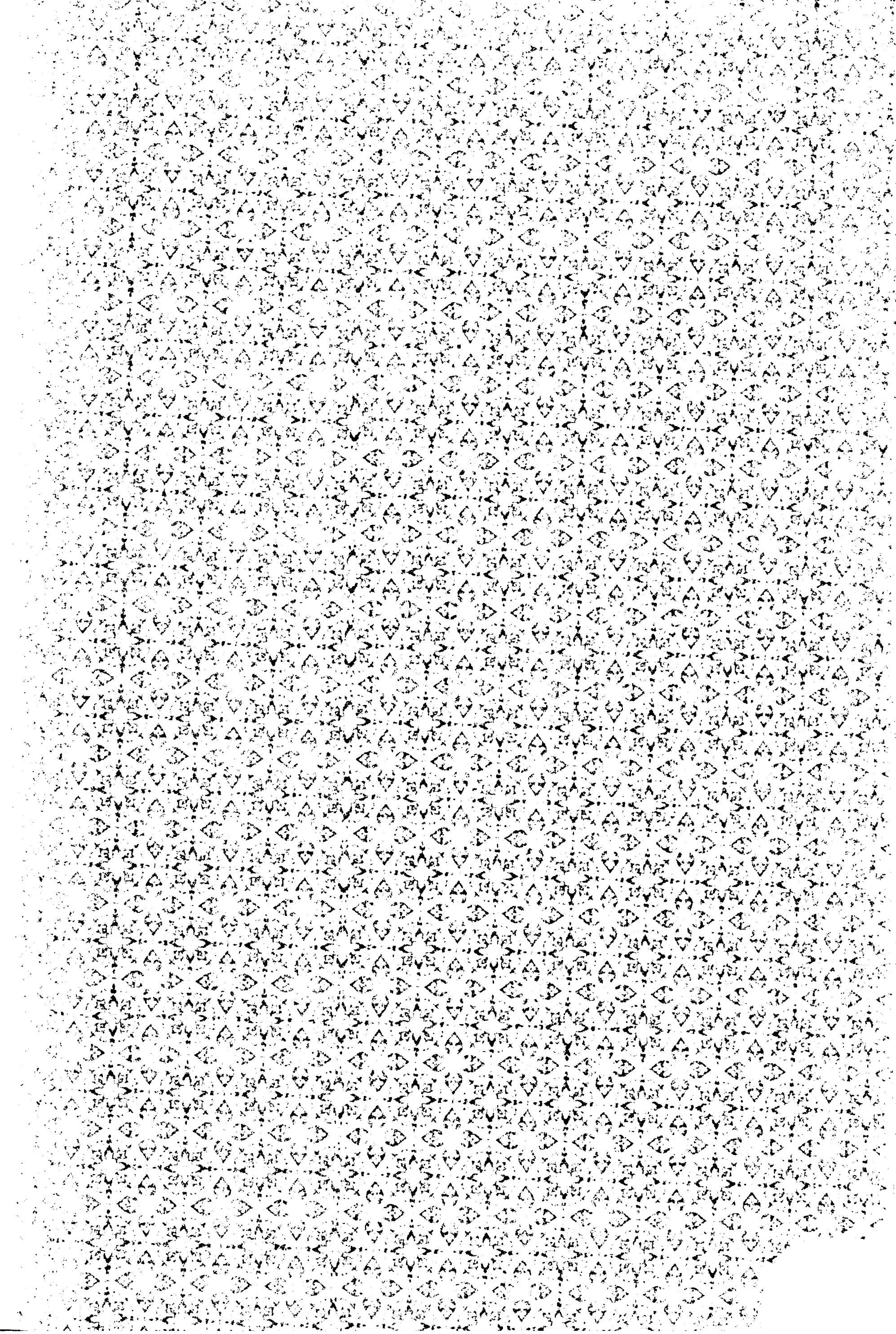
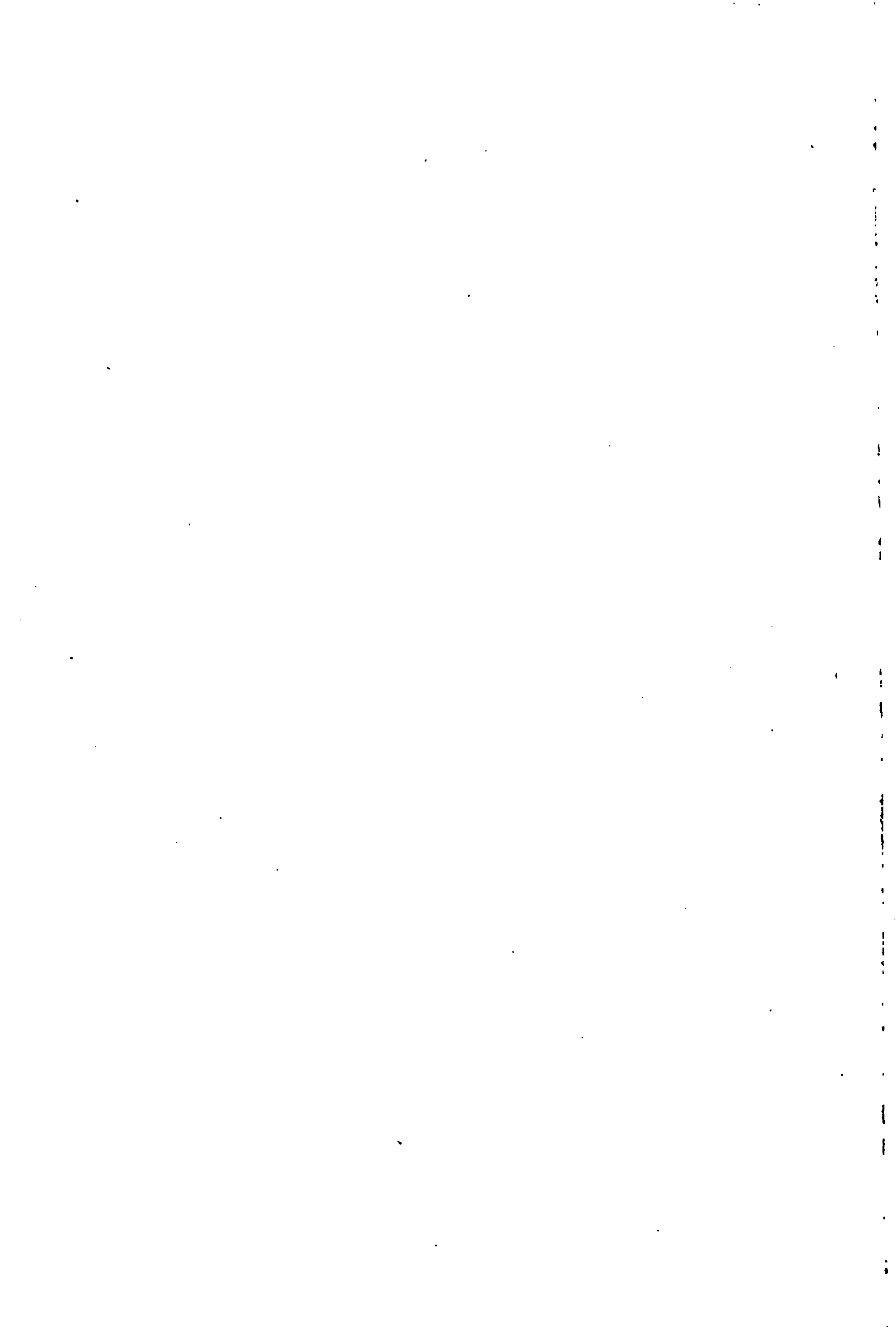

UC-NRLF
$B 15 345
Herz
Ein Buch für die Jugend
von
E. de Amicis



· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·
SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS





Von vorliegender Jugendschrift erschien im gleichen Verlage eine

Illustrierte Pracht-Ausgabe

mit 184 Illustrationen von A. Ferraguti, E. Nardi u. A. G. Sartorio.

Quartformat. In Prachtband mit Goldschnitt Mk. 10.— = Fr. 12.—

Hunderte von Besprechungen wetteifern im Lobe dieser herrlichen Jugendschrift; es seien nur einige hier abgedruckt:

Während der mehr als 25 Jahre, in denen ich Veranlassung hatte, schriftstellerische Werke zu beurteilen, übte ich diese Pflicht nie mit größerer Freude und aufrichtigerer Ueberzeugung, als an vorliegender Jugendschrift. Was sage ich? Jugendschrift? Es ist **ein Evangelium für alt und jung, für hoch und nieder, für alle Schichten des Volkes, für den Palast des Reichen wie für die Hütte des Armen, für Eltern und Kinder, für Lehrer und Schüler.** Es ist eine Illustration zu der Mahnung: „Werdet wie die Kinder!" Der Verfasser, ein hervorragender italienischer Schriftsteller (die uns vorliegende deutsche Uebersetzung ist vortrefflich), bietet uns in den Erzählungen und in der Zeichnung der Personen **vollendete Meisterwerke** in jenem edeln, reinen und keuschen Stil, der gleichermaßen auf jeden Leser jeden Alters und jeder Bildung unterhaltend, belehrend, erbauend, ergreifend, erhebend, veredelnd wirkt. Alles was hier geboten wird, ist wirkliches Leben, echte, wahre Empfindung, Natürlichkeit; **alle edeln Regungen der Seele,** Liebe und Verehrung der Eltern und Lehrer, Mitgefühl gegen Arme und Elende, Hingebung und Aufopferung für die Menschheit, Edelsinn, Heldenmut, Liebe zum Vaterland, Pflichttreue, kurz, was das Wort Herz einschließt, wird in diesem Buch geweckt und gepflegt. Als Erzähler tritt ein etwa 13jähriger Knabe auf, der seine Erlebnisse in der Schule, im Elternhause, mit seinen Kameraden u. s. w. — etwa unter Anleitung des Vaters — mitteilt. Seit Campe's Robinson ist ein gleich **klassisches Werk** in diesem Genre nicht erschienen. Wir sind überzeugt: wer einmal mit der Lektüre dieses **geradezu wunderbaren Buches** begonnen, wird sie kaum unterbrechen, bevor er mit ihr zu Ende gelangt ist. Es ist ein oft gebrauchter Satz: „Dieses Buch sollte in keiner Familie fehlen"; wenn ich ihn niederschreibe, so kann man sich darauf verlassen; hier aber ist der Satz zehn- und hundertfach wahr.

Das Buch sollte einfach nirgends, keinem Menschen, der lesen kann, fehlen.

Hier ist mehr denn Moses, mehr als Katechismus und Gesangbuch, hier ist das Evangelium der Menschheit. In jeder Lehrerkonferenz sollte der Vorsitzende die Mahnung wiederholen: „Kollegen, beschaffet euch dieses Buch und sorget dafür, daß es in euern Gemeinden von jeder Familie angeschafft wird."

J. Erhardt im Badischen Schulboten.

Seit Campe's Robinson die erste klassische Jugendschrift.

Frankfurter Zeitung.

Herz und Gemüt werden gleichmäßig durch verständnisvolle Lektüre dieses Buches gefördert, an dessen Verbreitung alle Jugendfreunde, besonders auch alle Lehrer und Eltern mitarbeiten mögen. Es hat im Originale gegen **150 Auflagen** erlebt und wird mit Recht von den hervorragendsten Pädagogen erachtet für das

beste Buch, das je für Knaben geschrieben wurde;

jeder einzelne Abschnitt ist derartig dem Kindergemüt angepaßt, daß er sofort verstanden wird.

Königsberger Zeitung.

Das ist eine

wahrhaft klassische Jugendschrift,

der **nie genug des Lobes** nachgesagt werden kann. Sie verdient einen Ehrenplatz in jeder Bücherei, und jeder Vater soll sie seinen Kindern kaufen.
Volks-Bildungs-Blätter.

..... Ich empfehle das Buch, das alle edlen Regungen eines jungen Lebens weckt, nachdrücklich als die

frischeste, originellste Jugendschrift.

Neue Zürcher Zeitung.

..... Möge dieses schöne

Buch von seltenem Werte

nicht bloß zu Weihnachten, sondern während des ganzen Jahres seinen Siegeslauf fortsetzen. Es wird für jeden Leser ein Segen sein! Hausfreund (Zürich).

Selten sprechen wahre, gottbegnadete Dichter zu den Kindern. Der Ruf: „Kommt, lasset uns den Kindern leben“ ist zu unsern Dichterfürsten nicht gedrungen, und verbreitet ist das Vorurteil, daß Schriftsteller mittleren Ranges gut genug für unsere Kinder sind. Wenn ein Buch geeignet ist, dieses Vorurteil zu brechen und zu zeigen, daß es auch einem großen angesehenen Schriftsteller Ruhm verschafft, ein gediegenes Werk für Kinder zu schaffen, so ist es „Herz“ von **Edm. de Amicis**, der zu den **ersten zeitgenössischen Schriftstellern** Italiens gehört.....

„Herz“ von Amicis ist lauter Gold.

Dr. Kraus in „Die Jugendbibliothek.“

..... Zweifellos hat das berühmte Buch noch eine große Zukunft, zumal sein Preis ein so geringer ist.

Enthusiasmus des Herzens, Größe und Feinheit der Empfindung, Liebe zum Volke und zum Vaterlande, inniges Mitleid mit den Beladenen und Mühseligen — wer in die Seele seines Knaben, wie in ein edles Gefäß diesen **köstlichen Inhalt des Lebens** gießen will, der lege ihm „Herz“ auf den Weihnachtstisch.
Berliner Morgenzeitung

..... Es ist in der That wieder einmal ein

Ei des Columbus.....

In überzeugender und auch, wie man das von der Sprache Italiens erwarten darf, rhetorisch schöner Weise, schlägt das vortreffliche Buch des Amicis alle diese Saiten an, die im Menschenherzen am lautesten und herrlichsten klingen sollen, um höchstes Menschentum zu schaffen ..... **Wir wünschen dem Buche von ganzem Herzen die weiteste Verbreitung in deutschen Landen.**
Hamburger Correspondent.

..... Darüber sind wir im Klaren, daß dieses Buch

ein Liebling der Kinder

werden wird, wo immer die Kinder es kennen lernen ..... Freie Presse.

Was die Schule unserer Jugend nicht bietet, das bringt ihr in herzgewinnender Form dies

wunderbare Buch.

Der Jugend sagten wir; ein Buch für die Knaben nennt der Verfasser seine Schrift; gewiß für die Knaben, und **die Mädchen auch und die Jünglinge und Jungfrauen.** Aber für die **Eltern erst recht,** und für **Lehrer und Erzieher** ist es vollends ein wahres Evangelium. Kurz: **es ist ein Buch für jung und alt,** wenn je eines es gewesen.

Das so oft mißbrauchte Wort: **„Dieses Buch sollte in keiner Familie fehlen,“** hier gilt es voll und ganz. Ja noch mehr: **des Staates, der Unterrichtsverwaltung Pflicht wäre es geradezu, in geeigneter Weise dafür zu sorgen, daß dieses einzige Buch von jung und alt gelesen werde.** Wenn es möglich ist — und wer sollte dies leugnen? — durch geschriebenes Wort auf das Gemüt zu wirken, dann ist kein Buch so geeignet, wie De Amicis' „Herz“. Prof. J. Stritar in Wien.

Edmondo De Amicis.



Ein Buch für die Jugend.

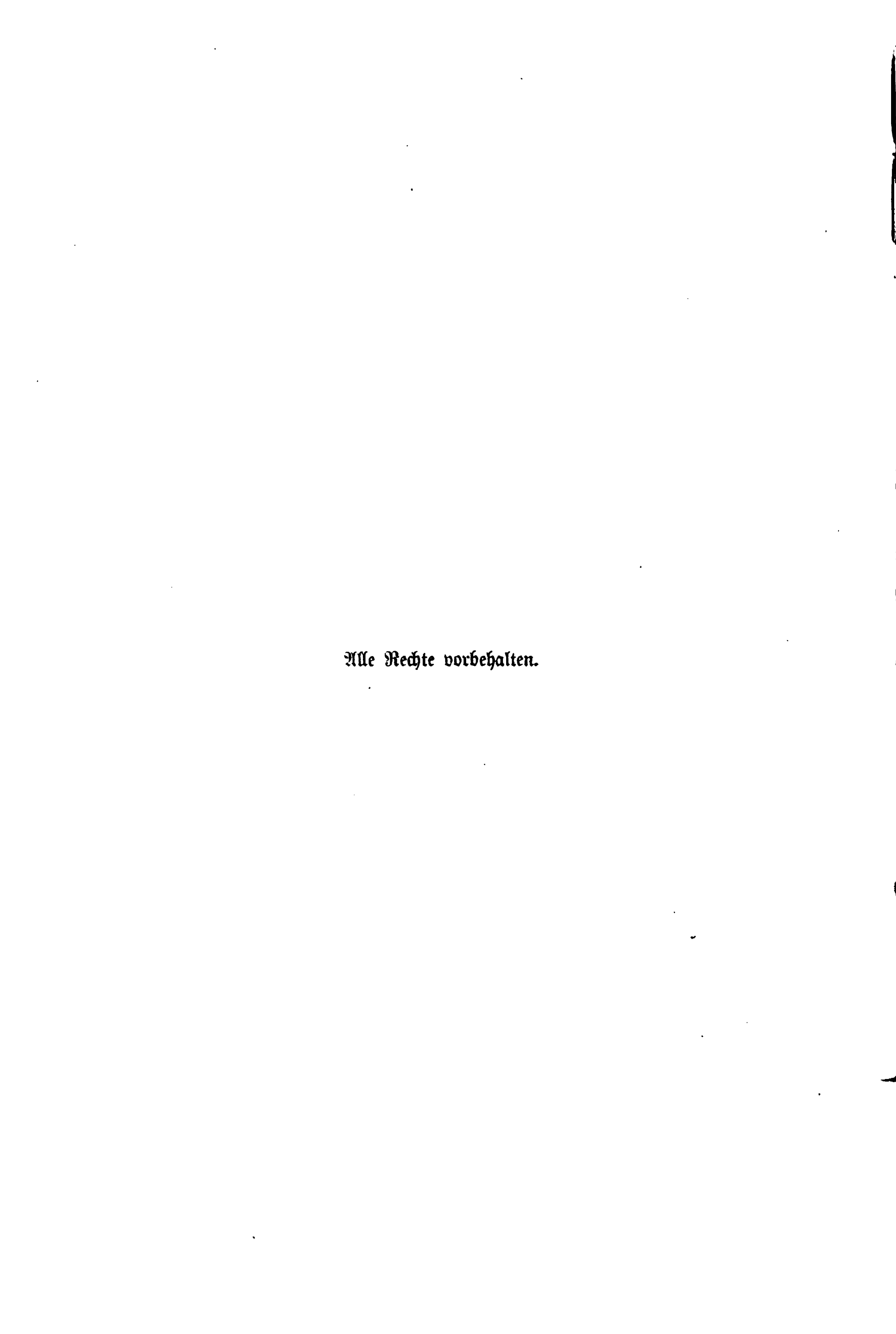
Autorisierte Übersetzung

von

Raimund Wülser.


Siebzehntes und Achtzehntes Tausend.

Basel 1896.
Druck und Verlag von Adolf Geering.



Vorwort.

„Herz“ hat nun seine bleibende Gestalt angenommen. Es ist ein Buch geworden, von dem man aus innerster Überzeugung sagen darf: „Es sollte in keiner Familie fehlen,“ und gerne gebe ich ihm einige wenige Worte auf den Weg, auf dem es sich mehr und mehr die deutschen Herzen erobert.

Der Verleger hat keine Mühe gescheut, das Buch aufs Beste auszustatten; er hat ferner mit sehr großen Kosten durch die illustrierte Auflage der deutschen Jugend ein Buch gegeben, das seinesgleichen auf diesem Gebiete nicht findet und das den schönsten Schmuck eines jeden Weihnachtstisches bilden wird.

Die allgemeine Verbreitung, die „**Herz**, ein Buch für die **Knaben**“ erzielt hat, sowie die Mitteilungen von Seiten vieler Lehrer, haben mir gezeigt, daß diese Bezeichnung eine unrichtige, zu Mißverständnissen führende ist. „**Herz**“ ist nicht nur ein Buch für die Knaben geworden; nein, es hat sich den Rang eines Buches für die Familie, für die Schule erobert; denn auch die Mädchen lesen es mit nicht geringerer Spannung als die Knaben, und in Familien und Schulen ist es eine beliebte und fruchtbringende Lektüre

In Italien, wo weniger gelesen wird als bei uns, hat dieses „libro d'oro“ bis jetzt gegen 150 Auflagen erlebt und sehr bedeutende Künstler haben es durch prächtige Illustrationen zum wahren Volksbuche gemacht Eine italienische Mutter sagt: Man glaube ja nicht, daß „Herz,“ wenn es auch ein Buch für Knaben ist,

nicht auch die Großen interessieren könne; den Erwachsenen kann es vielleicht noch willkommener sein, vorzüglich den Eltern, Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen, mit einem Worte allen denjenigen, welche die Kinder lieben, welche ein kindliches Gemüt, allen denjenigen, welche Herz haben. Alle werden daraus viel lernen. Die Eltern werden lernen die Lehrer, welche so viel für die Kinder arbeiten und leiden, zu lieben und zu achten; die Lehrer werden lernen die Schüler zu lieben, mit ihnen Nachsicht zu haben, von ihnen nicht das Unmögliche zu verlangen; und viele Eltern werden an eine Pflicht erinnert, welche viele, leider sehr viele vernachlässigen, die Pflicht, die Kinder zu lieben, immer an sie zu denken, sie zu überwachen, ihnen zu helfen und die Lehrer zu unterstützen.....

„**Herz**“ darf mit Recht zum Besten auf dem Gebiete der Jugendlitteratur gezählt werden; und ist nur das Beste gut genug für die Jugend, so darf dieses Buch umsomehr Eingang in allen Schichten der Bevölkerung finden, da der Preis desselben so niedrig gehalten ist, daß es auf jeden Weihnachtstisch gelegt werden kann.

Ich hege die Hoffnung, daß meine Kollegen, die Herren Lehrer, von denen mir so viele anerkennende Worte zukommen ließen, im Interesse der Jugend das ihrige zur Verbreitung des herrlichen Buches beitragen werden.

Es erwerbe sich zum Heil unserer Jugend tausende von neuen Freunden!

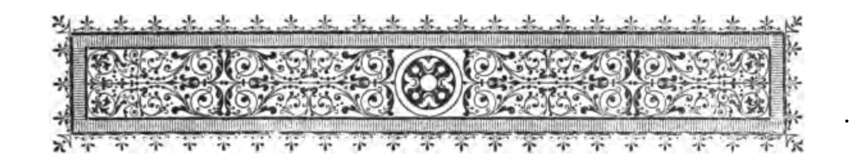
Laufenburg, im September 1893.

Raimund Wülser.

Vorwort des Verfassers.

Dieses Buch ist besonders den Knaben der Elementarschulen gewidmet, welche im Alter von neun bis dreizehn Jahren stehen. Man könnte ihm auch den Titel geben: Geschichte eines Schuljahres, geschrieben von einem Schüler der dritten Klasse einer italienischen Stadtschule. — Indem ich sage: Geschrieben von einem Schüler der dritten Klasse, will ich nicht behaupten, daß er es gerade so geschrieben habe, wie es gedruckt ist. Er notierte nach und nach in ein Heft, so wie er es eben konnte, was er in der Schule und außer derselben gesehen, gehört und gedacht hatte; und sein Vater korrigierte am Ende des Jahres diese Notizen, indem er darauf Bedacht nahm, den Gedanken nicht zu verändern und die Worte des Sohnes so viel als möglich beizubehalten. Als dieser vier Jahre später das Gymnasium besuchte, las er das Heft wieder und fügte von sich aus noch mehr bei, in dem er das Gedächtnis zu Hilfe nahm, welches Personen und Sachen noch frisch bewahrt hatte. Nun leset dieses Buch, liebe Kinder: ich hoffe, daß ihr damit zufrieden sein werdet und daß es euch Nutzen bringen möge.





Oktober.

Der erste Schultag.

17. — Montag.

Heute ist der erste Schultag. Wie ein Traum flogen die drei Ferienmonate auf dem Lande vorüber! Meine Mutter führte mich diesen Morgen in die Abteilung Baretti, um mich in die dritte Elementarklasse einschreiben zu lassen; ich dachte an das fröhliche Landleben, und ging nur ungern. Auf allen Straßen wimmelte es von Knaben; in den zwei Buchhandlungen drängten und drückten sich Väter und Mütter, welche Schultaschen, Mappen und Hefte kauften, und vor der Schule sammelten sich so viele Leute an, daß der Pedell und der Schutzmann Mühe hatten, die Türe frei zu halten. In der Nähe derselben klopfte mir jemand auf die Schulter; es war mein Lehrer der zweiten Klasse, ein munteres Männchen mit roten, struppigen Haaren, welcher zu mir sagte: Wir sind also für immer getrennt, Heinrich? — Ich wußte es wohl, und doch thaten mir diese Worte weh. Wir konnten kaum eintreten. Herren, Damen, Frauen aus dem Volke, Handwerker, Offiziere, Großmütter, Mägde, alle mit Knaben an der einen und den Zeugnisbüchlein in der andern Hand, füllten die Vorhalle und die Treppen und machten ein Gesumse, daß man in ein Theater einzutreten glaubte. Ich sah mit Vergnügen die große Halle zu ebener Erde mit den Türen zu den sieben Klassen wieder, die ich während drei

Jahren fast alle Tage durchschritt. Es war ein Gedränge; die Lehrerinnen kamen und gingen. Meine Lehrerin der ersten Klasse grüßte mich von ihrer Türe aus und sagte: — Heinrich, du kommst dieses Jahr ins obere Stockwerk; ich werde dich nicht einmal mehr vorbeigehen sehen! — und sie sah mich traurig an. Der Direktor war umringt von geängstigten Frauen, denn es war kein Platz mehr da für ihre Kinder; es schien mir, sein Bart sei etwas weißer als im vergangenen Jahre. Ich fand Knaben, welche größer und stärker geworden waren. Im Erdgeschoß, wo man die Einteilung schon beendigt hatte, waren viele Kinder der ersten Klasse, welche nicht in das Schulzimmer eintreten wollten, und sich wie widerspenstige Eselchen gebärdeten; man mußte sie mit Gewalt hineinziehen. Einige entwischten wieder aus den Bänken; andere, die ihre Eltern fortgehen sahen, fingen zu weinen an, und diese mußten wieder zurückkehren, um sie zu trösten oder um sie wieder mit sich zu nehmen; die Lehrerinnen schienen zu verzweifeln. Mein kleiner Bruder kam in die Klasse der Lehrerin Delcati, ich zum Lehrer Perboni, ins erste Stockwerk. Um zehn Uhr waren wir alle in unsern Klassenzimmern: vierundfünfzig; kaum fünfzehn oder sechszehn meiner Kameraden aus der zweiten Klasse, unter ihnen Derossi, welcher immer den ersten Preis bekommt. Mir erschien die Klasse so klein und trübselig, wenn ich an die Wälder und Berge dachte, wo ich den Sommer zugebracht. Auch dachte ich an meinen Lehrer der zweiten Klasse, der so gut war, immer mit uns lachte, und so klein, daß er unser Kamerad schien; es that mir leid, ihn nicht mehr zu sehen mit seinen roten, struppigen Haaren. Unser jetziger Lehrer ist groß, ohne Bart, mit grauen, langen Haaren und einer geraden Falte auf der Stirne, seine Stimme klingt hart und er betrachtet uns alle fest, einen nach dem andern, als wolle er in unserer Seele lesen; er lacht nie. Ich sagte zu mir selber: Das ist der erste Tag. Noch neun Monate. Wie viel Arbeiten, wie viel monatliche Examen, wie viele Mühe! — Ich mußte meine Mutter am Ausgang finden, und ich lief, ihr die Hand zu küssen. Sie sagte zu mir: — Mut, Heinrich! Wir werden mit einander lernen. — Und ich kehrte zufrieden nach Hause zurück. Aber ich habe meinen Lehrer mit seinem guten und heitern Lächeln nicht mehr, und die Schule scheint mir nicht mehr so schön, wie ehemals.

Unser Lehrer.

18. — Dienstag.

Auch mein neuer Lehrer gefällt mir seit heute Morgen. Während wir eintraten und er schon an seinem Platze saß, ließ sich an der Türe hie und da einer seiner Schüler des vergangenen Jahres sehen, um ihn zu grüßen; sie riefen ihm zu: „Guten Tag, Herr Lehrer," „guten Tag, Herr Perboni," — einige traten ein, reichten ihm die Hand und schlüpften wieder hinaus. Man sah, daß sie ihn liebten und daß sie gerne wieder zu ihm zurückgekehrt wären. Er antwortete: „Guten Tag," drückte die Hände, die sie ihm reichten, sah aber keinen an; bei jedem Gruß blieb er ernst, mit seiner geraden Furche auf der Stirn, gegen das Fenster gekehrt, und betrachtete das Dach des gegenüberstehenden Hauses; anstatt sich über die Grüße zu freuen, schien er darunter zu leiden. Dann betrachtete er uns aufmerksam, einen nach dem andern. Beim Diktieren ging er zwischen den Bänken auf und ab, und als er einen Knaben sah, der ein von Bläschen ganz rotes Gesicht hatte, hörte er auf zu diktieren, nahm dessen Gesicht zwischen die Hände und schaute ihn an; dann fragte er ihn, was ihm fehle, und legte ihm seine Hand auf die Stirne, um zu fühlen, ob sie heiß sei. Mittlerweile richtete sich ein Knabe in der Bank hinter ihm in die Höhe und machte mit den Armen Gebärden, wie eine bewegliche Puppe. Der Lehrer drehte sich plötzlich um, der Knabe setzte sich schnell und erwartete gesenkten Kopfes die Strafe. Der Lehrer legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte: Thu' das nicht mehr! — Das war alles. Hierauf kehrte er zum Pult zurück und vollendete das Diktat. Als er damit zu Ende war, betrachtete er uns einen Augenblick ganz still; dann sagte er leise mit seiner rauhen aber gütigen Stimme: — Hört! Wir haben ein Jahr miteinander zuzubringen. Bestreben wir uns, diese Zeit gut anzuwenden. Lernt und seid brav. — Ich habe keine Familie. Meine Familie seid ihr. Im vergangenen Jahr hatte ich noch meine Mutter: sie ist gestorben. Ich bin allein zurückgeblieben. Ich habe nur noch euch auf Erden, ich habe keine andere Liebe, keinen anderen Gedanken als euch. Ihr sollt meine Söhne sein. Ich liebe euch, und es ist nötig, daß ihr auch mich liebet. Ich hoffe keinen strafen zu müssen. Zeigt mir, daß ihr Knaben von Gemüt seid; unsere Schule wird eine Familie und ihr werdet mein Trost und mein Stolz sein. Ich will kein mündliches

Jahren fast alle Tage durchschritt. Es war ein Gedränge; die Lehrerinnen kamen und gingen. Meine Lehrerin der ersten Klasse grüßte mich von ihrer Türe aus und sagte: — Heinrich, du kommst dieses Jahr ins obere Stockwerk; ich werde dich nicht einmal mehr vorbeigehen sehen! — und sie sah mich traurig an. Der Direktor war umringt von geängstigten Frauen, denn es war kein Platz mehr da für ihre Kinder; es schien mir, sein Bart sei etwas weißer als im vergangenen Jahre. Ich fand Knaben, welche größer und stärker geworden waren. Im Erdgeschoß, wo man die Einteilung schon beendigt hatte, waren viele Kinder der ersten Klasse, welche nicht in das Schulzimmer eintreten wollten, und sich wie widerspenstige Eselchen gebärdeten; man mußte sie mit Gewalt hineinziehen. Einige entwischten wieder aus den Bänken; andere, die ihre Eltern fortgehen sahen, fingen zu weinen an, und diese mußten wieder zurückkehren, um sie zu trösten oder um sie wieder mit sich zu nehmen; die Lehrerinnen schienen zu verzweifeln. Mein kleiner Bruder kam in die Klasse der Lehrerin Delcati, ich zum Lehrer Perboni, ins erste Stockwerk. Um zehn Uhr waren wir alle in unsern Klassenzimmern: vierundfünfzig; kaum fünfzehn oder sechszehn meiner Kameraden aus der zweiten Klasse, unter ihnen Derossi, welcher immer den ersten Preis bekommt. Mir erschien die Klasse so klein und trübselig, wenn ich an die Wälder und Berge dachte, wo ich den Sommer zugebracht. Auch dachte ich an meinen Lehrer der zweiten Klasse, der so gut war, immer mit uns lachte, und so klein, daß er unser Kamerad schien; es that mir leid, ihn nicht mehr zu sehen mit seinen roten, struppigen Haaren. Unser jetziger Lehrer ist groß, ohne Bart, mit grauen, langen Haaren und einer geraden Falte auf der Stirne, seine Stimme klingt hart und er betrachtet uns alle fest, einen nach dem andern, als wolle er in unserer Seele lesen; er lacht nie. Ich sagte zu mir selber: Das ist der erste Tag. Noch neun Monate. Wie viel Arbeiten, wie viel monatliche Examen, wie viele Mühe! — Ich mußte meine Mutter am Ausgang finden, und ich lief, ihr die Hand zu küssen. Sie sagte zu mir: — Mut, Heinrich! Wir werden mit einander lernen. — Und ich kehrte zufrieden nach Hause zurück. Aber ich habe meinen Lehrer mit seinem guten und heitern Lächeln nicht mehr, und die Schule scheint mir nicht mehr so schön, wie ehemals.

Unser Lehrer.

18. — Dienstag.

Auch mein neuer Lehrer gefällt mir seit heute Morgen. Während wir eintraten und er schon an seinem Platze saß, ließ sich an der Türe hie und da einer seiner Schüler des vergangenen Jahres sehen, um ihn zu grüßen; sie riefen ihm zu: „Guten Tag, Herr Lehrer," „guten Tag, Herr Perboni," — einige traten ein, reichten ihm die Hand und schlüpften wieder hinaus. Man sah, daß sie ihn liebten und daß sie gerne wieder zu ihm zurückgekehrt wären. Er antwortete: „Guten Tag," drückte die Hände, die sie ihm reichten, sah aber keinen an; bei jedem Gruß blieb er ernst, mit seiner geraden Furche auf der Stirn, gegen das Fenster gekehrt, und betrachtete das Dach des gegenüberstehenden Hauses; anstatt sich über die Grüße zu freuen, schien er darunter zu leiden. Dann betrachtete er uns aufmerksam, einen nach dem andern. Beim Diktieren ging er zwischen den Bänken auf und ab, und als er einen Knaben sah, der ein von Bläschen ganz rotes Gesicht hatte, hörte er auf zu diktieren, nahm dessen Gesicht zwischen die Hände und schaute ihn an; dann fragte er ihn, was ihm fehle, und legte ihm seine Hand auf die Stirne, um zu fühlen, ob sie heiß sei. Mittlerweile richtete sich ein Knabe in der Bank hinter ihm in die Höhe und machte mit den Armen Gebärden, wie eine bewegliche Puppe. Der Lehrer drehte sich plötzlich um, der Knabe setzte sich schnell und erwartete gesenkten Kopfes die Strafe. Der Lehrer legte ihm die Hand aufs Haupt und sagte: Thu' das nicht mehr! — Das war alles. Hierauf kehrte er zum Pult zurück und vollendete das Diktat. Als er damit zu Ende war, betrachtete er uns einen Augenblick ganz still; dann sagte er leise mit seiner rauhen aber gütigen Stimme: — Hört! Wir haben ein Jahr miteinander zuzubringen. Bestreben wir uns, diese Zeit gut anzuwenden. Lernt und seid brav. — Ich habe keine Familie. Meine Familie seid ihr. Im vergangenen Jahr hatte ich noch meine Mutter: sie ist gestorben. Ich bin allein zurückgeblieben. Ich habe nur noch euch auf Erden, ich habe keine andere Liebe, keinen anderen Gedanken als euch. Ihr sollt meine Söhne sein. Ich liebe euch, und es ist nötig, daß ihr auch mich liebet. Ich hoffe keinen strafen zu müssen. Zeigt mir, daß ihr Knaben von Gemüt seid; unsere Schule wird eine Familie und ihr werdet mein Trost und mein Stolz sein. Ich will kein mündliches

Versprechen von euch; ich bin gewiß, daß ihr im Herzen schon ja gesagt habt. Und ich danke euch. — In diesem Augenblicke trat der Schuldiener ein und gab das Zeichen zum Schließen. Wir traten ganz still aus den Bänken. Der Knabe, der sich in der Bank aufgerichtet hatte, näherte sich dem Lehrer und sagte mit zitternder Stimme zu ihm: — Herr Lehrer, verzeihen Sie mir. — Der Lehrer küßte ihn auf die Stirne und sagte: — Geh, mein Sohn.

Ein Unglücksfall.

21. — Freitag.

Das Schuljahr hat mit einem Unfall begonnen. Als ich diesen Morgen, von meinem Vater begleitet, in die Schule ging, und ihm jene Worte des Lehrers wiederholte, sahen wir die Straße voll von Menschen, die sich vor der Türe des Schulhauses angehäuft hatten. Mein Vater sagte sogleich: — Ein Unglücksfall! Das Jahr beginnt nicht gut! — Mit großer Mühe traten wir ein. Der weite Vorsaal war angefüllt mit Eltern und Knaben, welche die Lehrer nicht in die Schulzimmer bringen konnten und welche alle gegen das Zimmer des Direktors gewandt waren und man hörte sagen: Armer Knabe! Armer Robetti! — Über die Köpfe weg sah man hinten im Saal den Helm eines Schutzmanns und das kahle Haupt des Direktors. Jetzt trat ein Herr mit hohem Hute ein und alle sagten: — Es ist der Arzt. — Mein Vater fragte einen Lehrer: — Was ist geschehen? — Ein Rad ist ihm über den Fuß gefahren, — antwortete er. — Er hat den Fuß gebrochen, — sagte ein anderer. Es war ein Knabe der zweiten Klasse, der, als er durch die Straße Dora Grossa zur Schule ging, ein von seiner Mutter weggelaufenes Kind der ersten Klasse, in der Mitte der Straße, wenige Schritte vor einem entgegenkommenden Omnibus fallen sah und beherzt hinzugesprungen war, es erfaßt und gerettet hatte. Er selber aber hatte seinen Fuß nicht schnell genug zurückziehen können und das Rad des Omnibus war ihm darüber gefahren. Er ist der Sohn eines Hauptmanns der Artillerie. Während man uns dies erzählte, stürzte eine Dame wie wahnsinnig in den Saal, indem sie die Menge durchbrach: es war die Mutter Robettis, welche man gerufen hatte; eine andere Dame lief ihr entgegen, und warf sich ihr schluchzend an den Hals: es war die Mutter des geretteten Kindes.

Beide stürzten in das Zimmer und man hörte einen verzweifelten Schrei: — O mein Julius! Mein Kind! In diesem Augenblicke hielt eine Kutsche vor der Türe und kurz nachher erschien der Direktor mit dem Knaben in den Armen, welcher den Kopf auf seine Schulter lehnte, mit weißem Gesicht und geschlossenen Augen. Alles schwieg: man hörte das Schluchzen der Mutter. Der Direktor stand einen Augenblick still. Er war bleich und hob den Knaben mit beiden Armen ein wenig in die Höhe, um ihn der Menge zu zeigen. Alle: Lehrer, Lehrerinnen, Eltern und Knaben murmelten: — Braver Robetti! — Brav, armes Kind! — und sie schickten ihm Kußhände; die Lehrerinnen und Knaben, die in seiner Nähe waren, küßten ihm die Hände und die Arme. Er öffnete die Augen und sagte: — Meine Schultasche! — Die Mutter des geretteten Kindes zeigte ihm dieselbe weinend und sagte zu ihm: — Ich trage sie dir, lieber Engel, ich trage sie dir. — Zugleich stützte sie die Mutter des Verwundeten, die sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte. Sie traten hinaus, legten den Knaben bequem in die Kutsche, die Kutsche fuhr fort. Hierauf traten wir alle still in die Schule.

Der kleine Kalabrese.

22. — Samstag.

Gestern Abend, als uns der Lehrer Nachricht von dem armen Robetti gab, welcher nun einige Zeit an Krücken wird gehen müssen, trat der Direktor mit einem neu Eingeschriebenen ein. Es war ein Knabe mit sehr braunem Gesicht, schwarzen Haaren, großen und schwarzen Augen, mit dichten, auf der Stirn sich vereinigenden Augenbrauen; er war ganz dunkel gekleidet und hatte einen schwarzen Ledergürtel um den Leib. Nachdem der Direktor dem Lehrer etwas ins Ohr geflüstert hatte, verließ er das Zimmer, indem er den Knaben, der uns mit seinen großen, schwarzen Augen wie erschrocken betrachtete, in der Nähe des Lehrers zurückließ. Nun nahm ihn der Lehrer bei der Hand und sagte zu der Klasse: — Ihr könnt euch glücklich schätzen. Heute tritt in unsere Schule ein kleiner Italiener, der aus Reggio in Kalabrien, mehr als 500 Meilen von hier, gebürtig ist. Liebet ihn als einen aus fernem Lande gekommenen Bruder. Er ist in einem ruhmreichen Lande geboren, das Italien große Männer schenkte und ihm starke Arbeiter und tapfere Soldaten giebt. Er kommt aus einem der schönsten Teile

unseres Vaterlandes, wo es mächtige Wälder und hohe Berge giebt, wo ein mutiges und begabtes Volk wohnt. Begegnet ihm so freundlich, daß er sich nicht bewußt wird, ein Fremder zu sein. Zeigt ihm, daß ein italienischer Knabe, in welche Schule Italiens er auch immer den Fuß setze, sich unter Brüdern befindet. — Als der Lehrer dies gesagt hatte, erhob er sich und zeigte auf der Wandkarte Italiens den Punkt, wo Reggio liegt. Dann rief er laut: — Ernesto Derossi! — (Denjenigen, der immer den ersten Preis bekommt.) Derossi erhob sich. — Komme hieher, — sagte der Lehrer. Derossi trat aus der Bank und stellte sich in der Nähe des Pultes dem Kalabresen gegenüber auf. — Als Erster der Klasse, — sagte der Lehrer zu ihm, — umarme zum Willkomm den neuen Kameraden im Namen der ganzen Klasse; es umarmen die Söhne Piemonts den Sohn Kalabriens. — Derossi umarmte den Kalabresen, indem er mit seiner hellen Stimme sagte: — Willkommen! — und dieser küßte ihn mit Ungestüm auf beide Wangen. Alle klatschten in die Hände. — Ruhig! rief der Lehrer — in der Schule klatscht man nicht in die Hände! — Aber man sah, daß er zufrieden war. Auch der Kalabrese war zufrieden. Der Lehrer wies ihm seinen Platz an und begleitete ihn zur Bank. Dann sagte er noch: — Merkt wohl auf das, was ich euch sage: — um es möglich zu machen, daß ein kalabresischer Knabe in Turin wie zu Hause sei und daß ein Knabe aus Turin in Reggio sich wie daheim fühle, kämpfte unser Land fünfzig Jahre und 30,000 Italiener vergossen ihr Blut. Ihr sollt einander achten und lieben; derjenige, der diesen Kameraden beleidigen würde, weil er nicht in unserer Provinz geboren ist, dürfte die Augen nicht vom Boden erheben, wenn eine dreifarbige Fahne vorüberzieht. — Kaum hatte der Kalabreser sich an seinen Platz gesetzt, als seine Nachbarn ihn mit Federn und einem Bildchen beschenkten, und ein anderer Knabe aus der letzten Bank schickte ihm eine schwedische Briefmarke.

Meine Kameraden.

25. — Dienstag.

Der Knabe, welcher dem Kalabresen die Marke schickte, gefällt mir von allen am besten. Er heißt Garrone, ist der größte, fast vierzehn Jahre alt, hat einen großen Kopf und breite Schultern; er ist gut;

man sieht es, wenn er lächelt; aber es scheint, als ob er immer denke wie ein Mann. Ich kenne jetzt schon viele meiner Kameraden. Ein anderer, der Coretti heißt, gefällt mir auch. Er trägt eine gestrickte braune Jacke und eine Mütze aus Katzenfell. Er ist immer lustig, der Sohn eines Holzhändlers, welcher im Krieg von 1866 im Regiment des Prinzen Umberto Soldat gewesen ist, und der, wie man sagt, drei Medaillen hat. Da ist ferner der kleine Nelli, ein armer Buckliger, schmächtig mit abgezehrtem Gesicht. Ein anderer ist sehr gut gekleidet, liest immer die Härchen von seinem Anzuge ab, und heißt Votini. In der Bank vor mir sitzt ein Knabe, den sie das Maurermeisterlein nennen, weil sein Vater Maurer ist. Er hat ein Gesicht so rund wie ein Apfel und eine Stumpfnase. Er besitzt eine besondere Geschicklichkeit, er kann nämlich das „Hasenmäulchen" machen, und alle wollen das Hasenmäulchen sehen und lachen darüber; er trägt einen kleinen, weichen Filzhut, den er zusammenballt und wie ein Nastuch in die Tasche steckt. Neben dem Maurermeisterlein ist Garoffi, ein langer, magerer Bursche mit einer Habichtsnase und sehr kleinen Augen, welcher immer mit Federn, Bildchen und Streichholzschachteln handelt und sich die Lektion auf die Fingernägel schreibt, um sie im Verborgenen abzulesen. Weiter ist da ein Herrchen, Carlo Nobis, welcher sehr anmaßend scheint und zwischen zwei Knaben sitzt, die mir gut gefallen. Der eine, der Sohn eines Schmieds, steckt in einer Jacke, die ihm bis zum Knie reicht; er ist ein wenig bleich, so daß er immer krank scheint, hat zudem ein erschrockenes Aussehen und lacht nie; der andere hat rote Haare und einen lahmen Arm, den er immer in der Schlinge trägt. Sein Vater ist nach Amerika gegangen und seine Mutter hausiert mit Gemüse. Ein kurioser Kauz ist mein Nachbar zur Linken, — Stardi, — klein und dick, ohne Hals, ein Murrkopf, der mit niemandem spricht. Es scheint, als ob er wenig verstehe, aber er ist immer auf den Lehrer aufmerksam, ohne mit den Augen zu zwinkern, mit gefalteter Stirne und zusammengebissenen Zähnen, und wenn ihn einer etwas frägt, während der Lehrer spricht, so antwortet er das erste- und zweitemal nicht, und das drittemal giebt er einen Fußtritt. Zu seiner Seite ist einer mit frechem Gesicht, der Franti heißt und schon aus einer andern Abteilung ausgeschlossen wurde. Zwei Brüder sind da, gleich gekleidet, die sich ähneln wie ein Ei dem andern und die beide den mit einer Fasanenfeder geschmückten Hut nach kalabresischer Art tragen.

Aber der schönste von allen, derjenige, der am meisten Talent hat, welcher sicher auch dieses Jahr wieder der Erste sein wird, ist Derossi; und der Lehrer, der das schon gemerkt hat, frägt ihn immer. Ich mag auch Precossi gut leiden, den Sohn des Schmiedes, denjenigen mit der langen Jacke, welcher immer kränklich scheint; sie sagen, sein Vater schlage ihn; er ist sehr schüchtern, und jedesmal, wenn er einen frägt oder berührt, so sagt er: — Entschuldige mich, — und betrachtet uns mit seinen guten, traurigen Augen. Aber Garrone ist der größte und beste.

Großmut.

26. — Mittwoch.

Und wirklich, diesen Morgen fand sich Gelegenheit, Garrone richtig kennen zu lernen. Als ich in das Schulzimmer trat, — es war ein wenig spät, da mich die Lehrerin der ersten Klasse aufgehalten hatte, mit der Frage, wann sie morgen kommen könne, um uns zu besuchen, — war der Lehrer noch nicht da, und drei oder vier Knaben quälten den armen Crossi, den mit den roten Haaren und dem lahmen Arme, den Sohn der Gemüsehändlerin. Sie stießen ihn mit Linealen, warfen ihm Kastanienschalen ins Gesicht und nannten ihn Krüppel und Mißgeburt, indem sie ihn nachahmten, wie er seinen Arm am Halse trug. Und er, allein zuhinterst in seiner Bank, ganz blaß, hörte zu, bald den einen, bald den andern mit bittenden Augen anblickend, man möchte ihn doch gehen lassen. Aber die andern verspotteten ihn immer mehr, und er begann zu zittern und wurde rot vor Wut. Auf einmal stieg Franti, jenes unverschämte Gesicht, auf eine Bank, und indem er sich stellte, als ob er an jedem Arm einen Korb trage, äffte er die Mutter Crossis nach, wie er sie sah, wenn sie ihren Sohn an der Türe erwartete. Jetzt ist sie krank. Viele fingen an sehr laut zu lachen. Da verlor Crossi den Kopf, ergriff ein Tintenfaß und schleuderte es seinem Beleidiger mit aller Kraft in das Gesicht; aber Franti wich geschickt aus, und das Tintenfaß flog dem Lehrer, der gerade eintrat, an die Brust. Alle schlüpften geräuschlos an ihre Plätze und waren still und erschrocken.

Der Lehrer, ganz bleich, stieg aufs Pult und mit zitternder Stimme fragte er: — Wer ist's gewesen? —

Keiner antwortete.

Der Lehrer rief ein zweites Mal mit erhobener Stimme: — Wer ist's? —

Jetzt schnellte Garrone, der mit dem armen Crossi Mitleid hatte, in die Höhe und sagte entschlossen: — Ich bin es.

Der Lehrer betrachtete ihn, betrachtete die verwunderten Schüler; dann sagte er mit ruhiger Stimme: — Du bist's nicht.

Und einen Augenblick nachher: — Der Schuldige wird nicht bestraft. Er soll aufstehen!

Crossi erhob sich und sagte weinend: — Sie schlugen und beschimpften mich, ich habe den Kopf verloren, habe geworfen. . . . .

Setz dich, — sagte der Lehrer. — Diejenigen, die ihn herausgefordert haben, sollen aufstehen.

Vier erhoben sich und ließen die Köpfe hangen. — Ihr, — sagte der Lehrer, — ihr habt einen Kameraden beschimpft, der euch nichts zuleide gethan hat, ihr habt einen Unglücklichen verspottet, einen Schwachen, der sich nicht verteidigen kann, angegriffen. Ihr habt eine der niedrigsten, eine der schändlichsten Handlungen begangen, mit der sich ein menschliches Geschöpf besudeln kann. Ihr Feiglinge! — Als er dies gesagt hatte, trat er zwischen die Bänke, legte die Hand unter Garrones Kinn, der gesenkten Hauptes dasaß, hob sein Gesicht, sah ihm scharf in die Augen und sagte: — Du bist eine edle Seele.

Garrone benutzte diesen Augenblick und murmelte dem Lehrer, ich weiß nicht was, ins Ohr. Dieser, zu den Schuldigen gewendet, sagte barsch: — Ich verzeihe euch.

Meine Lehrerin der ersten Klasse.

27. — Donnerstag.

Meine Lehrerin hat ihr Versprechen gehalten und ist heute in unser Haus gekommen, gerade als ich im Begriffe stand, mit meiner Mutter auszugehen, um einer armen Frau, die durch die Zeitung empfohlen worden war, Wäsche zu bringen. Seit einem Jahr hatten wir sie nicht mehr in unserm Hause gesehen. Wir begrüßten sie alle freudig. Sie ist immer die gleiche, klein, mit ihrem grünen Schleier um den Hut, schlecht gekämmt, einfach gekleidet, da sie nicht Zeit hat, sich zu putzen; doch ist sie etwas bleicher, als vergangenes Jahr, hat

schon einige weiße Haare und hustet immer. Meine Mutter sagte zu ihr: — Wie geht es, liebe Lehrerin? Sie schonen sich nicht genug! — Ach, thut nichts, antwortete sie mit heiterm und melancholischem Lächeln. — Sie sprechen zu laut, — fügte meine Mutter bei, — Sie machen sich zu viel Sorge mit Ihren Knaben. — Es ist wahr, man hört ihre Stimme immer; ich erinnere mich der Zeit, da ich zu ihr in die Schule ging; sie spricht immer, spricht, damit die Knaben nicht zerstreut werden und setzt sich keinen Augenblick. — Ich war sicher, daß sie zu uns kommen würde, denn sie erinnert sich immer ihrer früheren Schüler; sie erinnert sich der Namen noch nach Jahren; wenn die Monatsexamen stattfinden, geht sie zum Direktor, um ihn zu fragen, welche Noten die Knaben erhalten haben; sie erwartet dieselben am Ausgange und läßt sich ihre Aufsätze zeigen, um zu sehen, ob sie Fortschritte gemacht haben; und viele, die schon im Gymnasium sind, schon Uhren und lange Hosen tragen, besuchen sie. Heute kehrte sie ganz erschöpft aus einer Gemäldegalerie zurück, wohin sie ihre Knaben geführt hatte, wie sie jeden Donnerstag zu thun pflegt. Arme Lehrerin, sie ist noch magerer geworden. Aber sie ist immer lebhaft und gerät in Begeisterung, wenn sie von ihrer Schule spricht. Sie wollte das Bett wieder sehen, in dem sie mich vor zwei Jahren sehr krank liegen sah und das jetzt meinem Bruder gehört; sie betrachtete es einen Augenblick und konnte nicht sprechen. — Sie mußte bald fortgehen, um einen Knaben ihrer Klasse zu besuchen, den Sohn eines Sattlers, der an den Masern krank ist; überdies hatte sie noch einen Stoß Hefte zu korrigieren, Arbeit für den ganzen Abend und mußte vor Nacht einer Krämerin noch eine Privatrechnungsstunde geben. Nun Heinrich, — sagte sie zu mir, als sie wegging, — liebst du deine Lehrerin noch, jetzt, da du schwere Rechnungen lösest und lange Aufsätze machst? — Sie hat mich geküßt und noch unten auf der Treppe gesagt: — Gelt, du vergissest mich nicht, Heinrich? — O, meine gute Lehrerin, nie, niemals werde ich dich vergessen. Auch wenn ich groß bin, werde ich mich noch deiner erinnern, und werde dich in Mitte deiner Knaben aufsuchen; und jedesmal, wenn ich bei einer Schule vorbeigehe und die Stimme einer Lehrerin höre, werde ich glauben, deine Stimme zu hören und ich werde an die zwei Jahre denken, die ich in deiner Schule zubrachte, wo ich so viele Sachen lernte, wo ich dich so oft krank und müde, aber immer geschäftig, immer nachsichtig sah; wo du dich aufregtest, wenn sich

einer angewöhnte, die Feder schlecht zu halten; wo du zittertest, wenn die Inspektoren uns abfragten; wo du glücklich warst, wenn wir uns wacker hielten; wo du immer gut und liebevoll warst, wie eine Mutter. Niemals, niemals werde ich meine Lehrerin vergessen.

In einem Dachstübchen.

28. — Freitag.

Gestern Abend ging ich mit meiner Mutter und meiner Schwester Silvia, um der durch die Zeitung empfohlenen armen Frau die Wäsche zu bringen. Ich trug das Paket, Silvia hatte die Zeitung mit den Anfangsbuchstaben des Namens und der Adresse. Wir stiegen bis unter das Dach eines hohen Hauses und kamen in einen langen Gang, wo viele Türen waren. Meine Mutter klopfte an die letzte. Eine junge, blonde und abgezehrte Frau öffnete uns. Mir schien, als hätte ich diese Frau mit dem gleichen blauen Kopftuch auch schon gesehen. — Seid Ihr die in der Zeitung Empfohlene, so und so? — fragte meine Mutter. — Ja, gnädige Frau, ich bin's. — Hier haben wir Euch ein wenig Wäsche gebracht. — Sie wollte nun nicht mehr aufhören uns zu danken und uns mit Segenswünschen zu überhäufen. Ich bemerkte inzwischen in einem Winkel des kahlen, dunkeln Stübchens einen Knaben, der vor einem Stuhle kniete. Er hatte den Rücken uns zugekehrt und schien zu schreiben. Und wirklich, er schrieb. Er hatte das Papier auf den Stuhl gelegt, das Tintenfaß stand auf dem Boden. Wie machte er es nur, in dieser Dämmerung noch zu schreiben? Wie ich mich das frage, erkenne ich die roten Haare und die Barchentjacke Crossis, des Sohnes der Gemüsehändlerin, meinen Mitschüler mit dem lahmen Arm. Ich sagte es leise meiner Mutter, als die Frau die Wäsche weglegte. — Still! — antwortete meine Mutter; es kann sein, daß er sich schämt dich zu sehen, weil du seiner Mutter ein Almosen giebst; rufe ihn nicht. — Aber in diesem Augenblicke wandte sich Crossi um, ich war in Verlegenheit, er lächelte, und jetzt schob mich meine Mutter vorwärts, damit ich gehe, ihn zu küssen. Ich begrüßte ihn; er erhob sich und ergriff meine Hand. — Ich stehe, — sagte jetzt seine Mutter zu der meinigen, — alleine mit diesem Knaben; mein Mann ist seit sechs Jahren in Amerika und ich bin überdies krank, so daß ich nicht mehr mit Gemüse hausieren kann, um

einige Soldi zu verdienen. Es ist nicht einmal ein Tischchen für meinen armen Ludwig übrig geblieben, auf dem er seine Aufgaben machen könnte. Als ich noch meinen Ladentisch unten im Thorweg hatte, konnte er wenigstens auf diesem schreiben; jetzt haben sie mir auch den genommen. Nicht einmal ein Licht haben wir, daß er lernen könnte, ohne sich die Augen zu ruinieren. Gottlob, daß ich ihn zur Schule schicken kann, da die Gemeinde ihm Bücher und Hefte giebt. Armer kleiner Ludwig, er würde doch so gerne lernen! Ich arme Frau! — Meine Mutter gab ihr alles Geld, das sie in der Börse hatte, küßte den Knaben und weinte fast, als wir fortgingen. Und sie hatte wohl recht, als sie zu mir sagte: Sieh, wie dieser arme Knabe zu arbeiten gezwungen ist, und du hast alle Bequemlichkeiten und doch kommt dich das Lernen so hart an! O Heinrich, in seiner Arbeit eines Tages liegt mehr Verdienst, als in der deinigen von einem ganzen Jahre. Solchen Schülern sollte man die ersten Preise geben.

Die Schule.

28. — Freitag.

Ja, lieber Heinrich, das Lernen kommt dich hart an, wie dir deine Mutter sagt; ich sehe dich noch nicht mit jenem entschlossenen Mute und jenem strahlenden Gesichte zur Schule gehen, wie ich es gern möchte. Du gehst noch immer mit Widerwillen. Aber höre: Denke ein wenig nach, wie elend, wie unwürdig dein Leben wäre, wenn du nicht zur Schule gingest! Mit gefalteten Händen würdest du, von Überdruss und Scham gequält, von deinem Spielzeug und deiner Existenz angeekelt, am Ende einer Woche bitten, dorthin zurückkehren zu dürfen. Alle, alle lernen jetzt, mein Heinrich. Denke an die Handwerker, die in die Abendschule gehen, nachdem sie sich den ganzen Tag über ab-

gemüht haben; denke an die Frauen, an die Mädchen aus dem Volke, welche in die Sonntagschule gehen, nachdem sie die ganze Woche gearbeitet haben; an die Soldaten, welche, erschöpft vom Exerzierplatz heimgekehrt, noch die Bücher und Hefte zur Hand nehmen; denke an die stummen und blinden Knaben, die doch lernen, und selbst die Gefangenen lernen lesen und schreiben. Denke, wenn du am Morgen ausgehst, dass im gleichen Augenblick in deiner Vaterstadt andere dreissigtausend Knaben sich für drei Stunden in ein Zimmer einschliessen, wie du, um zu lernen. Aber mehr noch! Denke an die unzähligen Knaben, die ungefähr zur gleichen Stunde in allen Ländern zur Schule gehen. Siehe sie im Geiste, wie sie dahingehen: durch die engen Gassen der stillen Dörfer, durch die geräuschvollen Strassen der Städte, den Ufern der Meere und Seen entlang, hier unter dem brennenden Strahle der Sonne, dort im Nebel, in Schiffen in Ländern, die von Kanälen durchzogen sind, zu Pferde durch die grossen Ebenen, in Schlitten über Eisfelder, über Berg und Thal, durch Wälder und über Flüsse, auf einsamen Fusswegen der Gebirge, allein, zu Paaren, in Gruppen, in langen Reihen, alle mit den Büchern unterm Arm, in tausend Trachten gekleidet, in tausend Zungen sprechend, von der letzten Schule Russlands, die fast verloren ist zwischen Eisbergen, bis zu den letzten Schulen Arabiens, welche beschattet werden von Palmen, Millionen und Millionen, alle, um in hundert verschiedenen Formen dieselben Dinge

zu lernen; stelle dir diese unzählbare Menge von Knaben hundert verschiedener Völker vor, diese ungeheure Bewegung, an der du teilnimmst und denke: — Wenn diese Bewegung aufhörte, würde die Menschheit in die Barbarei zurückfallen; die Bewegung ist der Fortschritt, die Hoffnung, der Ruhm der Welt. — Fasse also Mut, kleiner Soldat des ungeheuren Heeres! Deine Bücher sind deine Waffen, deine Klasse ist dein Regiment, das Schlachtfeld ist die ganze Erde und der Sieg ist die menschliche Bildung. Sei kein feiger Soldat, mein Heinrich.

Dein Vater.

Der kleine paduanische Patriot.

(Monatliche Erzählung.)

29. — Samstag.

Ich werde kein feiger Soldat sein, nein; aber ich ginge noch viel lieber in die Schule, wenn uns der Lehrer jeden Morgen eine Geschichte erzählte, wie heute. Jeden Monat, sagte er, werde ich euch eine solche bringen, werde sie euch schreiben lassen, und es wird immer eine schöne und wahre Geschichte und deren Held ein Knabe sein. „Der kleine paduanische Patriot," betitelt sich die heutige. Hier ist sie:

Ein französisches Dampfschiff fuhr von Barcelona, einer Stadt Spaniens, nach Genua; an Bord desselben waren Franzosen, Italiener, Spanier, Schweizer. Unter den Reisenden befand sich ein Knabe von elf Jahren, schlecht gekleidet, ganz allein, welcher sich wie ein wildes Tierchen von allen andern fern hielt und ihnen grimmige Blicke zuwarf. Er hatte auch Grund genug, so finster drein zu schauen. Zwei Jahre vorher hatten ihn sein Vater und seine Mutter, Bauersleute aus der Umgegend von Padua, an den Führer einer herumziehenden Seiltänzerbande verkauft; nachdem ihn dieser seine Künste gelehrt hatte, dabei die Schläge nicht sparend, wohl aber

das Brot, durchzog er mit ihm Frankreich und Spanien. In Barcelona angekommen, war er, da er die Mißhandlungen und den Hunger nicht länger aushalten konnte, in einem mitleiderregenden Zustand seinem Peiniger entflohen und zum italienischen Konsul gegangen, um ihn um Schutz zu bitten. Derselbe hatte ihn, von Mitleid ergriffen, auf diesen Dampfer eingeschifft, indem er ihm einen Brief an den Polizeidirektor von Genua mitgab, der ihn seinen Eltern zurückschicken sollte, den Eltern, die ihn wie ein Stück Vieh verkauft hatten. Der arme Knabe war in Lumpen gehüllt und krank. Man hatte ihm eine Kajüte in der zweiten Klasse gegeben. Alle betrachteten ihn, einige redeten ihn an, aber er antwortete nicht, und es schien, als ob er alle hasse und verachte, so sehr hatten ihn die Entbehrungen und Schläge erbittert und argwöhnisch gemacht. Drei Reisenden indessen, die nicht aufhörten, mit Fragen in ihn zu dringen, gelang es, ihm die Zunge zu lösen, und mit rohen Worten, aus Venetianisch, Französisch und Spanisch gemischt erzählte er seine Geschichte. Diese drei Reisenden waren keine Italiener, aber sie verstanden ihn, und, teils aus Mitleid, teils weil sie vom Wein erregt waren, gaben sie ihm Soldi, indem sie ihren Spaß mit ihm trieben und ihn reizten, noch andere Dinge zu erzählen. Da in diesem Augenblick einige Damen in den Saal traten, gaben ihm alle drei, um sich zu brüsten, noch mehr Geld, indem sie riefen: — Nimm dies! — Nimm auch das! — und ließen die Geldstücke auf dem Tische klingen. Der Knabe steckte alles in die Tasche und dankte in seiner mürrischen Art, nur mit leiser Stimme, aber mit einem Blick, der zum ersten Mal lächelnd und liebevoll war. Hierauf kletterte er in seine Schlafstätte, zog den Vorhang und blieb ruhig, indem er an seine Erlebnisse dachte. Mit diesem Geld konnte er sich an Bord einige gute Bissen verschaffen, nachdem er zwei Jahre lang kaum Brot erhalten hatte; in Genua an's Land gestiegen, konnte er sich eine Jacke kaufen, er, der zwei Jahre lang nur in Lumpen gegangen war; er konnte, wenn er dies Geld nach Hause brachte, von Vater und Mutter eine menschlichere Aufnahme erwarten, als wenn er mit leeren Taschen käme. Dieses Geld war für ihn ein kleines Vermögen. Und daran dachte er, wieder getröstet, hinter dem Vorhang seiner Kabine, indessen die drei Reisenden an dem Tische inmitten des Saales der zweiten Klasse saßen und mit-

einander sprachen. Sie tranken und erzählten von ihren Reisen und den Ländern, die sie gesehen hatten und kamen auch auf Italien zu sprechen. Einer beklagte sich über die Gasthöfe, ein andrer über die Eisenbahnen und bald ereiferten sie sich darin alles und jedes zu tadeln. Der eine hätte vorgezogen, in Lappland zu reisen, der andere sagte, er habe in Italien nichts als Betrüger und Straßenräuber gefunden, der dritte, die italienischen Beamten können nicht lesen. — Ein unwissendes Volk, — fing der erste wieder an. — Schmutzig, — fügte der zweite bei. — Die. . , — rief der dritte, und wollte sagen Diebe, aber er konnte nicht ausreden; ein Hagel von Soldi und halben Franken prasselte auf ihre Köpfe und Schultern nieder und rollte mit höllischem Lärm auf den Tisch und den Fußboden. Alle drei erhoben sich wütend, indem sie in die Höhe sahen und empfingen noch eine Ladung Soldi ins Gesicht. — Nehmt eure Soldi wieder, — rief mit Verachtung der Knabe, der sich hinter dem Vorhang zeigte; von Leuten, die mein Land beschimpfen, nehme ich kein Almosen an.

Der Kaminfeger.

1. November.

Gestern Abend ging ich in die Abteilung der Mädchen, welche in der Nähe der unsrigen liegt, um die Erzählung vom paduanischen Knaben der Lehrerin Silvias zu bringen, da sie dieselbe zu lesen wünschte. Siebenhundert Mädchen sind dort! Als ich ankam, kamen sie eben aus der Schule, alle lustig wegen der Ferien von Allerheiligen und Allerseelen. Und da sah ich etwas Schönes. Vor dem Schulhause, auf der andern Seite der Straße, stand, den Arm an eine Mauer gestützt und den Kopf auf den Arm gelegt, ein ganz kleiner Kaminfeger, schwarz im Gesichte, mit seinem Sack und seinem Schabeisen und weinte und schluchzte heftig. Zwei oder drei Mädchen der zweiten Klasse näherten sich ihm und fragten: — Was hast du, daß du so weinst? — Aber er antwortete nicht und weinte noch stärker. — Aber sage doch, was du hast, daß du weinst, — fragten ihn die Mädchen wieder. Nun erhob er sein Gesicht vom Arme, — ein Kindergesicht — und erzählte weinend, daß er in mehreren Häusern gewesen sei um Kamine zu fegen, daß er dreißig Soldi verdient, sie aber verloren habe; sie waren

ihm durch einen Riß der Tasche gefallen, — er zeigte den Riß, — und nun wage er nicht ohne das Geld nach Hause zurückzukehren. — Der Meister wird mich schlagen, — sagte er schluchzend und ließ den Kopf auf den Arm zurücksinken, wie ein Verzweifelter. Die Kinder betrachteten ihn ganz ernst. Inzwischen waren andere Mädchen herzugekommen, große und kleine, arme und Dämchen, mit ihren Schultaschen unter dem Arm, und eine große, welche eine himmelblaue Feder auf dem Hute trug, nahm zwei Soldi aus der Tasche und sagte:

Ich habe nur zwei Soldi, laßt uns eine Sammlung veranstalten. —

Auch ich habe zwei Soldi, — sagte eine andere, welche rot gekleidet war; — wir werden bei allen gewiß dreißig finden. Und nun fingen sie an zu rufen:

Amalia, Luigia, Annina! — Einen Soldo! — Wer hat Soldi?

Mehrere hatten Soldi, um sich Blumen oder Hefte zu kaufen und brachten sie herbei; einige kleinere gaben Centesimi; diejenige mit der himmelblauen Feder sammelte alles und zählte mit lauter Stimme: Acht, zehn, fünfzehn! Aber es war noch mehr nötig. Nun kam eine, die größer war als alle andern und fast eine junge Lehrerin zu sein schien, und gab einen halben Franken und alle freuten sich darüber. Es fehlten noch fünf Soldi. — Nun kommen die der vierten Klasse, welche mehr haben, — sagte eine. Die der vierten Klasse kamen und es regnete Soldi. Alle Mädchen scharten sich ringsherum. Es war ein schöner Anblick: der arme Kaminfeger inmitten der bunten Kleidchen und Schleifchen, der wallenden Haarlocken. Schon waren dreißig Soldi da und immer kamen noch mehr; die Kleinsten, die kein Geld hatten, wollten auch nicht hinter den Großen zurückstehen, indem sie ihre Blumensträußchen hergaben, um wenigstens auch etwas beizutragen. Plötzlich erschien die Türhüterin und rief: — Die Frau Direktorin! — Die Mädchen entflohen nach allen Seiten, wie ein Schwarm Spatzen. Und nun sah man den kleinen Kaminfeger allein in der Mitte der Straße, wie er sich die Augen trocknete, ganz zufrieden, die Hände voll Geld und in den Knopflöchern der Jacke, in den Taschen und auf dem Hute viele Sträußchen; selbst am Boden zu seinen Füßen lagen Blumen.

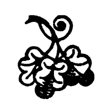
Allerseelentag.

2. November.

Dieser Tag ist dem Andenken der Toten geweiht. Weisst du, Heinrich, welchen Toten ihr Kinder alle an diesem Tage einen Gedanken widmen solltet? Denjenigen, die für euch sterben, für die Knaben, für die Kinder. Wie viele solcher sind gestorben und wie viele sterben fortwährend! Denkst du nie daran, wie viele Väter sich das Leben durch strenge Arbeit verkürzen, wie viele Mütter vor der Zeit ins Grab sinken, von den Entbehrungen aufgezehrt, die sie sich auferlegt haben, um ihre Kinder zu ernähren? Weisst du, wie viele Männer aus Verzweiflung darüber starben, dass sie ihre Kinder in bitterem Elende sehen mussten, und wie vielen Frauen das Herz brach über dem Verluste eines Kindes? Denke an alle diese Toten an diesem Tage, Heinrich. Denke an die vielen Lehrerinnen, die jung gestorben sind, aufgerieben von den Mühen der Schule, aus Liebe zu den Kindern, von denen sich zu trennen sie nicht das Herz hatten. Denke an die Ärzte, die an ansteckenden Krankheiten starben, denen sie trotzten, um Kinder zu retten. Denke an alle diejenigen, welche in Schiffbrüchen, bei Feuersbrünsten, in Hungersnöten, in einem Augenblick höchster Gefahr der Jugend das letzte Stück Brot, den letzten Rettungsbalken reichten, das letzte Seil, mit dem sie sich aus den Flammen retten konnten und ihres Opfers froh, ihr Leben aushauchten, um dasjenige

der jungen Unschuld zu retten. Sie sind unzählbar, Heinrich, diese Toten; jeder Kirchhof schliesst Hunderte dieser heiligen Wesen ein, die, wenn sie sich nur einen Augenblick aus dem Grabe erheben könnten, den Namen eines Kindes ausrufen würden, welchem sie die Vergnügungen der Jugend, den Frieden des Alters, alle ihre Neigungen, alle Kenntnisse, das Leben opferten: Mütter von zwanzig Jahren, Männer in der Blüte ihres Lebens, achtzigjährige Greise, Jünglinge, — heroische und unbekannte Märtyrer der Kinderwelt, — so gross, so edel, dass die Erde nicht so viele Blumen hervorzubringen vermöchte, als wir auf ihre Gräber streuen sollten. So sehr seid ihr geliebt, o Kinder! Denke heute mit Dankbarkeit an diese Toten und du wirst besser und liebevoller mit allen denjenigen sein, welche dich lieb haben und für dich arbeiten, lieber und glücklicher Sohn, der du am Allerseelentage noch niemanden zu beweinen hast.

Deine Mutter.





November.



Mein Freund Garrone.

4. — Freitag.

Wir hatten nur zwei Tage Ferien, und doch schien es mir, ich hätte meinen Freund Garrone lange nicht gesehen. Je länger ich ihn kenne, je mehr muß ich ihn lieben, und so geht es allen andern, ausgenommen den Gewaltthätigen, die mit ihm nicht einig gehen, weil er keine Ungerechtigkeiten duldet. Jedesmal, wenn ein Großer die Hand gegen einen Kleinen aufhebt, so ruft der Kleine: Garrone! — und der Große schlägt nicht mehr. Sein Vater ist Lokomotivführer; er selber trat spät in die Schulen ein, weil er zwei Jahre krank war. Er ist der größte und stärkste der Klasse, hebt eine Bank mit einer Hand auf, ißt immer und ist gut. Jeden Gegenstand, den man von ihm verlangt: Bleistift, Gummi, Papier, Federmesser, alles leiht er oder giebt es ganz her; in der Schule schwatzt oder lacht er nie; er sitzt in der Bank, die für ihn zu eng ist, immer unbeweglich mit gekrümmtem Rücken, den großen Kopf zwischen den Schultern, und wenn ich ihn betrachte, so lächelt er mich mit halbgeschlossenen Augen an, wie wenn er mir sagen wollte: — Nun, Heinrich, sind wir Freunde? — Aber man muß lachen, wie dem großen und starken Jungen alles zu eng und zu kurz ist; Jacke, Hose und Ärmel; der Hut paßt nicht auf seinen Kopf, die Haare trägt er kurzgeschoren, an den Füßen mächtige Schuhe und die Krawatte immer wie einen Strick umgebunden. Lieber Garrone! man braucht dir nur einmal ins Gesicht zu schauen, so bist du einem

schon lieb! Alle Kleinen möchten gerne in seiner Nähe sitzen. Er kann gut rechnen. Die Bücher trägt er immer mit einem Riemen von rotem Leder zusammengebunden. Er hat ein Messer mit einem Perlmuttergriff, das er voriges Jahr auf dem Waffenplatz fand, und eines Tages durchschnitt er sich den Finger bis auf den Knochen, aber niemand in der Schule bemerkte es und zu Hause jammerte er nicht, um die Eltern nicht zu erschrecken. Vieles läßt er sich im Spaß sagen, und nimmt es nicht übel; aber wehe denen, die zu ihm sagen: — Es ist nicht wahr, — wenn er etwas behauptet: dann sprühen seine Augen Feuer und er schlägt mit der Faust auf die Bank, daß sie fast in Stücke geht. Am Samstag Morgen gab er einem Schüler der ersten Klasse, der mitten auf der Straße weinte, einen Soldo, weil sie ihm den seinigen genommen hatten und er sich kein Heft mehr kaufen konnte. Seit drei Tagen arbeitet er an einem Briefe von acht Seiten, mit Federzeichnungen am Rande, zum Namenstag seiner Mutter, die ihn oft abholt. Sie ist groß und stattlich wie er und liebenswürdig. Der Lehrer betrachtet ihn immer, und jedesmal wenn er bei ihm vorbeigeht, klopft er ihm auf den Hals, wie einem frommen jungen Füllen. Ich habe ihn gern und bin ganz glücklich, wenn er mit seiner großen Hand, welche die eines Mannes scheint, die meine drückt. Ich bin gewiß, daß er sein Leben wagen würde, um dasjenige eines Kameraden zu retten, daß er sich totschlagen ließe, um ihn zu verteidigen; man sieht das so klar in seinen Augen; und obgleich seine derbe Stimme nur wie ein Gebrumm tönt, kommt sie aus einem edlen Herzen, man fühlt das gleich.

Der Kohlenhändler und der Herr.

7. — Montag.

Nein, Garrone hätte nie ein Wort ausgesprochen, wie gestern Morgen Carlo Nobis es zu Betti sagte. Carlo Nobis ist stolz darauf, daß sein Vater ein großer Herr ist, hoch gewachsen, mit einem ganz schwarzen Barte, sehr ernst; er begleitet seinen Sohn fast alle Tage. Gestern Morgen zankte Nobis mit Betti, einem der Kleinsten, dem Sohne eines Kohlenhändlers, und da er ihm nichts mehr zu antworten wußte, weil er im Unrecht war, sagte er laut: — Dein Vater ist ein Lump. — Betti wurde rot bis an die Haare und sagte

nichts, aber die Thränen kamen ihm in die Augen und nach Hause zurückgekehrt, wiederholte er seinem Vater das Wort; und nun erschien der Kohlenhändler, ein kleiner, ganz schwarzer Mann, am Nachmittag mit dem Knaben an der Hand, um sich beim Lehrer zu beklagen. Während er seine Klage dem Lehrer vortrug und alle schwiegen, hörte Nobis' Vater, der wie gewöhnlich seinem Sohne unter der Türe den Mantel abnahm, seinen Namen aussprechen, trat ein und fragte, um was es sich handle.

Dieser Arbeiter, — antwortete der Lehrer, — ist gekommen, um sich zu beklagen, weil Ihr Sohn Carlo zu seinem Knaben sagte: Dein Vater ist ein Lump.

Der Vater von Nobis runzelte die Stirne und errötete leicht. Dann fragte er seinen Sohn: — Hast du dieses Wort ausgesprochen? —

Carlo, der in der Mitte der Schule gesenkten Hauptes vor dem kleinen Betti stand, antwortete nicht.

Nun nahm ihn der Vater beim Arme und schob ihn noch näher gegen Betti, daß sie sich fast berührten und sagte: — Bitte um Verzeihung!

Der Kohlenhändler wollte dazwischentreten und sagte: — Nein, nein! — aber der Herr achtete seiner nicht und wiederholte seinem Sohne: — Bitte ihn um Verzeihung! Wiederhole meine Worte: Verzeihe mir das beleidigende, unbesonnene Schimpfwort, das ich gegen deinen Vater brauchte, welchem die Hand zu drücken mein Vater für eine Ehre hält. —

Der Kohlenhändler machte eine entschlossene Bewegung, als wollte er sagen: — Ich will nicht. — Der Herr gab ihm kein Gehör, und sein Sohn sagte langsam, mit leiser Stimme, ohne die Augen vom Boden aufzuheben: — Verzeihe mir .... das beleidigende .... unbesonnene ... Schimpfwort, das ich gegen deinen Vater brauchte, welchem die Hand zu drücken mein Vater für eine Ehre hält.

Nun reichte der Herr dem Kohlenhändler die Hand, der sie kräftig drückte, und dann stieß er plötzlich seinen Knaben in die Arme des Carlo Nobis.

— Machen Sie mir das Vergnügen, und setzen Sie die Knaben neben einander, — sagte der Herr zum Lehrer. Der Lehrer setzte Betti in Nobis' Bank. Als sie an ihren Plätzen waren, verbeugte sich der Herr grüßend und entfernte sich.

Der Kohlenhändler stand einige Augenblicke ganz nachdenklich da, indem er die zwei beieinandersitzenden Knaben betrachtete; dann näherte er sich der Bank, sah Nobis fest an, mit einem Ausdruck von Zuneigung und Trauer, als ob er etwas sagen wollte; aber er sagte nichts; er streckte die Hand aus, um ihn zu liebkosen, wagte es aber nicht, sondern streichelte ihm nur die Stirne mit seinen groben Fingern. Dann wandte er sich der Türe zu, kehrte sich noch einmal um, ihn zu betrachten, und verschwand. — Erinnert euch wohl an das, was ihr gesehen habt, Knaben, — sagte der Lehrer, — das ist die schönste Lektion des Jahres.

Die Lehrerin meines Bruders.

10. — Donnerstag.

Der Sohn des Kohlenhändlers war Schüler der Lehrerin Delcati, welche heute gekommen ist, meinen Bruder zu besuchen, der unwohl war. Sie machte uns lachen, als sie erzählte, wie die Mutter dieses Knaben ihr vor zwei Jahren eine große Schürze voll Kohlen ins Haus getragen habe, um ihr zu danken, daß sie ihrem Sohn die Medaille gegeben; und sie bestand hartnäckig darauf, die arme Frau, und wollte die Kohlen nicht mehr nach Hause tragen, und weinte fast, als sie doch mit der vollen Schürze heimkehren mußte. Auch von einer andern Frau hat sie uns erzählt. Diese brachte ihr einen sehr schweren Blumenstrauß, in welchem ein Haufen Soldi war. Wir unterhielten uns so gut bei diesen Geschichten, daß mein Bruder sogar die Medizin schluckte, welche er zuerst nicht hatte nehmen wollen. Wie viel Geduld braucht es mit diesen Knaben der ersten Klasse, welche alle zahnlos sind, wie alte Leute, und das r und s nicht aussprechen können; der eine hustet, der andere blutet aus der Nase; da verliert einer die Holzschuhe unter der Bank, dort heult einer, weil er sich mit der Feder gestochen, und jener andere weint, weil er ein Heft Numero zwei statt Numero eins gekauft hat. Fünfzig in einer Klasse, welche gar nichts wissen, mit ihren butterweichen Händchen, und alle sollen Lesen und Schreiben lernen! Sie bringen Süßholzstengel, Knöpfe, Flaschenkorke, Ziegelmehl und allerlei andere Sächelchen in die Schule. Die Lehrerin muß die Taschen durchsuchen und darum verbergen sie

diese Dinge sogar in den Schuhen. Und wären sie noch aufmerksam! Aber eine große Fliege, die durchs Fenster hereinkommt, macht alles drunter und drüber, und im Sommer bringen sie Kräuter mit und Maikäfer, welche umherfliegen, oder in das Tintenfaß fallen und dann noch die Hefte beflecken. Die Lehrerin muß wie eine Mutter sie ankleiden helfen, die verletzten Finger verbinden, die Mützen aufheben, die zu Boden fallen, Obacht geben, daß sie die Mäntel nicht verwechseln, weil es sonst ein schreckliches Geschrei gäbe. Arme Lehrerinnen! Und dann kommen noch die Mütter, um zu klagen: wie kommt es, Fräulein, daß mein Kind die Feder verloren hat? warum lernt mein Knabe nichts? warum geben Sie dem meinigen, der doch so viel weiß, die Ehrenmeldung nicht? warum lassen Sie den Nagel, der meinem Piero die Hose zerriß, nicht aus der Bank ziehen?

Hie und da wird sie auch böse mit den Knaben, die Lehrerin meines Bruders, und wenn sie sich nicht mehr zu halten weiß, so beißt sie sich in einen Finger, um sich nicht zu einer Ohrfeige hinreißen zu lassen; sie verliert die Geduld, aber dann bereut sie es wieder und liebkost das Kind, das sie ausgezankt hat; sie jagt wohl einen Jungen aus der Schule, aber dabei muß sie die Thränen verschlucken, und sie wird zornig über die Eltern, welche die Kinder zur Strafe fasten lassen. Sie ist jung und groß, die Lehrerin Delcati, gut gekleidet, braun und so lebhaft, als ob bei ihr alles auf Sprungfedern ginge; durch ein Nichts wird sie in Rührung versetzt und spricht alsdann mit großer Zärtlichkeit. — Aber die Kinder gewinnen Sie doch lieb, — sagte ihr meine Mutter. —

Viele ja, — antwortete sie, aber dann, wenn das Jahr beendet ist, so sieht der größere Teil einen nicht mehr an. Wenn sie zu den Lehrern gehen, so schämen sie sich fast, daß sie bei uns gewesen sind, bei einer Lehrerin. Nach zwei Jahren voll Sorgen und nachdem man ein Kind recht lieb gewonnen hat, stimmt es einen traurig, sich von ihm zu trennen, aber man sagt sich: — O, das ist sicher, dieses da wird mich immer lieb haben. — Doch die Ferien gehen vorüber, man kommt wieder in die Schule, und ich laufe ihm entgegen: O mein Kind, mein Kind! — Da dreht es den Kopf nach der andern Seite. —

Hier unterbrach sich die Lehrerin. — Aber du wirst es nicht so machen, Kleiner? — sagte sie dann, indem sie mit feuchten Augen

sich erhob und meinen Bruder küßte, — du wirst den Kopf nicht nach der andern Seite drehen, nicht wahr? Du wirst deiner armen Freundin nicht abtrünnig werden.

Meine Mutter.

10. November. — Donnerstag.

In Gegenwart der Lehrerin deines Bruders hast du dich deiner Mutter gegenüber unmanierlich betragen! Möge dies nie mehr vorkommen, Heinrich, nie mehr! Dein unehrerbietiges Wort ist mir ins Herz gedrungen, wie eine Stahlklinge. Ich dachte an deine Mutter, wie sie, Jahre sind seither vergangen, sich eine ganze Nacht über dein Bettchen beugte, um deinen Atem zu beobachten, wie sie voll Bangen bitter weinte und die Zähne vor Angst zusammenschlug, da sie glaubte, dich zu verlieren, ja, ich fürchtete, dass sie wahnsinnig werde; daran musste ich denken, und es beschlich mich dir gegenüber ein bitteres und wehmütiges Gefühl. Du deine Mutter beleidigen! Deine Mutter, die ein Jahr voll Glückseligkeit hingäbe, um dir eine Stunde des Schmerzes zu ersparen, welche für dich betteln gehen, welche sich töten lassen würde, um dir das Leben zu retten! Höre Heinrich! Behalte gut im Gedächtnis, was ich dir sage.

Glaube nur, dass dir im Leben viele schreckliche Tage bestimmt sind; aber der schrecklichste von allen ist der, an dem du deine Mutter verlieren wirst. Tausendmal, Heinrich, wenn du schon ein Mann bist, stark, in Kämpfen erprobt, wirst

du sie anrufen, getrieben von dem mächtigen Verlangen, nur einen Augenblick ihre Stimme zu hören, ihre offenen Arme wieder zu sehen, um dich schluchzend hinein zu werfen, wie ein Kind, ein schutzloses, hilfloses Kind. Wie wirst du dich dann jeder Bitterkeit erinnern, die du ihr verursacht hast, und mit welchen Gewissensbissen wirst du sie büssen. Unglücklicher! Hoffe auf keine Lebensfreude, wenn du deine Mutter betrübt hast. Du wirst es bereuen, wirst sie um Vergebung bitten, so oft du an sie denkst; — vergeblich; — das Gewissen wird dir keinen Frieden geben, jenes süsse, sanfte Bild wird für dich immer einen Ausdruck von Traurigkeit und Vorwurf haben, der deiner Seele Folterqualen verursacht. Heinrich, bedenke: dies ist das heiligste aller menschlichen Gefühle, unselig derjenige, der es mit Füssen tritt! Der Mörder, der seine Mutter achtet, hat immer noch gute und edle Gefühle im Herzen; der ruhmreichste Mensch, welcher sie betrübt oder beleidigt, ist ein Elender. Möge nie mehr deinem Munde ein hartes Wort entfahren gegen sie, die dir das Leben gab. Und wenn dir je eines entschlüpfen sollte, dann sei es nicht die Furcht vor deinem Vater, es sei der Antrieb deines eigenen Herzens, der dich zu ihren Füssen wirft, sie zu bitten, sie möge mit dem Kusse der Versöhnung das Brandmal des Undanks von deiner Stirne tilgen. Ich liebe dich, mein Sohn, du bist die teuerste Hoffnung meines Lebens, aber ich möchte dich lieber tot sehen

als undankbar gegen deine Mutter. Denke daran und bringe mir für eine Zeit lang keine Liebkosung entgegen: ich könnte sie dir nicht von Herzen erwidern.

Dein Vater.

Mein Freund Coretti.

13. — Sonntag.

Mein Vater hat mir verziehen; aber ich blieb ein wenig traurig, und da schickte mich meine Mutter mit dem erwachsenen Sohne des Pförtners auf den Corso, um spazieren zu gehen. Als ich ungefähr in der Mitte des Corso bei einem Wagen vorüberging, der vor einem Magazin stand, hörte ich mich beim Namen rufen, ich drehte mich um: es war Coretti, mein Schulkamerad, mit seiner braunen, gestrickten Jacke und seiner Mütze von Katzenfell, er schwitzte stark und war guter Dinge, er hatte eine große Bürde Holz auf den Schultern. Ein Mann stand aufrecht auf dem Wagen und reichte ihm einen Arm voll Holz um den andern, Coretti ergriff es und trug es in das Magazin seines Vaters, wo er es in größter Eile aufschichtete.

— Was machst du, Coretti? — fragte ich ihn.

— Siehst du es nicht? — antwortete er, die Arme ausstreckend, um die Last darauf legen zu lassen; ich wiederhole meine Lektion.

Ich lachte. Aber er sprach im Ernst, und nachdem er die Last Holz ergriffen hatte, rief er im Laufen: Unter Beugung des Verbums ...... versteht man seine Veränderung nach der Zahl .... nach der Zahl und der Person ....

Und dann, das Holz abwerfend und aufschichtend: — nach der Zeit .... nach der Zeit, in welcher man die Handlung erzählt ....

Und als er zum Karren zurückkehrte, um einen andern Arm voll zu nehmen: — nach dem Modus, in welchem die Handlung ausgedrückt ist.

Es war unsere Aufgabe in der Grammatik für den folgenden Tag. — Was willst du, — sagte er zu mir, — ich benütze die Zeit,

so gut ich kann. Mein Vater ist mit dem Gehülfen eines Geschäftes wegen ausgegangen. Meine Mutter ist krank. Also muß ich abladen. Unterdessen repetiere ich die Grammatik. Heute haben wir eine schwierige Aufgabe. Sie will mir nicht in den Kopf. — Mein Vater hat gesagt, er werde um sieben Uhr hier sein, um euch das Geld zu geben, bemerkte er dann dem Manne mit dem Wagen.

Der Wagen fuhr fort. — Komm einen Augenblick in den Laden, — sagte mir Coretti. Ich trat ein. Es war ein großer Raum voller Holzstöße und Reißbündel und mit einer Schnellwage auf einer Seite. — Heute gilt's den Rücken zu krümmen, das versichere ich dir, — fuhr Coretti fort; — ich muß mir die Zeit für meine Aufgaben stückchenweise stehlen. Ich schrieb die Sätze; da kamen Leute, um zu kaufen. Kaum habe ich wieder zu schreiben angefangen, da kommt der Wagen. Diesen Morgen bin ich schon zweimal auf den Holzmarkt am Venediger-Platz gelaufen. Ich spüre die Beine kaum mehr und habe geschwollene Hände. Ich würde schön dastehen, wenn ich noch die Zeichenaufgabe hätte! — Inzwischen wischte er die dürren Blätter und Splitterchen, welche auf dem mit Backsteinen gepflasterten Boden lagen, mit dem Besen zusammen.

Aber wo machst du die Aufgaben, Coretti? — fragte ich ihn.

Hier nicht, das ist sicher, — antwortete er; — komm und sieh; — und er führte mich in ein kleines Zimmer hinter dem Magazin, welches als Küche und Eßzimmer diente, mit einem Tisch in einer Ecke, wo die Bücher, Hefte und die begonnenen Arbeiten waren. — Richtig, — sagte er, — die zweite Antwort habe ich noch in der Luft schweben lassen: aus dem Leder macht man das Schuhwerk, die Tragriemen . . . . . . Jetzt füge ich noch bei: die Felleisen. Und er nahm die Feder und begann in seiner schönen Schrift zu schreiben. — Niemand da? — hörte man in diesem Augenblick aus dem Magazin rufen. Es war eine Frau, welche kam, um Reisig zu kaufen. — Hier bin ich, — antwortete Coretti, und sprang hinaus, wog die Reisigbündel ab, nahm die Soldi, lief in einen Winkel um den Verkauf in ein großes Buch einzutragen und kehrte an seine Arbeit zurück, indem er sagte: — Laß uns einmal sehen ob ich dazu komme, meinen Satz zu beendigen. — Und er schrieb: die Reisetaschen, die Tornister für die Soldaten. — Ach, mein armer Kaffee nimmt Reißaus! — rief er plötzlich und lief zum Herde, um die

Kaffeekanne vom Feuer zu nehmen. — Es ist der Kaffee für die Mutter, — sagte er, — es war gut, daß ich ihn machen lernte Warte einen Augenblick, wir werden ihr denselben bringen; so sieht sie dich, es wird ihr Vergnügen machen. Seit sieben Tagen ist sie im Bette... An dieser Kanne verbrenne ich mir noch die Finger! Was muß ich noch beifügen, nach den Tornistern für die Soldaten? Man verfertigt noch andere Sachen, aber sie fallen mir nicht ein. Komm mit zur Mutter!

Er öffnete eine Türe, wir traten in eine andere, kleine Kammer; hier war die Mutter Corettis im Bette, mit einem weißen Tuch um den Kopf.

— Hier ist der Kaffee, Mutter, — sagte Coretti, indem er ihr die Tasse hinreichte; — dies ist einer meiner Schulkameraden. Ah, das ist brav von dem jungen Herrchen, — sagte die Frau zu mir; er kommt um die Kranken zu besuchen, nicht wahr?

Unterdessen legte Coretti die Kissen hinter den Schultern seiner Mutter zurecht, machte die Bettdecken in Ordnung, schürte das Feuer, jagte die Katze von der Kommode herunter. — Brauchst Du noch etwas, Mutter? — fragte er, indem er die Tasse wieder nahm. — Hast Du die zwei Löffel Sirup genommen? Wenn keiner mehr da ist, in zwei Sprüngen bin ich beim Apotheker. Das Holz ist abgeladen. Um vier Uhr werde ich das Fleisch über das Feuer stellen, wie Du gesagt hast, und wenn die Butterfrau vorübergeht, gebe ich ihr die acht Soldi. Alles geht gut, mache Dir nur keine Sorgen.

— Danke, mein Sohn, antwortete die Frau; — armer Sohn, an alles denkt er.

Sie wollte, daß ich ein Stück Zucker annehme, und hierauf zeigte mir Coretti ein kleines Gemälde, das Bild seines Vaters, als Soldat gekleidet, mit der Ehrenmedaille, welche er im Jahre 1866 im Regiment des Prinzen Humbert gewann. Er hat das gleiche Gesicht wie der Sohn, mit denselben lebhaften Augen und dem heitern Lächeln. Wir kehrten in die Küche zurück. — Ich habe das andere gefunden, sagte Coretti und fügte in seinem Hefte bei: man macht auch Pferdegeschirre daraus. — Den Rest mache ich diesen Abend, ich werde lange auf bleiben. Du bist glücklich; du hast Zeit zum Studieren und dann noch zum Spazierengehen!

Immer munter und behende begann er nun im Magazin Holz-

stücke auf den Block zu legen, um sie in der Mitte durchzusägen und sagte: Das heißt Turnen und ist etwas anderes als „Armstoßen vorwärts“. Der Vater soll all dies Holz gesägt finden, wenn er nach Hause kommt: er wird zufrieden sein. Das Schlimmste ist, daß ich nach dem Sägen t und l mache, welche aussehen wie Schlangen, wie der Lehrer sagt. Was ist da zu thun? Ich werde ihm sagen, daß ich die Arme habe rühren müssen. Die Hauptsache ist, daß meine Mutter bald gesund werde, das ist sicher. Heute befindet sie sich besser, dem Himmel sei Dank. Die Grammatik werde ich morgen früh beim ersten Hahnenschrei studieren. O! hier ist der Wagen mit den Blöcken! Zur Arbeit!

Ein Wagen mit Holzblöcken beladen hielt vor dem Magazin. Coretti lief hinaus um mit dem Manne zu sprechen, dann kehrte er zurück. — Jetzt kann ich dir keine Gesellschaft mehr leisten, — sagte er zu mir; auf Wiedersehen morgen. Du hast gut gethan mich zu besuchen. Angenehmen Spaziergang! Du bist glücklich.

Und er reichte mir die Hand, lief um den ersten Block zu nehmen und begann wieder zwischen Wagen und Magazin hin- und herzulaufen, mit einem Gesicht frisch wie eine Rose unter seiner Mütze von Katzenfell, und geschwind, daß es eine helle Freude war, ihm zuzuschauen.

Du bist glücklich, sagte er. Ach! nein, Coretti, nein: Du bist der Glücklichere, du, weil du mehr lernst und arbeitest, weil du deinem Vater und deiner Mutter nützlicher bist, weil du besser bist, hundertmal besser und tüchtiger, als ich, mein lieber Kamerad.

Der Direktor.

18. — Freitag.

Coretti war diesen Morgen zufrieden, denn sein Lehrer von der zweiten Klasse, Herr Coatti, kam, um der monatlichen Prüfung beizuwohnen. Es ist ein hoher Mann mit dichtem, krausem Haupthaar, großem, schwarzen Bart, dunkeln Augen und einer dröhnenden Baßstimme; er droht seinen Schülern immer, sie in Stücke zu hauen, sie am Kragen in den Karzer zu schleppen und schneidet dazu schreckliche Gesichter; aber er straft nie einen, lächelt sogar immer heimlich in den Bart. Mit Coatti sind es acht Lehrer, inbegriffen ein Hilfs-

lehrer, der klein und bartlos ist, so daß er noch wie ein Knabe aussieht. Da ist ein Lehrer der vierten, der hinkt; er ist immer leidend und in ein großes, wollenes Halstuch eingemummt; er holte sich sein Leiden als er noch Lehrer in einer Schule auf dem Lande war, wo die Mauern vor Feuchtigkeit trieften. Ein anderer Lehrer der vierten Klasse ist alt und ganz weißhaarig; er ist Blindenlehrer gewesen. Dann ist da noch ein sehr gut gekleideter, mit einer Brille und einem blonden Schnurrbärtchen, den sie das „Advokätlein" nennen, da er als Lehrer Rechtswissenschaft studiert und das Diplom erhalten hat und auch ein Buch verfaßte, um zu lehren, wie man Briefe schreibe. Der Turnlehrer sieht aus wie ein Soldat; er hat unter Garibaldi gedient und hat am Halse eine Narbe von einem Säbelhieb, den er in der Schlacht von Milazzo erhielt. Dann kommt noch der Direktor, hoch, kahl, mit einer goldenen Brille, einem grauen Bart, der ihm bis auf die Brust reicht, ganz schwarz gekleidet und immer bis unter das Kinn zugeknöpft; er ist so gut mit den Knaben; wenn sie zitternd in sein Zimmer treten, um einen Verweis zu erhalten, dann zankt er sie nicht aus, sondern nimmt sie bei den Händen und sagt ihnen so viel Gründe, warum sie nicht so hätten handeln sollen, und daß sie bereuen müßten und versprechen, gut zu sein, und das sagt er auf eine so gute Art und mit so freundlicher Stimme, daß alle mit nassen Augen herauskommen, zerknirschter, als wenn er sie bestraft hätte. Armer Direktor, er ist immer der erste auf seinem Posten am Morgen, um die Schüler zu erwarten und den Eltern Gehör zu geben, und wenn die Lehrer schon auf dem Heimwege sind, so geht er noch rings um das Schulhaus, um nachzusehen, ob die Knaben einander nicht unter die Kutschen stoßen, oder in den Straßen sich die Zeit mit Spielen vertreiben, oder die Schulsäcke mit Sand und Steinen füllen; und jedesmal, wenn seine hohe, dunkle Gestalt an einer Ecke erscheint, so stieben Schwärme von Knaben nach allen Seiten auseinander; dann droht er ihnen mit dem Zeigfinger von weitem, mit seinem liebreichen und traurigen Ausdruck im Gesichte. Niemand hat ihn mehr lachen sehen, sagt meine Mutter, seit er seinen Sohn verloren hat, der im Heer als Freiwilliger diente; und er hat auf dem Tischchen im Direktionszimmer immer dessen Bild vor sich. Er wollte sich nach diesem Unglücke zurückziehen und hatte sein Entlassungsbegehren an den Gemeinderat schon gemacht, doch ließ er es

immer auf seinem Tische liegen, von Tag zu Tag mit der Absendung zögernd, weil es ihn schwer ankam, die Kinder zu verlassen. Aber vor einigen Tagen schien er entschieden, und mein Vater, der bei ihm auf der Direktion war, sagte eben zu ihm: — Wie sehr schade ist's, daß Sie weggehen, Herr Direktor. Da trat ein Mann ein, um einen Knaben einschreiben zu lassen, der aus einer andern Abteilung in die unsrige kam, da er die Wohnung gewechselt hatte. Beim Anblick des Knaben machte der Direktor eine Bewegung der Überraschung — betrachtete ihn eine Zeitlang, — betrachtete das Bild, das er auf dem Tische hat, und betrachtete den Knaben wieder, indem er ihn zwischen seine Knie zog und ihm das Gesicht in die Höhe hob. Dieser Knabe glich ganz seinem toten Sohne. Der Direktor sagte: — Gut; — nahm die Einschreibung vor, verabschiedete Vater und Sohn und blieb in Gedanken versunken. — Wie schade, daß Sie weggehen! — wiederholte mein Vater. Und jetzt nahm der Direktor sein Entlassungsbegehren, riß es in Stücke und sagte: — Ich bleibe.

Die Soldaten.

22. — Dienstag.

Sein Sohn war Freiwilliger im Heere, als er starb; deshalb geht der Direktor immer auf den Corso, um die Soldaten vorbeiziehen zu sehen, wenn wir aus der Schule kommen. Gestern marschierte ein Regiment Infanterie vorüber und fünfzig Knaben begannen um das Musikcorps herumzuhüpfen, indem sie sangen und den Takt mit den Linealen auf Schulsäcken und Mappen dazu schlugen. Wir standen in einer Gruppe auf dem Trottoir und sahen zu: Garrone, in seine zu engen Kleider eingezwängt, biß ein großes Stück Brot mit den Zähnen an; der stets elegant gekleidete Votini, der sich immer die Härchen vom Anzuge liest; Precossi, der Sohn des Schmieds mit seines Vaters Jacke, der Kalabrese und das Maurermeisterlein, Crossi mit dem roten Kopf und Franti mit seinem unverschämten Gesicht; auch Robetti, der Sohn des Artilleriehauptmanns, derselbe der ein Kind vor einem Omnibus rettete, und nun an Krücken geht. Franti lachte einem Soldaten, der hinkte, ins Gesicht. Aber plötzlich fühlte er die Hand eines Mannes auf der Schulter; er drehte sich um: es war der Direktor. — Gieb acht, — sagte ihm der Direktor; einen

Soldaten verspotten, wenn er in Reihe und Glied ist, so daß er sich weder rächen noch antworten kann, heißt einen gefesselten Menschen beschimpfen: das ist eine Niederträchtigkeit. — Franti verschwand. — Die Soldaten marschierten zu vier und vier vorbei, in Schweiß gebadet und mit Staub bedeckt, und die Gewehre glänzten in der Sonne. Der Direktor sagte: — Ihr sollt die Soldaten lieben, Knaben. Sie sind unsere Verteidiger, und würden für uns in den Tod gehen, wenn morgen ein fremdes Heer unser Land bedrohte. Auch sie sind Jünglinge und sind nur einige Jahre älter als ihr; auch sie gehen in die Schule; unter ihnen sind Reiche und Arme wie unter euch und sie kommen aus allen Teilen Italiens. Seht, man kann sie fast am Gesicht erkennen: es gehen Sicilianer, Sardinier, Neapolitaner, Lombarden vorüber. Dieses ist ein altes Regiment, von jenen die im Jahre 1848 gekämpft haben. Die Soldaten sind nicht mehr die gleichen, aber die Fahne ist immer dieselbe. Wie viele sind, um diese Fahne geschart, für unser Land schon gestorben, zwanzig Jahre bevor ihr geboren wurdet! — Hier ist sie, — sagte Garrone. Wirklich sah man, noch in einiger Entfernung, die Fahne hoch über die Köpfe der Soldaten hinausragen. Hört, ihr Jungen, — sagte der Direktor, — macht, mit der Hand an der Stirne, euern Schülergruß, wenn unsere Trikolore vorbeiziehen wird! Die Fahne, von einem Offizier getragen, ging vorüber, ganz zerfetzt und verblaßt, mit den an der Stange aufgehängten Ehrenzeichen. Wir legten alle mit einander die Hand an die Stirne. Der Offizier betrachtete uns und erwiderte lächelnd den Gruß. — Brav, Knaben, — sagte jemand hinter uns. — Wir drehten uns um, es war ein Greis, der im Knopfloch das himmelblaue Bändchen des Krimfeldzuges trug: ein pensionierter Offizier. — Brav, — sagte er, — ihr habt euch wacker benommen. — Indessen bog die Regimentsmusik am Ende des Platzes um die Ecke, umgeben von einem Schwarm Knaben und ihr fröhliches Jauchzen begleitete wie ein Kriegsgesang den Klang der Trommeln. — Brav, — wiederholte der alte Offizier, indem er uns betrachtete; — wer die Fahne von klein an achtet, wird sie, wenn er groß geworden, auch zu verteidigen wissen.

Der Beschützer Nellis.

23. — Mittwoch.

Auch Nelli, der arme, kleine Bucklige, betrachtete gestern die Soldaten, aber mit einem Ausdruck, als ob er dächte: — Ich werde nie Soldat sein können! — Er ist gut und fleißig, aber so mager, so bleich und atmet mit soviel Mühe. Er trägt immer eine lange Schürze aus schwarzer, glänzender Leinwand. Seine Mutter ist eine kleine, blonde, schwarz gekleidete Dame, und kommt am Schlusse der Schule immer, um ihn abzuholen, damit er nicht in ein Gedränge gerät, und sie liebkost ihn. Die ersten Tage neckten ihn viele Knaben, weil er das Unglück hat, bucklig zu sein, und klopften ihm mit den Schultaschen auf den Rücken; aber er widersetzte sich nie und sagte auch seiner Mutter nie etwas, um ihr nicht den Schmerz anzuthun ihren Sohn von den Kameraden verspottet zu sehen; sie neckten ihn und er weinte und schwieg und legte die Stirne auf die Bank. Aber eines Morgens sprang Garrone auf und rief: — Dem ersten, der Nelli berührt, gebe ich eine Ohrfeige, daß er taumelt! — Franti achtete nicht darauf, die Ohrfeige flog, das Freundchen machte seine geweissagten Drehungen und seither hat Nelli Ruhe. Der Lehrer setzte ihn in die Nähe von Garrone, in dieselbe Bank. Sie sind Freunde geworden. Nelli hängt sehr an Garrone. Kaum tritt er ins Zimmer, so sucht er ihn schon auf. Er geht nie fort ohne zu sagen: — Addio Garrone. — Und ebenso macht es dieser mit Nelli. Wenn Nelli die Feder oder ein Buch unter die Bank fallen läßt, so bückt sich Garrone sofort, damit jener sich keine Mühe mache und reicht ihm das Buch oder die Feder, und hilft ihm dann die Sachen in die Schultasche packen und den Mantel anziehen. Daher liebt ihn Nelli sehr, betrachtet ihn immer und wenn der Lehrer ihn lobt, so ist er glücklich, wie wenn er selbst das Lob erhielte. Nun hat aber Nelli wahrscheinlich alles seiner Mutter erzählt, von den Neckereien der ersten Tage und denjenigen, die ihn beleidigten, und dann vom Kameraden, der ihn verteidigt und der ihm seine Liebe geschenkt hat, denn: was geschah diesen Morgen? Der Lehrer hieß mich eine halbe Stunde vor dem Schluß den Stundenplan zum Direktor tragen, und ich war im Direktionszimmer, als eine blonde, schwarz gekleidete Frau, die Mutter Nellis, eintrat und sagte: Herr Direktor, ist in

der Klasse meines Sohnes ein Knabe, der Garrone heißt? — So ist's, — antwortete der Direktor. — Wollen Sie die Güte haben, ihn einen Augenblick hieherkommen zu lassen? ich muß ein Wort mit ihm sprechen. — Der Direktor rief den Schuldiener und schickte ihn in die Klasse und nach einer Minute stand Garrone in der Türe, mit seinem großen, glattgeschorenen Kopf, ganz verwundert. Kaum erblickte ihn die Dame, so lief sie ihm entgegen, legte ihm die Hände auf die Schultern und indem sie ihn küßte, sagte sie: — Bist du Garrone, der Freund meines Sohnes, der Beschützer meines armen Kindes, bist du es lieber, braver Knabe, bist du es? Hierauf durchstöberte sie schnell die Taschen und die Börse, und da sie nichts fand, nahm sie eine kleine Kette mit einem Kreuzchen vom Hals und hängte sie Garrone um, unter die Halsbinde, und sagte zu ihm: — Nimm sie, trage sie zu meinem Andenken, lieber Knabe, zur Erinnerung an die Mutter Nellis, die dir dankt, und dich segnet.

Der Erste der Klasse.

25. — Freitag.

Garrone erwirbt sich die Liebe aller; Derossi die Bewunderung. Dieser hat die erste Medaille erhalten und wird auch dieses Jahr immer der Erste sein, keiner kann mit ihm wetteifern, alle anerkennen seine Überlegenheit in allen Fächern. Er ist der Erste im Rechnen, in der Grammatik, im Aufsatz, im Zeichnen, begreift alles im Flug, hat ein Gedächtnis, das in Erstaunen setzt, es gelingt ihm alles ohne Anstrengung; es scheint, das Lernen sei ihm ein Spiel. Der Lehrer sagte gestern zu ihm: — Gott hat dir große Talente gegeben, du mußt sie nur nicht mißbrauchen. — Und überdies ist er groß, schön, mit einer großen Krone blonder Löckchen, behend, so daß er über eine Bank springt, indem er bloß eine Hand darauf stützt, und er kann schon fechten. Er ist zwölf Jahre alt, Sohn eines Kaufmanns, trägt immer eine blaue Kleidung mit vergoldeten Knöpfen, ist immer lebhaft, lustig, liebenswürdig mit allen, und hilft an der Prüfung jedem, wenn er kann, und keiner hat noch gewagt, ihm eine Unhöflichkeit oder ein verletzendes Wort zu sagen. Nur Nobis und Franti betrachten ihn mit scheelen Augen, und Votini sprüht Neid aus seinen Blicken; aber er bemerkt es

nicht einmal. Alle lächeln ihn an, oder nehmen ihn bei der Hand, oder am Arm, wenn er herumgeht, um in seiner liebenswürdigen Weise die Arbeiten einzusammeln. Er verschenkt illustrierte Zeitungen, Zeichnungen, alles was ihm zu Hause geschenkt wird; für den Kalabresen hat er eine kleine geographische Karte von Kalabrien gemacht; er giebt alles lachend, ohne uns zu beachten, wie ein großer Herr und ohne Vorliebe für irgend einen. Es ist unmöglich, ihn nicht zu beneiden, wenn man sich überall schwächer fühlt, als er. Ach! auch ich beneide ihn, wie Votini. Und ich verspüre eine Bitterkeit, hie und da fast einen Haß gegen ihn, wenn ich zu Hause mit Mühe meine Aufgabe mache und denke, daß er jetzt schon alles beendigt habe, sehr gut und ohne Mühe. Aber dann, wenn ich zur Schule komme und ihn sehe, so schön, so lachend, triumphierend, wenn ich höre, wie er alle Fragen des Lehrers frisch und sicher beantwortet, wie er höflich ist, und wie ihn alle lieben, dann verschwindet jede Bitterkeit, aller Haß aus meinem Herzen, und ich schäme mich, solche Empfindungen gehegt zu haben. Ich möchte immer in seiner Nähe sein, möchte alle Schulen mit ihm besuchen; seine Gegenwart, seine Stimme giebt mir Mut, Lust zur Arbeit, Fröhlichkeit, Vergnügen. — Der Lehrer hat ihm die monatliche Erzählung, welche er morgen lesen wird, abzuschreiben gegeben: „Die kleine lombardische Spähwache“; er schrieb sie diesen Morgen ab und war ganz gerührt von dieser heldenhaften That; sein Gesicht war gerötet, seine Augen feucht und sein Mund zitterte; ich betrachtete ihn: wie schön und edel war er! Mit welchem Vergnügen würde ich ihm freimütig ins Gesicht gesagt haben: Derossi, du bist in allem mehr wert als ich! Du bist ein Mann im Vergleich zu mir! Ich achte und bewundere dich!

Die kleine lombardische Spähwache.

(Monatliche Erzählung.)

26. — Samstag.

Im Jahr 1859, während des Befreiungskrieges der Lombardei, wenige Tage nach der Schlacht von Solferino, welche von den Franzosen und Italienern gegen die Oesterreicher gewonnen worden war, ritt an einem schönen Junimorgen ein kleiner Trupp

leichte Reiterei von Saluzzo auf einem einsamen Fußwege langsamen Schrittes dem Feinde entgegen, die Gegend aufmerksam ausspähend. Die Abteilung war geführt von einem Offizier und einem Wachtmeister, und alle schauten unverwandten Auges vor sich, stumm, von einem Augenblick zum andern gewärtig, die weißen Uniformen der feindlichen Vorposten zwischen den Bäumen durch zu erblicken. So kamen sie vor einem Bauernhause an, welches von Eschen umgeben war, und vor dem sich ganz allein ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren befand, welcher mit einem Messer einen kleinen Zweig schälte, um sich ein Stöckchen daraus zu machen; aus einem Fenster des Hauses hing eine breite, dreifarbige Fahne; drinnen war niemand: nachdem die Bauern die Fahne aufgepflanzt hatten, waren sie aus Furcht vor den Feinden geflohen. Kaum hatte der Knabe die Reiter gesehen, so warf er den Stock fort und nahm seine Mütze ab. Es war ein schöner Junge mit kühnem Gesicht, großen, blauen Augen und blondem langem Haar: er war in Hemdärmeln und man sah seine nackte Brust.

— Was machst du hier? — fragte ihn der Offizier, sein Pferd anhaltend. — Warum bist du nicht mit deiner Familie geflohen?

— Ich habe keine Familie — antwortete der Knabe. — Ich bin ein Findelkind. Ich arbeite ein wenig für alle. Ich bin hier geblieben, um den Krieg zu sehen.

— Hast du Feinde vorbeigehen sehen?

— Nein, seit drei Tagen nicht.

Der Offizier sann einen Augenblick vor sich hin; dann sprang er vom Pferde, und, die Soldaten dem Feinde zugekehrt zurücklassend, trat er in das Haus und stieg aufs Dach . . . Das Dach war zu niedrig; man konnte von dort aus nur ein kleines Stück der Gegend sehen. — Man muß auf die Bäume steigen, — sagte der Offizier und kam herunter. Gerade vor der Scheune erhob sich eine sehr hohe und dünne Esche, die ihren Wipfel im blauen Himmel wiegte. Der Offizier dachte einen Augenblick nach, bald den Baum, bald die Soldaten betrachtend; plötzlich fragte er den Knaben:

— Hast du gute Augen, Junge?

— Ich? — antwortete der Knabe. — Ich sehe einen Spatz auf eine Meile weit.

— Wärest du imstande, auf den Gipfel dieses Baumes zu klettern?

— Auf den Gipfel dieses Baumes? ich? In einer halben Minute bin ich oben.

— Und könntest du mir sagen, was du von da droben siehst, ob es auf jener Seite feindliche Soldaten, Staubwolken, glänzende Gewehre, Pferde gibt?

— Ganz gewiß könnte ich das.

— Was willst du für diesen Dienst.

— Was ich will? — sagte der Knabe lächelnd. — Nichts. Das fehlte noch! Und dann .... wenn es für die Andern wäre — um keinen Preis; aber für die Unsrigen! Ich bin Lombarde.

— Gut. So geh' hinauf.

— Einen Augenblick! bis ich die Schuhe ausgezogen habe.

Er legte die Schuhe ab, zog den Gürtel fester um den Leib, warf die Mütze ins Gras und umfaßte den Stamm der Esche.

— Aber gieb acht ... — rief der Offizier, indem er eine Bewegung machte, als ob er ihn, wie von einer plötzlichen Furcht ergriffen, zurückhalten wollte.

Der Knabe drehte sich um und sah ihn mit seinen schönen, blauen Augen fragend an.

— Nichts, — sagte der Offizier; — steig hinauf. Der Knabe kletterte hinauf wie eine Katze.

— Sehet vorwärts, — rief der Offizier den Soldaten zu.

In wenigen Augenblicken war der Knabe auf dem Wipfel des Baumes, den Stamm umschlingend, mit den Beinen zwischen dem Laub, aber mit dem Körper darüber hinausragend, und die Sonne brannte auf seinen blonden Kopf, daß er schimmerte wie Gold.

Der Offizier sah ihn kaum, so klein erschien er dort oben.

— Schau grad aus in die Weite, — rief der Offizier.

Der Knabe ließ die rechte Hand vom Baume los und legte sie, um besser zu sehen, an die Stirne.

— Was siehst du? — fragte der Offizier.

Der Knabe beugte das Gesicht gegen ihn und indem er seine Hand als Sprachrohr benutzte, antwortete er: — Zwei Männer zu Pferd, auf der weißen Straße.

— In welcher Entfernung von hier?

— Eine halbe Meile.

— Bewegen sie sich?

— Sie halten an.

— Was siehst du weiter? — fragte der Offizier, nach einem Augenblick des Stillschweigens. — Sieh nach rechts.

Der Knabe sah nach rechts.

Dann sagte er: — In der Nähe des Kirchhofes, zwischen Bäumen glänzt etwas. Es scheinen Bajonette zu sein.

— Siehst du Leute?

— Nein, sie werden im Korn verborgen sein. In diesem Augenblick sauste eine Kugel hoch oben pfeifend durch die Luft und schlug weit hinter dem Hause ein.

— Steig herab, Knabe! — schrie der Offizier. — Sie haben dich gesehen. Ich weiß genug. Komm herab.

— Ich fürchte mich nicht, antwortete der Knabe.

— Steig herab .... — wiederholte der Offizier, — was siehst du noch, zur Linken?

— Zur Linken?

— Ja zur Linken.

Der Knabe drehte den Kopf nach links: in diesem Augenblick durchschnitt ein anderes Pfeifen, schärfer und tiefer als das erste, die Luft. — Der Knabe fuhr zusammen.

— Donnerwetter! — rief er aus. — Sie haben es wirklich auf mich abgesehen. — Die Kugel war nahe an ihm vorbeigegangen.

— Herunter — schrie der Offizier gebieterisch und erregt.

— Ich komme gleich, — antwortete der Knabe. Aber der Baum schützt mich, zweifeln Sie nicht. Zur Linken, wollen Sie wissen?

— Zur Linken, — antwortete der Offizier; aber steige herab.

— Zur Linken, rief der Knabe, indem er den Körper nach jener Seite drehte, — da wo eine Kapelle ist sehe ich ....

Ein drittes, wütendes Pfeifen durchschnitt die Luft und fast im gleichen Augenblick sah man den Knaben herunterkommen, sich erst am Stamm und an den Zweigen halten und dann, den Kopf voran, mit ausgestreckten Armen zu Boden stürzen.

— Verwünscht! — schrie der Offizier, herbeieilend.

Der Knabe schlug mit dem Rücken auf die Erde und blieb mit ausgebreiteten Armen liegen. Ein Bächlein Blutes entquoll der linken Seite der Brust. Der Wachtmeister und zwei Soldaten sprangen vom Pferde; der Offizier beugte sich über den Knaben und öffnete ihm das Hemd; die Kugel war ihm in den linken Lungenflügel gedrungen.

Er ist tot! — rief der Offizier. — Nein, er lebt! — antwortete der Wachtmeister.

— Ach! armer Knabe! braver Knabe! — rief der Offizier. — Mut! Mut! — Aber während er ihm Mut zurief, und ihm das Taschentuch auf die Wunde drückte, verdrehte der Knabe die Augen und ließ den Kopf sinken: er war tot. Der Offizier erbleichte und sah ihn einen Augenblick unverwandt an; dann legte er ihn bequem mit dem Kopfe auf das Gras; — er erhob sich und betrachtete ihn; — auch der Wachtmeister und die beiden Soldaten schauten ihn regungslos an: — die andern waren dem Feinde zugekehrt.

— Armer Knabe! — wiederholte traurig der Offizier. — Armer, braver Knabe!

Dann näherte er sich dem Hause, hob die dreifarbige Fahne vom Fenster und breitete sie wie ein Leichentuch über den kleinen Toten aus, ihm das Gesicht unbedeckt lassend.

Der Wachtmeister legte die Schuhe, die Mütze, den Stock und das Messer dem Toten zur Seite.

Sie schwiegen einen Augenblick; dann wandte sich der Offizier an den Wachtmeister und sagte: — Wir werden ihn durch die Ambulanz holen lassen: er ist als Soldat gestorben, die Soldaten werden ihn begraben. — Nachdem er dies gesagt hatte, schickte er dem Toten eine Kußhand und rief: — Zu Pferd! — Alle schwangen sich in den Sattel, das Häuflein sammelte sich und setzte seinen Weg fort.

Und wenige Stunden nachher empfing der kleine Tote seine kriegerischen Ehren.

Vor Sonnenuntergang setzte sich die ganze Linie der italienischen Vorposten gegen den Feind in Bewegung, und auf demselben Wege, den am Morgen der Trupp Reiter genommen, schritt ein großes Bataillon Bersaglieri (Scharfschützen) einher, welche vor

wenigen Tagen tapfer kämpfend die Hügel von San Martino mit ihrem Blut benetzt hatten. Die Nachricht von dem Tode des Knaben hatte bei diesen Soldaten schon die Runde gemacht, bevor man den Lagerplatz verließ. Der Fußweg, an dessen Seite ein Bach floß, ging in einer Entfernung von einigen Schritten am Hause vorbei. Als die ersten Offiziere des Bataillons die kleine Leiche, am Fuße der Esche, bedeckt von der dreifarbigen Fahne sahen, grüßten sie dieselbe mit dem Säbel; und einer von ihnen beugte sich auf den Rand des Baches, welcher ganz mit Blumen besät war, pflückte ein paar Blumen und warf sie dem Toten zu. Nun pflückten alle Bersaglieri, welche nach und nach vorbeikamen, Blumen und warfen sie ihm zu. In einigen Minuten war der Knabe von Blumen bedeckt und Offiziere und Soldaten schickten ihm im Vorbeigehen einen Gruß: Brav, kleiner Lombarde! — Addio Knabe! — Schlaf wohl, Blondköpfchen! — Er lebe hoch! — Ein Held! — Addio! — Ein Offizier warf ihm seine Ehrenmedaille zu, ein anderer ging und küßte ihn auf die Stirne. Und die Blumen fielen fortwährend auf die nackten Füße, auf die blutige Brust, auf das blonde Haupt. Und er schlief da im Grase, in seine Fahne eingehüllt, mit weißem, fast lächelndem Gesicht, der arme Knabe, als ob er diese Grüße hörte und glücklich wäre, das Leben für seine Lombardei gelassen zu haben.

Die Armen.

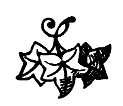
29. — Dienstag.

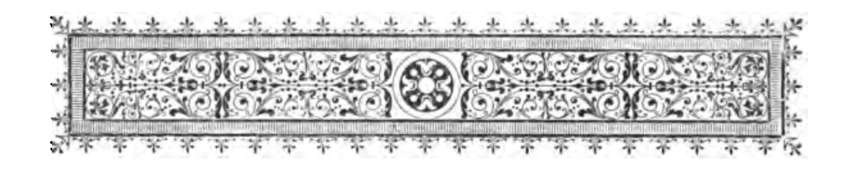
Das Leben für das Vaterland geben, wie der kleine Lombarde, ist eine grosse Tugend; aber du sollst auch die kleinen Tugenden nicht vernachlässigen, mein Sohn. Diesen Morgen, als du, aus der Schule kommend, vor mir hergingst, kamst du bei einer armen Frau vorbei, welche ein elendes, abgezehrtes Kind zwischen den Knieen hielt und von dir ein Almosen verlangte. Du sahst sie an und gabst ihr nichts und doch hattest du Soldi in der

Tasche. Höre, mein Sohn. Gewöhne dich nicht, gleichgiltig an dem Elend, das die Hand ausstreckt, vorbeizugehen, am wenigsten an einer Mutter, welche einen Soldo für ihr Kind heischt. Denke, dass dieses Kind vielleicht Hunger hatte, denke an die Qual dieser armen Mutter. Stelle dir den Jammer deiner Mutter vor, wenn sie eines Tages zu dir sagen müsste: — Heinrich, heute kann ich dir nicht einmal mehr Brot geben! — Wenn ich einem Bettler einen Soldo gebe und er mir sagt: — Gott erhalte Ihnen und Ihren Kleinen die Gesundheit! — du kannst das süsse Gefühl nicht verstehen, welche mir diese Worte ins Herz geben, die Dankbarkeit die ich für diese Armen fühle. Es scheint mir, als ob dieser gute Wunsch euch lange Zeit in guter Gesundheit erhalten müsse und ich kehre zufrieden nach Hause zurück und denke: O, dieser Arme hat mir viel mehr gegeben als ich ihm! Auch du nimm von Zeit zu Zeit einen Soldo aus deiner kleinen Börse, und lasse ihn in die Hand eines Greises ohne Stütze, einer Mutter ohne Brot, eines Kindes ohne Mutter fallen. Die Armen lieben das Almosen der Kinder, weil es sie nicht demütigt und weil die Kinder, die alles, was sie nötig haben, verlangen müssen, ihnen gleichen: sieh nur, wie um die Schulhäuser herum immer Arme sind. Das Almosen eines Mannes ist eine Handlung christlicher Nächstenliebe; aber dasjenige eines Kindes ist zugleich ein Akt der Nächstenliebe und eine Liebkosung; verstehst du? Es ist als ob aus seiner

Hand ein Soldo und eine Blume zugleich fiele. Denke, dass dir nichts mangelt, dass ihnen alles fehlt; dass, während du glücklich sein willst, sie deine Gabe nur begehren um nicht ganz zu verderben. Denke wie schrecklich es ist, dass inmitten so vieler Paläste, in den Strassen, wo so viele schöne Kutschen fahren und in Sammt gekleidete Kinder gehen, es Frauen und Kinder giebt, die nichts zu essen haben. Nichts zu essen haben, mein Gott! Knaben wie du, talentvoll wie du, welche inmitten einer grossen Stadt nichts zu essen haben, wie wilde Tiere in einer Wüste! O! niemals mehr, Heinrich, gehe nie mehr bei einer Mutter vorbei, welche um ein Almosen bittet, ohne ihr einen Soldo in die Hand zu legen!

Deine Mutter.





Dezember.

Der Händler.

1. — Donnerstag.

Mein Vater will, daß, ich an jedem Ferientag einen meiner Kameraden zu uns einlade, oder daß ich einen besuche, damit ich mich nach und nach mit allen etwas befreunde. Am Sonntag werde ich mit Votini, der jederzeit so gut gekleidet ist, der sich immer putzt und der Derossi so beneidet, spazieren gehen. Heute indessen ist Garossi, der Lange, Magere mit der Habichtsnase und den kleinen, listigen Augen, die alles durchstöbern, zu uns gekommen. Er ist der Sohn eines Spezereihändlers, ein Original. Er zählt immer die Soldi, die er in der Tasche hat, rechnet an den Fingern sehr geschwind, löst jede Multiplikation ohne pythagoräische Tafel. Er rafft alles zusammen und hat schon ein Schulsparkassenbüchlein. Es kann auch nicht anders sein, er giebt nie einen Soldo aus, und wenn ihm ein Pfennig unter die Bank fällt, so kann er eine Woche darnach suchen. Er thut es den Elstern nach, sagt Derossi. Alles was er findet, abgenutzte Federn, gebrauchte Marken, Stecknadeln, Kerzenstümpchen, alles nimmt er mit. Schon seit mehr als zwei Jahren sammelt er Marken, und er hat deren schon Hunderte aus jedem Lande in einem großen Album, welches er dem Buchhändler verkaufen will, wenn es ganz voll sein wird. Indessen giebt ihm der Buchhändler die Hefte gratis, weil er viele Knaben in seinen Laden

führt. In der Schule treibt er immer Handel, da giebt's alle Tage Verkäufe, Lotterien, Tauschhandel; nachher bereut er den Tausch und will seine Sache wieder; er kauft für zwei und verkauft für vier, spielt mit Federn und verliert nie; er verkauft den Tabakhändlern alte Zeitungen und hat ein Heftchen, in das er seine Geschäfte notiert, ganz voll von Additionen und Subtraktionen. In der Schule studiert er nichts, als die Arithmetik und wenn er die Medaille wünscht, so ist es nur, um freien Eintritt ins Marionettentheater zu bekommen. Mir gefällt er, mich belustigt er. Wir haben Kaufmann gespielt, mit Gewicht und Wage: er weiß von allem den richtigen Preis, kennt die Gewichte und macht schöne Düten, behende wie die Krämer. Er sagte, daß er sofort nach Beendigung der Schulen einen Handel anfangen werde, einen neuen Handel, den er selbst erfunden hat. Er war sehr froh, als ich ihm ausländische Marken gab, und konnte mir ganz genau sagen, wie teuer jede für die Sammlung verkauft werde. — Mein Vater, der in der Zeitung zu lesen schien, hörte zu und auch ihn belustigte es. Garoffi hat immer die Taschen vollgestopft mit seinen kleinen Handelsartikeln, die er mit einem langen, schwarzen Mantel zudeckt und sieht dabei immer nachdenkend und geschäftig aus wie ein Kaufmann. Aber was ihm am meisten am Herzen liegt, ist seine Markensammlung; das ist sein Schatz, von dem er immer redet, wie wenn er daraus ein Vermögen ziehen könnte. Die Kameraden sagen, er sei ein Geizhals und Wucherer. Ich weiß es nicht. Ich habe ihn gern, durch ihn lerne ich viele Dinge kennen, er kommt mir vor wie ein Mann. Coretti, der Sohn des Holzhändlers sagt, er würde seine Markensammlung nicht hergeben, auch wenn er das Leben seiner Mutter damit retten könnte. Mein Vater glaubt es nicht. — Du mußt noch kein Urteil über ihn fällen, — sagte er zu mir; — er hat einmal diese Leidenschaft, aber er hat ein Herz.

Eitelkeit.

5. — Montag.

Gestern machte ich mit Votini und seinem Vater den Spaziergang durch die Allee Rivoli. Als wir durch die Straße Dora Grossa gingen, sahen wir Stardi, den der Fußtritte austeilt, wenn er gestört wird, vor dem Ladenfenster eines Buchhändlers wie angewurzelt

stehen, die Augen auf eine große Karte geheftet; und wer weiß, wie lange er schon da war, denn er studiert immer, auch auf der Straße; er erwiderte kaum unsern Gruß, der Grobian. Votini war gut gekleidet, nur zu gut: er trug rot gesteppte Stiefel von feinem Leder, ein Kleid mit Stickereien und seidenen Quästchen, einen weißen Kastorhut und eine Uhr. Wie er sich brüstete! Aber diesmal sollte er übel ankommen mit seiner Eitelkeit. Nachdem wir ein gutes Stück der Allee durchschritten und seinen Vater, der nur langsam ging, weit hinter uns gelassen hatten, hielten wir bei einer steinernen Bank an der Seite eines dürftig gekleideten Knaben, der müde und nachdenklich schien und den Kopf senkte. Ein Mann, wahrscheinlich sein Vater, ging unter den Bäumen auf und ab und las die Zeitung. Wir setzten uns. Votini setzte sich zwischen mich und den Knaben. Plötzlich erinnerte er sich, daß er sehr gut gekleidet sei und nun wollte er sich von seinem Nachbar bewundern und beneiden lassen.

Er hob einen Fuß in die Höhe und sagte zu mir: — Hast du meine neuen Offiziersstiefel schon gesehen? — Er sagte es nur um sie jenem andern zu zeigen. Aber der achtete nicht darauf.

Nun senkte er den Fuß und zeigte mir seine seidenen Quasten und sagte zu mir, indem er zu dem Knaben hinüberblinzelte, diese Seidenquasten gefielen ihm nicht, er wolle sie mit silbernen Knöpfen vertauschen. Aber der Knabe sah auch die Quasten nicht an.

Votini drehte nun auf der Spitze des Zeigefingers seinen schönen weißen Hut. Aber der Knabe — es schien als thue er es absichtlich, — würdigte nicht einmal den Hut eines Blickes.

Votini, der anfing sich zu ärgern, zog die Uhr hervor, öffnete sie und ließ mich die Räder sehen. Aber der andere drehte den Kopf nicht darnach. — Ist sie von Silber und vergoldet? — fragte ich ihn. — Nein, — antwortete er, — sie ist von Gold. — Aber sie wird nicht ganz von Gold sein, — sagte ich, es wird auch Silber daran sein. — Bewahre! — erwiderte er; und um den Knaben zu zwingen, hinzusehen, hielt er ihm die Uhr vor das Gesicht und sagte zu ihm: — Sage du, nicht wahr, sie ist ganz von Gold?

Der Knabe erwiderte trocken: — Ich weiß es nicht.

— O! O! — rief Votini ganz wütend aus, — welcher Stolz!

Während er dies sagte, kam sein Vater, welcher diese Worte gehört hatte; er sah den Knaben starr an, dann sagte er barsch zum

Sohne: — Schweig! — und, indem er sich zu seinem Ohr neigte, flüsterte er: — Er ist blind!

Votini sprang auf; er schauderte und schaute dem Knaben ins Gesicht. Er hatte glasartige Pupillen ohne Ausdruck, ohne Blick.

Votini war bestürzt; ohne ein Wort zu sprechen, senkte er die Augen zu Boden. Dann stammelte er: — Es thut mir leid . . . ich wußte es nicht.

Aber der Blinde, der alles verstanden hatte, sagte mit einem guten und melancholischen Lächeln: O! es macht nichts!

— Nun, Votini ist zwar eitel; aber er hat kein schlechtes Herz. Während des ganzen Spazierganges lachte er nicht mehr

Der erste Schnee.

10. — Samstag.

Lebet wohl, Spaziergänge auf dem Rivoli. Der gute Freund der Knaben, der erste Schnee ist da! Seit gestern Abend kommt er herunter in dichten, breiten Flocken, wie Jasminblüten. Es war diesen Morgen in der Schule eine Lust, ihn gegen die Scheiben kommen und sich auf allen Vorsprüngen anhäufen zu sehen; auch der Lehrer sah hinaus und rieb sich die Hände, und alle waren im Glück, als sie an die Schneeballen dachten und an das Eis, das später kommen wird, und an das trauliche Kaminfeuer. Stardi allein achtete nicht darauf. Er war ganz in seine Lektion vertieft. Und welchen Jubel gab es beim Herauskommen! Alle rannten in der Straße herum, schreiend und die Arme in die Luft werfend; sie nahmen Hände voll Schnee und wateten darin herum wie junge Hunde im Wasser. Die Eltern, welche draußen warteten, hatten weiße Regenschirme, die Schutzmänner hatten weiße Helme, alle unsere Schulsäcke waren in einigen Augenblicken ganz weiß. Alle schienen außer sich vor Freude, nur Precossi nicht, der Sohn des Schmieds, jener Bleiche, der nie lacht, und Robetti, der ein Kind vor dem Omnibus rettete und nun an Krücken geht. Der Kalabrese, der nie Schnee berührt hatte, machte sich einen Ball und begann ihn wie einen Pfirsich zu essen. Crossi, der Sohn der Gemüsefrau, füllte sich den Schulsack damit, und das Maurermeisterlein machte uns fast platzen vor Lachen, denn als mein Vater ihn einlud, morgen zu uns zu kommen, hatte er den Mund voll Schnee, und

da er weder wagte, ihn auszuspucken, noch ihn hinunterzuschlucken, stand er sprachlos da und betrachtete uns, ohne zu antworten. Auch die Lehrerinnen kamen lachend und schnellen Laufes aus der Schule; meine Lehrerin der ersten Klasse, die arme, lief durch das Schneegestöber, indem sie sich das Gesicht mit ihrem grünen Schleier schützte und hustete. Und unterdessen kamen Hunderte von Mädchen aus der benachbarten Abteilung und kreischten und hüpften auf dem weißen Teppich herum, und Lehrer, Pedelle und Schutzmänner riefen: — Nach Hause! Nach Hause! — wobei sie Schneeflocken schluckten und den Schnee von Bart und Schnurrbart schüttelten. Aber auch sie lachten über das freudige Treiben der Schüler, welche jubelnd den Winter begrüßten. — — — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr feiert fröhlich den Einzug des Winters.... Aber es gibt Kinder, welche weder Kleider, noch Schuhe, noch Feuer haben. Es gibt Tausende, welche auf weiten, langen Wegen in die Dörfer herabsteigen, in den vor Kälte blutenden Händen tragen sie ein Stück Holz, um die Schule zu heizen. Es giebt Hunderte von Schulen, fast im Schnee vergraben, kahl und düster wie Höhlen, wo die Knaben im Rauch fast ersticken und vor Kälte mit den Zähnen klappern; voll Angst sehen sie den weissen Flocken zu, welche ohne Aufhören niederfallen und sich auf ihre fernen, von Lawinen bedrohten Strohhütten legen. Ihr feiert den Winter, Knaben. Denket an die Tausende von Geschöpfen, denen der Winter Elend und Tod bringt.

Dein Vater.

Das Maurermeisterlein.

11. — Sonntag.

Das „Maurermeisterlein“ ist heute gekommen, in einer Jägerjoppe, lauter Kleidungsstücke am Leibe, die sein Vater abgelegt, und welche noch weiß sind von Kalk und Gips. Mein Vater wünschte noch mehr als ich, daß er käme. Wie viel Vergnügen hat er uns gemacht! Kaum eingetreten, zog er seinen weichen Filzhut, der vom Schnee ganz durchnäßt war, ab und steckte ihn in seine Tasche; dann kam er näher, mit dem nachlässigen Gang eines müden Handwerkers, sein rundes Apfelgesicht mit der Stumpfnase da und dort hin wendend! Als er im Eßzimmer war und die Möbel ringsum gemustert hatte, und sein Auge auf ein Bild fiel, das den Rigoletto, einen drolligen Buckligen darstellt, machte er „das Hasenmäulchen“. Es ist unmöglich sich des Lachens zu enthalten, wenn man ihn das Hasenmäulchen machen sieht. Wir spielten mit dem Baukasten; er hat eine außerordentliche Geschicklichkeit Türme und Brücken zu bauen, die sich wie ein Wunder in die Höhe zu heben scheinen, und er arbeitet ganz ernsthaft daran, mit der Geduld eines Mannes. Während er Türme baute, erzählte er mir von seiner Familie: sie wohnen in einer Dachstube, sein Vater geht in die Abendschule, um lesen zu lernen, seine Mutter ist aus Biella gebürtig. Und sie haben ihn gewiß gern, man sieht es, da er zwar als armer Knabe gekleidet, aber gut gegen die Kälte geschützt ist, mit gut geflickten Kleidern, die Halsbinde von der Mutter Hand sorgsam geknüpft. Sein Vater, sagte er mir, ist ein großer Mann, ein Riese, der kaum aufrecht zur Türe hereinkommt; aber er ist gut und nennt den Sohn immer „Hasenmäulchen“; der Sohn hingegen ist klein. — Um vier Uhr aßen wir auf dem Sofa zu Vesper, Brot und Weinbeeren. Als wir uns erhoben, duldete mein Vater nicht, ich weiß nicht warum, daß ich das Lehnpolster reinige, welches das Maurermeisterlein mit seiner Jacke weiß gemacht hatte: er hielt mir die Hand zurück und reinigte es dann heimlich. Als wir spielten, verlor das Maurermeisterlein einen Knopf von seiner Joppe und meine Mutter nähte ihm denselben an; er wurde rot und sah ihr ganz verwundert und verlegen zu, indem er den Atem zurückhielt. Dann zeigte ich ihm einige Bilderbücher mit Karrikaturen und unwillkürlich ahmte er die Grimassen aller dieser Gesichter nach, so

gut, daß auch mein Vater lachte. Er war so vergnügt als er wegging, daß er vergaß, seinen Filzhut aufzusetzen und der Treppe angekommen, machte er, um mir seine Dankbarkeit zu bezeugen, noch einmal das Hasenmäulchen. Er heißt Antonio Rabucco und ist acht Jahre und acht Monate alt. —

Weisst du, mein Sohn, warum ich nicht wollte, dass du das Sopha abwischtest? Wenn du es vor den Augen deines Kameraden gereinigt hättest, wäre es für ihn wie ein Vorwurf gewesen, dass er es beschmutzt habe. Und dies wäre nicht schicklich gewesen, erstens, weil er es nicht absichtlich, und dann, weil er es mit den Kleidern seines Vaters gethan, welcher sie bei der Arbeit weiss gemacht hatte; die Arbeit beschmutzt nicht; Staub, Kalk, Firniss, alles was du willst, hängt sich an die Kleider, aber kein Schmutz. Die Arbeit beschmutzt nie. Sage nie von einem Arbeiter, der von der Arbeit kommt: — Er ist schmutzig. — Du sollst sagen: — Seine Kleider tragen die Zeichen, die Spuren seiner Arbeit. Vergiss das nie. Und habe das Maurermeisterlein lieb, erstens, weil er dein Kamerad, und dann, weil er der Sohn eines Handwerkers ist.

Dein Vater.

Ein Schneeball.

16. — Freitag.

Und immer noch schneit und schneit es! Heute ereignete sich nach Schluß der Schule ein häßlicher Vorfall mit dem Schnee. Eine Schar Knaben, kaum auf dem Corso angekommen, fing an Schnee-

ballen zu werfen, die aus nassem Schnee gemacht und fest und schwer wurden wie Steine. Ein Herr rief: — Hört auf ihr Jungen! — und in demselben Augenblick hörte man einen lauten Schrei von der andern Seite der Straße und ein Greis, welcher den Hut verloren hatte, taumelte und bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen. In seiner Nähe rief ein Knabe: — Zu Hilfe! Zu Hilfe! — Sofort eilten von allen Seiten Leute herbei. Ein Schneeball hatte ihn ins Auge getroffen. Die Knaben stoben pfeilgeschwind nach allen Seiten auseinander. Ich stand vor dem Laden des Buchhändlers, wo mein Vater eingetreten war, und sah mehrere meiner Kameraden eiligen Laufes herankommen, welche sich in meiner Nähe unter die andern mischten, als ob sie die Schaufenster betrachten wollten. Da war Garrone mit seinem gewohnten Stück Brot in der Tasche, Coretti, das Maurermeisterlein und Garoffi, der Markensammler. Indessen hatte sich eine Menge Volkes um den Greis geschart und eine Wache und andere Leute liefen da und dorthin, drohend und rufend: — Wer ist's? Wer ist's gewesen? Bist du es? Sagt, wer es gewesen ist! — und sie besahen den Knaben die Hände, ob sie von Schnee naß seien. Garoffi stand neben mir: ich bemerkte, daß er am ganzen Leibe zitterte und totenblaß war. — Wer ist's? Wer ist es gewesen? — riefen die Leute noch immer. Nun hörte ich, wie Garrone leise zu Garoffi sagte: Auf, geh und stelle dich; es wäre eine Feigheit, einen andern ergreifen zu lassen. — Aber ich habe es nicht absichtlich gethan, — antwortete Garoffi, zitternd wie Espenlaub. — Ist gleichgiltig, thu' deine Pflicht, — antwortete Garrone. — Aber ich habe den Mut nicht! — Fasse Mut, komm, ich begleite dich. — Alles schrie immerfort laut: — Wer ist's? Wer ist es gewesen? Sie haben ihm ein Brillenglas in's Auge geschlagen! Sie haben ihn geblendet! Die Schurken! — Ich glaubte, Garoffi wolle in die Erde versinken. — Komm, — sagte Garrone entschlossen zu ihm, — ich verteidige dich, — ergriff ihn beim Arm, zog ihn vorwärts, während er ihn zugleich wie einen Kranken unterstützte. Die Leute sahen und verstanden sofort, was das bedeute, und mehrere eilten mit erhobenen Fäusten herbei. Aber Garrone stellte sich dazwischen und rief: — Was? Zehn Männer gegen einen Knaben? — Nun ließen jene ab und ein Schutzmann nahm Garoffi bei der Hand und führte ihn, sich eine Gasse durch die Menge bahnend, in den Laden eines Teigwarenhändlers, wohin sie den Verwundeten ge-

bracht hatten. Als ich ihn sah, erkannte ich gleich den alten Beamten, der mit seinem Neffen im vierten Stock unseres Hauses wohnt. Er saß auf einem Sessel und hatte ein Taschentuch über den Augen. — Ich habe es nicht absichtlich gethan! — sagte Garoffi schluchzend, halbtot vor Angst, — ich habe es nicht absichtlich gethan! — Zwei oder drei Personen stießen ihn heftig in den Laden hinein und riefen: — Knie nieder! Bitte um Verzeihung! — und warfen ihn zu Boden. Aber plötzlich hoben ihn zwei kräftige Arme auf die Füße, und eine entschlossene Stimme sagte: — „Nein, meine Herren!“ — Es war unser Direktor, der alles gesehen hatte. — „Da er den Mut gehabt hat, sich zu stellen, hat niemand das Recht ihn zu erniedrigen.“ — Alles schwieg still. — Bitte um Verzeihung, — sagte der Direktor zu Garoffi. Garoffi, in heftiges Weinen ausbrechend, umarmte die Kniee des Greises und dieser suchte mit seiner Hand das Haupt des Knaben und streichelte seine Haare. Dann sagten alle: — Geh, Knabe, gehe nach Hause. — Und mein Vater zog mich aus der Menge und sagte auf dem Wege zu mir: — Heinrich, hättest du in einem ähnlichen Falle den Mut, deine Pflicht zu thun, und deine Schuld zu bekennen? — Ich antwortete: Ja! Und er: Gieb mir dein Wort als Knabe von Herz und Ehre, daß du es thun würdest. — Ich gebe dir mein Wort darauf, Vater!

Die Lehrerinnen.

17. — Samstag.

Garoffi fürchtete sich sehr, denn er erwartete einen tüchtigen Verweis vom Lehrer; aber der Lehrer kam nicht und da auch der Hilfslehrer fehlte, hielt Frau Cromi, die älteste Lehrerin, welche zwei erwachsene Söhne hat, Schule. Mehrere Damen, welche jetzt ihre Kinder in die Abteilung Baretti begleiten, haben einst bei ihr Lesen und Schreiben gelernt. Sie war heute traurig, weil einer ihrer Söhne krank ist. Kaum sahen wir sie, als der Lärm begann. Aber mit langsamer und ruhiger Stimme sagte sie: — Achtet meine weißen Haare: ich bin nicht nur eine Lehrerin, ich bin eine Mutter; — und nun wagte keiner mehr zu schwatzen, nicht einmal der Franti mit seinem Spitzbubengesicht, der sich damit begnügte seine Possen im Verborgenen zu machen. In die Klasse der Cromi wurde die Delcati, die Lehrerin meines Bruders geschickt, und an den Platz der Delcati

kam eine, die sie das „Nönnchen“ nennen, weil sie immer dunkel gekleidet ist. Sie trägt eine schwarze Schürze, hat ein kleines, weißes Gesicht, immer glatte Haare, helle Augen und ein leises Stimmchen, so daß es scheint, als ob sie immer Gebete murmle. Und es ist nicht zu glauben, sagt meine Mutter: so mild und schüchtern sie ist, mit diesem immer gleichen Stimmchen, das man kaum hört, und obgleich sie nie schreit, nie zornig wird, so halten sich ihre Schüler doch so ruhig, daß man kaum etwas von ihnen hört. Auch die schlimmsten Straßenjungen beugen den Kopf, wenn sie nur mit dem Finger droht; ihre Schule scheint eine Kirche, und auch deshalb heißt sie das „Nönnchen“. Aber da ist eine andere, die mir auch gefällt: die Lehrerin der ersten Klasse, untere Abteilung Numero 3, die junge mit dem rosigen Gesicht; sie hat zwei schöne Grübchen in den Wangen, trägt eine große, rote Feder auf dem Hütchen und ein Kreuz aus gelbem Glas am Halse. Sie ist immer fröhlich und hält die Klasse in heiterer Stimmung. Läßt sie ihre silberhelle Stimme ertönen, so ist es, als ob sie singe; sie klopft mit dem Stöckchen auf den Tisch oder schlägt in die Hände, um die Ruhe herzustellen; dann, wenn sie hinausgehen, läuft sie wie ein Kind dem einen und andern nach, um sie in Ordnung zu bringen; diesem zieht sie den Mantelkragen herauf, jenem knöpft sie den Überrock zu, daß der Kleine sich nicht erkälte, folgt ihnen bis auf die Straße, damit sie sich nicht raufen, bittet die Eltern, sie zu Hause nicht zu bestrafen, bringt denen, die den Husten haben, Zeltchen, leiht andern, die frieren, den Muff. Darum wird sie fortwährend bedrängt von den Kleinsten, die sie liebkosen und von ihr geküßt sein wollen, indem sie die Lehrerin beim Schleier und am Mantel ziehen; aber sie läßt sie machen und küßt sie alle lachend und jeden Tag kehrt sie mit zerzausten Haaren und ohne Stimme, schwer atmend und ganz zufrieden nach Hause zurück mit ihren hübschen Grübchen und ihrer roten Feder. Sie ist auch Zeichenlehrerin bei den Mädchen und erhält mit ihrer Arbeit ihre Mutter und einen Bruder.

Im Hause des Verwundeten.

18. — Sonntag.

Der Neffe des alten Beamten, der von dem Schneeball Garoffis ins Auge getroffen wurde, geht bei der Lehrerin mit der roten Feder

in die Schule; wir haben ihn heute im Hause seines Onkels, der ihn wie einen Sohn hält, gesehen. Ich hatte die monatliche Erzählung für die nächste Woche: „Der kleine florentinische Schreiber", die mir der Lehrer zu kopieren gab, fertig abgeschrieben, als mein Vater zu mir sagte: — Wir wollen ins vierte Stockwerk hinaufgehen, um zu sehen, wie es um das Auge des alten Herrn steht. — Wir traten in eine fast dunkle Kammer ein, wo der Greis im Bette saß, mit vielen Kissen hinter dem Rücken; am Kopfende des Bettes saß seine Frau und in einer Ecke befand sich sein Neffe und spielte. Der Greis hatte das Auge verbunden. Er war sehr erfreut meinen Vater zu sehen, lud uns zum Sitzen ein und sagte, daß er sich besser befinde, daß das Auge nicht verloren sei, ja daß er im Verlauf weniger Tage geheilt sein werde. — Es war ein unglücklicher Zufall, — sagte er, — ich bedaure, daß jener Knabe eine solche Angst ausstehen mußte. — Dann sprach er uns vom Arzte, der ihn um diese Stunde besuchen sollte. Wirklich läutete in diesem Augenblicke die Glocke: — Es ist der Arzt, — sagte die Frau. Die Türe geht auf . . . Und wen sehe ich? Garoffi in seinem langen Mantel, gesenkten Hauptes auf der Schwelle stehend; er hatte nicht den Mut einzutreten. — Wer ist's? — fragte der Kranke. — Es ist der Knabe, welcher den Schneeball warf, — sagte mein Vater. Und der Greis sagte alsdann: — Du armer Junge! tritt näher; du bist gekommen um dich nach dem Verwundeten zu erkundigen, nicht wahr? Aber es geht besser, sei ruhig, es geht besser, ich bin fast geheilt. Komm hieher. — Garoffi, so verwirrt, daß er uns nicht sah, näherte sich dem Bette, indem er sich Gewalt anthat, nicht in Thränen auszubrechen, und der Alte liebkoste ihn, aber der Knabe konnte nicht sprechen. — „Ich danke dir," sagte der Greis, „gehe nun und sage deinem Vater und deiner Mutter, „daß alles gut gehe, daß sie sich keine Sorge mehr machen müssen." — Aber Garoffi rührte sich nicht, es schien als ob er noch etwas zu sagen hätte, es aber nicht wagte. — „Was hast du mir noch zu sagen? Was willst du?" — „Ich . . . nichts." — „Nun denn, leb wohl, auf Wiedersehen, lieber Knabe; gehe nur mit ruhigem Herzen." — Garoffi ging bis zur Türe, aber dort stand er still und kehrte sich zum Neffen, der ihm folgte und ihn neugierig betrachtete. Plötzlich zog er einen Gegenstand unter dem Mantel hervor, legte ihn dem Knaben in die Hände und sagte in Eile: „Es ist für dich," — und weg war er wie ein Blitz.

Der Knabe brachte das Geschenk seinem Onkel; es war darauf geschrieben: „Ich schenke dir dieses;" wir schauten hinein und thaten einen Ausruf der Verwunderung. Es war sein berühmtes Album mit der Markensammlung, welches der arme Garoffi gebracht hatte, die Sammlung, von der er immer sprach, auf welche er so viele Hoffnungen gegründet und die ihn so viele Mühe gekostet hatte; sie war sein Schatz, — armer Knabe! es war die Hälfte seines Herzblutes das er schenkte, um Verzeihung zu erlangen.

Der kleine florentinische Schreiber.

(Monatliche Erzählung.)

Er ging in die vierte Klasse der Gemeindeschule. Ein liebenswürdiger, kleiner Florentiner von zwölf Jahren, mit schwarzen Haaren und weißem Gesicht, der älteste Sohn eines Eisenbahnangestellten, der mit einer großen Familie und kleinem Gehalt in Dürftigkeit lebte. Der Vater liebte ihn und war sehr gut und nachsichtig mit ihm: nachsichtig in allem, außer indem, was die Schule betraf; darin verlangte er viel und zeigte sich streng, denn der Sohn sollte bald im Stande sein, ein Amt zu verwalten, um der Familie zu helfen, und um es dazu zu bringen, sollte er in kurzer Zeit vieles bewältigen. So fleißig daher der Sohn auch war, mahnte ihn der Vater doch immer zu lernen, zu studieren. Der Vater war schon ziemlich bei Jahren und zudem durch strenge Arbeit vor der Zeit alt geworden. Nichtsdestoweniger übernahm er, um die Familie durchzubringen, außer den Arbeiten seines Amtes von da und dort noch andere und brachte einen schönen Teil der Nacht am Schreibtische zu. Kürzlich hatte er von einer Verlagshandlung, welche wöchentlich Bücher und Zeitungen versandte, den Auftrag übernommen, auf die Umschläge die Namen und Adressen der Abonnenten zu schreiben, und verdiente an je 500 Stück dieser in großen und regelmäßigen Buchstaben geschriebenen Adressen drei Franken. Aber diese Arbeit ermüdete ihn und er beklagte sich oft bei Tische darüber. — Meine Augen werden schwach, — sagte er, — diese Nachtarbeit reibt mich auf. — Eines Tages sagte der Sohn: — Vater, laß mich für dich arbeiten; du weißt, daß ich genau so schreibe wie du. Aber der Vater antwortete: — Nein, mein

Sohn, du mußt lernen; deine Schule ist viel wichtiger als meine Adressen; ich würde mir Gewissensbisse machen, dir nur eine Stunde zu entziehen; ich danke dir, aber ich will nicht, sprich nicht mehr davon.

Der Sohn wußte, daß es unnütz sei dieser Sache wegen länger in seinen Vater zu dringen und er sprach nicht mehr davon. Aber was that er? Er wußte, daß sein Vater punkt Mitternacht zu schreiben aufhörte und sein Arbeitszimmer verließ, um in's Schlafzimmer zu gehen. Er hatte es einige Male gehört: Hatte die Wanduhr die zwölfte Stunde geschlagen, so wurde der Stuhl gerückt und es ließ sich der langsame Schritt des Vaters vernehmen. Eines Nachts wartete er, bis derselbe zu Bette war, kleidete sich ganz leise an, ging behutsam in das Zimmer, zündete die Petroleumlampe wieder an, setzte sich an den Schreibtisch, auf dem ein Haufen weißer Streifen und das Verzeichniß der Adressen war und begann zu schreiben, indem er die Schrift seines Vaters genau nachahmte. Und er schrieb mit Eifer, wenn auch ein wenig furchtsam, und die Streifen häuften sich an, und hie und da legte er die Feder weg, um sich die Hände zu reiben, und dann begann er mit neuer Lebhaftigkeit, indem er von Zeit zu Zeit lauschte und lächelte. Einhundert und sechzig schrieb er: eine Lira! Dann hörte er auf, legte die Feder hin, wo er sie genommen hatte, löschte das Licht und kehrte auf den Fußspitzen in's Bett zurück.

Am folgenden Mittag saß der Vater wohlgelaunt bei Tische. Er hatte nichts bemerkt. Er machte diese Arbeit maschinenmäßig, sie nach Stunden bemessend und dabei an anderes denkend; die geschriebenen Adressen zählte er erst am folgenden Morgen. Als er so guter Laune am Tische saß, klopfte er dem Sohne auf die Schulter und sagte: — Eh, Giulio, — dein Vater ist noch gut zum Arbeiten, glaube es nur! In zwei Stunden habe ich gestern Abend einen schönen Drittteil der Arbeit mehr gemacht, als gewöhnlich. Die Hand ist noch flink und die Augen thun ihren Dienst. — Und Giulio dachte still vergnügt: — „Der gute Vater! außer dem Verdienste verschaffe ich ihm noch die Genugthuung, sich verjüngt zu glauben. Nun wohl, nur Mut!"

Von dem guten Erfolg ermutigt, machte sich der Knabe, als es in der nächsten Nacht kaum zwölf geschlagen, wieder auf und

ging an die Arbeit. Und so trieb er es mehrere Nächte. Sein Vater bemerkte nichts. Nur ein einziges Mal, beim Abendessen, rief er: — Es ist seltsam, wie viel Petroleum seit einiger Zeit in unserm Hause verbraucht wird! — Giulio fuhr zusammen. Aber der Vater sagte nichts weiter. Und die nächtliche Arbeit nahm ihren Fortgang.

Indessen, da er sich so jede Nacht den Schlaf abbrach, hatte Giulio nicht genug Ruhe; des Morgens erhob er sich müde und am Abend, wenn er die Schularbeiten machte, hatte er Mühe, die Augen offen zu halten. Eines Abends, — das erste Mal in seinem Leben, — schlief er über der Arbeit ein. — Mut! Mut! — rief ihm sein Vater zu, indem er in die Hände klatschte. — Zur Arbeit! — Er fuhr auf und setzte die Arbeit fort. Aber den folgenden Abend und die nächsten Tage ereignete sich dasselbe, und noch schlimmeres: er schlummerte über seinen Büchern ein, stand später auf als gewöhnlich, studierte die Lektion mit Mühe, wie wenn er einen Widerwillen gegen das Lernen hätte. Sein Vater begann ihn zu beobachten, dann wurde er nachdenklich und machte dem Sohne Vorwürfe. Nie hatte er ihm solche machen müssen! — Giulio, — sagte er eines Morgens, — du thust deine Pflicht nicht mehr, du bist nicht mehr derselbe wie früher. Das gefällt mir nicht. Gieb acht, alle Hoffnungen der Familie ruhen auf dir! Ich bin nicht mit dir zufrieden, verstehst du? — Bei diesem Vorwurf, dem ersten wirklich ernsten, den er erhielt, wurde der Knabe ängstlich. „Ja, — sagte er zu sich, — es ist wahr, so kann es nicht fortgehen, die Täuschung muß aufhören.“ Aber am Abend desselben Tages sagte sein Vater beim Essen mit Fröhlichkeit: — Denkt einmal, ich habe in diesem Monat mit Adressenschreiben zweiunddreißig Lire mehr verdient, als im vergangenen! — und dabei zog er eine Düte mit Süßigkeiten hervor, welche er gekauft hatte, um mit seinen Kindern diesen außerordentlichen Verdienst zu feiern, und alle klatschten in die Hände. Und nun faßte Giulio Mut und sagte in seinem Herzen: „Nein, armer Vater, ich werde nicht aufhören, dich zu täuschen; ich werde mich mehr anstrengen, um während des Tages zu lernen; aber ich will fortfahren, nachts für dich und alle andern zu arbeiten.“ Und der Vater wiederholte: Zweiunddreißig Lire mehr! Ich bin zufrieden .... Nur der da, — und er zeigte

auf Giulio, — macht mir Verdruß. — Giulio nahm den Vorwurf stillschweigend hin und unterdrückte die Thränen, welche hervorbrechen wollten; aber er fühlte zugleich im Herzen eine selige Freude.

Er that sich Gewalt an und fuhr fort zu arbeiten. Aber es ward ihm immer schwerer, der fortgesetzten Ermüdung Meister zu werden. So ging es zwei Monate lang. Der Vater fuhr fort, den Sohn zu schelten und sah ihn mit immer unwilligern Augen an. Eines Tages ging er sogar zum Lehrer, um Erkundigungen einzuziehen, und der Lehrer sagte: Nun, es geht, es geht so, so, weil er intelligent ist. Aber er hat nicht mehr den guten Willen, wie früher. Er ist schläfrig, gähnt und ist zerstreut. Seine Aufsätze sind kurz, in Eile hingeworfen und schlecht geschrieben. O! Er könnte seine Sache weit besser machen! — An jenem Abend nahm der Vater den Knaben beiseite und sagte ihm so ernste Worte, wie dieser sie noch nie gehört hatte. — Giulio, du siehst, daß ich arbeite, daß ich mir für die Familie das Leben verkürze. Du hilfst mir nicht. Du hast kein Herz, weder für mich, noch für deine Brüder, noch für deine Mutter. — Ach nein, nein, sage das nicht, Vater! — schrie der Sohn, in Thränen ausbrechend, und öffnete den Mund, um alles zu gestehen. Aber der Vater unterbrach ihn, indem er sagte: — Du kennst unsere Lage, du weißt, daß der gute Wille und die Aufopferung Aller nötig sind. Sieh, ich selbst muß meine Arbeit verdoppeln. Ich rechnete diesen Monat auf eine Gratifikation von hundert Lire an der Eisenbahn, und diesen Morgen habe ich erfahren, daß ich nichts erhalten werde! Bei dieser Nachricht unterdrückte Giulio das Bekenntnis, das ihm beinahe über die Lippen gekommen und sagte entschlossen zu sich selbst: — Nein, Vater, ich sage dir nichts; ich bewahre das Geheimnis, um für dich arbeiten zu können; den Schmerz, den ich dir verursache, entgelte ich dir auf andere Weise; in der Schule werde ich immer noch genug lernen, um promoviert zu werden; am nötigsten ist es jetzt, dir zu helfen das Brot zu verdienen und dir die Mühe, welche dich aufreibt, zu erleichtern. — Und er arbeitete weiter, und zwei weitere Monate der nächtlichen Arbeit und der Abspannung am Tage, verzweifelter Anstrengung des Sohnes und bitterer Vorwürfe des Vaters gingen vorüber. Aber das Schlimmste war, daß dieser sich gegen den Knaben immer kälter zeigte, mit

ihm nur noch selten sprach, wie wenn er ein ungeratenes Kind wäre, von dem nichts mehr zu hoffen sei; er mied beinahe seinen Anblick. Und Giulio bemerkte es und litt sehr darunter und wenn ihm sein Vater den Rücken kehrte, schickte er ihm verstohlen einen Kuß, mit einem Ausdruck kindlicher und trauriger Zärtlichkeit. — Bei seinem Schmerz und seiner Arbeit magerte er ab und verlor alle Farbe und er mußte seine Studien immer mehr vernachlässigen. Er sah wohl ein, daß alles eines Tages aufhören müsse und jeden Abend sagte er sich: — Diese Nacht werde ich nicht mehr aufstehen; — aber beim Schlage zwölf, in dem Augenblick, da er bei seinem Vorsatz hätte kräftig verharren sollen, empfand er Gewissensbisse; es schien ihm, daß er eine Pflicht vernachlässige, wenn er im Bette bleibe, seinem Vater und seiner Familie eine Lira stehle. Und er erhob sich, und dachte, daß sein Vater eines Nachts erwachen und ihn überraschen könnte, oder auch, daß er die Täuschung gewahr werde, indem er die Adressen zweimal zähle; und dann würde natürlich alles zu Ende sein, ohne ein Eingreifen seinerseits, wozu er jetzt nicht den Mut hatte. Und so fuhr er fort.

Aber eines Abends, beim Essen, sprach der Vater ein Wort aus, das entscheidend für ihn wurde. Seine Mutter betrachtete ihn und als sie sah, daß er leidender und elender aussah als gewöhnlich, sagte sie zu ihm: — Giulio, du bist krank. Und dann wandte sie sich an den Vater: — Giulio ist krank. Sieh, wie bleich er ist! Mein Giulio, was fehlt dir? — Der Vater sah ihn von der Seite an und sagte: — Es ist das böse Gewissen, das ihn krank macht. Er war nicht so, als er noch ein lernbegieriger Schüler und ein Sohn von Herz war. — Aber er ist sehr krank! — rief die Mutter aus. — Es ist mir jetzt gleichgültig, — antwortete der Vater.

Dieses Wort war ein Messerstich ins Herz des armen Knaben. Ach! er war ihm jetzt gleichgültig! Sein Vater, der vor Zeiten gezittert hatte, wenn er ihn nur husten hörte! Er liebte ihn also nicht mehr, jetzt war kein Zweifel mehr, er war im Herzen seines Vaters tot . . . . Ach! nein, mein Vater, sagte er zu sich, mit vor Angst zusammengeschnürtem Herzen, — jetzt muß es zu Ende gehen, ohne deine Liebe kann ich nicht leben, ich will sie wieder ganz besitzen, ich werde dir alles sagen, ich will dich nicht mehr täuschen, ich

werde lernen wie früher. Komme was da wolle, wenn du mich nur wieder liebst, mein armer Vater! O dieses Mal bin ich meines Entschlusses sicher!

Nichtsdestoweniger erhob er sich in dieser Nacht auch wieder, mehr durch die Macht der Gewohnheit als durch etwas anderes getrieben; und als er aufgestanden war, wollte er hingehen um in der Stille der Nacht das Zimmer zum letzten Mal zu sehen, wo er heimlich so viel gearbeitet hatte, das Herz voll von Genugthuung und Zartgefühl. Und als er sich beim Schreibtisch befand, das Licht angezündet hatte und die weißen Streifen sah, auf die er nun niemals mehr die Namen von Städten und Personen schreiben sollte, welche er längst auswendig wußte, wurde er von großer Trauer erfaßt und mit einer ungestümen Bewegung ergriff er die Feder um die gewohnte Arbeit zu beginnen. Aber als er die Hand ausstreckte, stieß er an ein Buch und das Buch fiel. Das Blut wollte ihm stocken. Wenn sein Vater erwachte! Allerdings würde er ihn ja nicht bei einer schlechten Handlung überrascht haben, er hatte sich ja auch fest vorgenommen, ihm alles zu sagen; doch ... der Gedanke, seinen Schritt in der Dunkelheit herankommen zu hören, — zu dieser Stunde in dieser Stille überrascht zu werden; — seine Mutter würde aufwachen und erschrecken, — und der Gedanke, er kam ihm zum ersten Male, daß sein Vater, wenn er alles entdeckte, ihm gegenüber eine Demütigung erfahren könnte, alles dies jagte ihm fast Schrecken ein. Er lauschte und hielt den Atem an ... Man hörte kein Geräusch. Er horchte am Türschloß: alles still! Das ganze Haus schlief. Sein Vater hatte nichts gehört. Er beruhigte sich und begann zu schreiben. Und Adressen häuften sich auf Adressen. Er hörte den abgemessenen Schritt der Wache drunten in der verlassenen Straße, dann ein Geräusch von Kutschen, das auf einmal aufhörte; dann, eine Weile später, das Rollen einer Reihe von Wagen, die langsam vorüberfuhren. Dann trat tiefes Schweigen ein, von Zeit zu Zeit unterbrochen vom entfernten Gebell eines Hundes. Und er schrieb, und schrieb. Und unterdessen stand sein Vater hinter ihm: er war aufgestanden, als er das Buch hatte fallen hören, er hatte den günstigen Augenblick abgewartet, der Lärm der Karren hatte das Geräusch seiner Schritte und das leise Knarren der Türe übertönt, und er stand da, mit seinem

weißen Haupte über dem schwarzen Köpfchen Giulios, — und er hatte die Feder über das Papier fliegen sehen, und in einem Augenblick hatte er alles verstanden und eine übermäßige Reue, eine ungeheure Zärtlichkeit hatte sich seiner Seele bemächtigt und er stand wie angewurzelt, atemlos hinter seinem Kinde. Plötzlich stieß Giulio einen lauten Schrei aus: zwei krampfhaft zitternde Arme hatten sein Haupt ergriffen. — Der Vater bedeckte ihm schluchzend die Stirne mit Küssen: — Jetzt weiß ich alles, verzeihe mir, mein bester Sohn. Komm, komm mit mir! — Und er zog ihn, oder vielmehr er trug ihn zum Bette seiner Mutter, die erwacht war und legte ihn in ihre Arme und sagte zu ihr: — Küsse diesen Engel von Sohn, der seit drei Monaten nicht schläft und für mich arbeitet und dem ich das Herz betrübe, ihm, der uns das Brot verdient! — Die Mutter drückte ihn und hielt ihn an der Brust, ohne Worte zu finden; dann sagte sie: — Gehe schlafen, mein Kind, gehe schlafen, geh', ruhe aus! Trage ihn zu Bette! — Der Vater nahm ihn auf die Arme, trug ihn in seine Kammer und brachte ihn zu Bette; tiefatmend und ihn immer liebkosend legte er ihm die Kissen und die Decken zurecht. — Dank, — sprach der Sohn fortwährend, — Dank; aber gehe jetzt zu Bette, ich bin so glücklich; gehe zu Bette, Vater. — Aber sein Vater wollte ihn schlafen sehen, setzte sich neben das Bett, ergriff seine Hand und sagte zu ihm: Schlafe, schlafe mein Sohn! — Und Giulio, entkräftet wie er war, schlief endlich ein und schlief viele Stunden, sich nach mehreren Monaten zum ersten Mal eines ruhigen Schlafes erfreuend, erheitert von lachenden Träumen, und als er die Augen öffnete, da die Sonne schon hoch am Himmel stand, fühlte er zuerst und dann sah er, an seine Brust angelehnt, gestützt auf den Rand des kleinen Bettes, das weiße Haupt seines Vaters, der die Nacht so zugebracht hatte und noch schlief, mit der Stirne an seinem Herzen.

Der Wille.

28. — Mittwoch.

Stardi in meiner Klasse hätte die Kraft, das zu thun, was der kleine Florentiner that. Diesen Morgen gab es zwei Ereignisse in der Schule: Garoffi war ganz närrisch vor Freude, weil sie ihm sein

Album mit zwei Marken der Republik Guatemala, welche er seit drei Monaten suchte, zurückgegeben haben; und Stardi bekam die zweite Medaille. Stardi, der erste der Klasse nach Derossi! Alle waren darüber erstaunt. Wer hätte das im Oktober gedacht, als sein Vater ihn in die Schule führte, eingepackt in den großen, grünen Überrock, und zum Lehrer in Gegenwart aller sagte: — Haben Sie Geduld mit ihm, denn er hat nicht viel Grütze! — Alle hielten ihn im Anfang für einen Strohkopf. Aber er sagte: — Entweder gehe ich zu Grunde, oder es muß mir gelingen, — und fing an aus allen Kräften zu studieren, den ganzen Tag, des Nachts, zu Hause, in der Schule, auf dem Spaziergang, mit zusammengebissenen Zähnen und geschlossenen Fäusten, geduldig wie ein Lamm, hartnäckig wie ein Maulesel, und so durch häufiges Wiederholen, indem er der Spöttereien nicht achtete und den Störefrieden Fußtritte gab, hat er alle andern überflügelt, dieser Dickkopf. Er verstand keine Spur von Arithmetik, machte Aufsätze voller Schnitzer, konnte keinen Satz im Gedächtnis behalten und jetzt löst er alle Aufgaben, schreibt korrekt und sagt die Lektion her wie ein Lied. Man begreift seinen eisernen Willen, wenn man den Knaben nur ansieht, so kurz und dick, mit vierschrötigem Kopfe und ohne Hals, mit kurzen, dicken Händen und derber Stimme. Er studiert selbst abgerissene Fetzen von Zeitungen, die Theaterzettel, und jedesmal, wenn er zehn Soldi hat, kauft er sich ein Buch: er hat schon eine kleine Bibliothek angelegt, und in einem Augenblick guter Laune gab er mir seine Absicht zu verstehen, daß er mich einmal nach Hause führen werde, um sie mir zu zeigen. Er spricht mit niemandem, spielt mit niemandem, ist immer da in der Bank, unbeweglich wie ein Fels und horcht auf den Lehrer. Wie viel mußt du gearbeitet haben, armer Stardi! Der Lehrer, obgleich er ungeduldig und schlechter Laune war, sagte diesen Morgen zu ihm, als er ihm die Medaille gab: — „Brav, Stardi; wer ausharrt wird gekrönt." — Aber er bildet sich nichts darauf ein, lächelt nicht, und kaum war er mit seiner Medaille in die Bank zurückgekehrt, so pflanzte er sich, die Fäuste an den Schläfen, hin, und blieb unbeweglicher und aufmerksamer als zuvor. Aber das schönste kam beim Hinausgehen, als ihn sein Vater, ein Bader, kurz und dick wie er, mit einem großen Gesicht und einer derben Stimme wie er, erwartete. Er hatte nicht auf diese Medaille gehofft und wollte es uns nicht glauben, der Lehrer mußte es ihm versichern

und nun fing er an hellauf zu lachen, gab dem Sohne einen Schlag auf den Nacken und sagte laut: „Ei, das ist brav, das ist schön, mein lieber Rundkopf,“ und schaute ihn erstaunt und lächelnd an. Und alle Knaben ringsum lächelten, ausgenommen Stardi: die Lektion für den nächsten Morgen ging ihm schon im Kopf herum.

Dankbarkeit.

31. — Samstag.

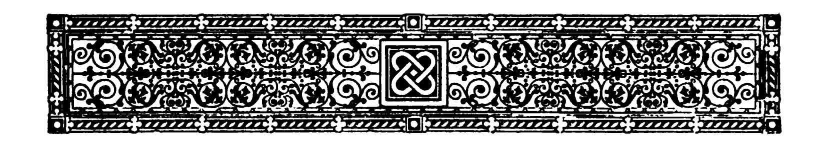
Dein Gefährte Stardi beklagt sich nie über seinen Lehrer, dessen bin ich sicher. — Der Lehrer war schlechter Laune, war ungeduldig; du sagst es in einem Ton des Unwillens. Denke ein wenig nach, wie manchmal du ungeduldig bist, und mit wem? mit deinem Vater und mit deiner Mutter, das ist ein Verbrechen! Dein Lehrer hat gewiss Grund, hie und da ungeduldig zu sein! Denke, seit wie vielen Jahren er sich für euch Knaben abmüht, und wenn es unter denselben viele artige und liebenswürdige gab, fand er auch sehr viele undankbare, die seine Güte missbrauchten und seine Mühe verkannten; und was noch mehr ist: ihr alle verursacht ihm mehr Bitterkeit als Genugthuung. Denke, dass der beste aller Menschen auf Erden, an seiner Stelle sich hie und da vom Zorne übermannen liesse. Und dann, wenn du wüsstest, wie oft der Lehrer in die Schule geht, nur weil er nicht krank genug ist, sich vom Schulhalten dispensieren zu lassen! Er ist ungeduldig, weil er leidend ist, und es schmerzt ihn noch mehr, wenn er sehen muss, dass ihr andern nicht darauf achtet,

oder gar Missbrauch treibt! Achte, liebe deinen Lehrer, mein Sohn. Liebe ihn, weil dein Vater ihn liebt und achtet; weil er sein Leben der Wohlfahrt so vieler Knaben weiht, welche ihn vergessen; liebe ihn, weil er dir den Geist öffnet und erleuchtet und dir die Seele erzieht; weil eines Tages, wenn du ein Mann sein wirst, wenn weder ich noch er mehr auf dieser Welt sein werden, sich sein Bild in der Nähe des meinigen deinem Geiste aufdrängen wird. Dann, siehe, wirst du dich gewisser Züge des Schmerzes und der Ermüdung in seinem guten Gesichte erinnern, an Züge, welche du jetzt nicht beachtest, und sie werden dir noch nach dreissig Jahren auf die Seele fallen und du wirst dich schämen, du wirst es bereuen, ihn nicht geliebt, dich ihm gegenüber schlecht betragen zu haben. Liebe deinen Lehrer, denn er gehört dieser grossen Familie der fünfzigtausend in Italien zerstreuten Elementarlehrer an, welche so zu sagen die geistigen Väter von Millionen von Kindern sind, die mit dir aufwachsen; die nicht genug geschätzten und schlecht bezahlten Arbeiter, welche unserem Lande ein besseres Volk als das gegenwärtige erziehen. Ich bin nicht zufrieden mit der Zuneigung, die du für mich hast, wenn du sie nicht auch zu allen denen hast, die dir Gutes thun, und unter diesen ist dein Lehrer der Erste nach deinen Eltern. Liebe ihn wie du einen meiner Brüder lieben würdest; liebe ihn, wenn er dich liebkost und wenn er dich tadelt, wenn er gerecht ist, und wenn es dir scheint, er sei unge-

recht; liebe ihn, wenn er heiter und gesprächig ist, und liebe ihn noch mehr, wenn du ihn traurig siehst. Liebe ihn immer. Und sprich immer mit Ehrerbietung den Namen „Lehrer“ aus, welcher nach dem Namen „Vater“ der edelste und süsseste ist, den ein Mensch dem andern geben kann.

Dein Vater.





Januar.



Der Hilfslehrer.

4. — Mittwoch.

Mein Vater hatte Recht; der Lehrer war schlechter Laune, weil er unwohl war; und wirklich kommt seit drei Tagen an seiner Statt der Hilfslehrer, der kleine ohne Bart, der noch ein Jüngling zu sein scheint. Ein häßlicher Vorfall ereignete sich diesen Vormittag. Schon den ersten und zweiten Tag hatten sie in der Schule Lärm gemacht, weil der Hilfslehrer sehr große Geduld hat und nur sagt: — Seid ruhig, seid ruhig, ich bitte euch! — Aber diesen Morgen gings über das Maß. Es erhob sich ein Gesumse, daß man seine Worte nicht mehr hörte und er ermahnte und bat; vergebliche Mühe! Zweimal zeigte sich der Direktor unter der Türe und sah uns strenge an. Kaum war er weg, so wuchs das Gemurmel wie auf einem Markte. Garrone und Derossi konnten sich lange umwenden und den Kameraden Zeichen geben, sie sollen ruhig sein, ein solches Betragen sei eine Schande. Keiner beachtete sie. Es war niemand ruhig als Stardi, der, die Ellbogen auf die Bank gestützt und die Fäuste an den Schläfen vielleicht über seine herrliche Bibliothek nachdachte, und Garoffi, der mit der Hakennase und den Marken, welcher vollauf beschäftigt war, das Register derjenigen zusammenzustellen, welche zwei Centesimi für die Verlosung eines Tintengefäßes, das man in der Tasche tragen kann, gezeichnet hatten. Die andern schwatzten und lachten, machten Musik mit Federn, die sie in die Bank stießen, schossen

einander Papierkügelchen zu, die sie vorher gekaut hatten, indem sie die elastischen Strumpfbänder als Schleudern benutzten. Der Lehrer ergriff bald den einen, bald den andern am Arm und schüttelte ihn, oder stellte einen an die Wand: — verlorne Zeit! Er wußte nicht mehr an welchen Heiligen er sich wenden solle und bat: — Aber warum betragt ihr euch so? wollt ihr mit Gewalt, daß ich einen Vorwurf erhalte? — Dann schlug er mit der Faust auf den Tisch und schrie mit wütender und weinerlicher Stimme: — Ruhig! Ruhig! Ruhig! — Es war betrübend ihn zu hören. Aber der Lärm wuchs immer mehr. Franti schleuderte einen Papierpfeil auf ihn, einige miauten, andere schlugen sich auf die Köpfe; es war ein Durcheinander, das nicht zu beschreiben ist; plötzlich trat der Pedell ein und sagte: — Herr Lehrer, der Direktor ruft Sie. — Der Lehrer erhob sich und ging in Eile hinaus, eine verzweifelte Bewegung machend; nun wurde der Lärm noch stärker. Aber auf einmal sprang Garrone auf, und mit verändertem Gesicht und geballten Fäusten rief er mit vor Wut erstickter Stimme: — Hört auf. Ihr seid Bestien. Ihr mißbraucht den Lehrer, weil er gut ist. Wenn er euch die Knochen entzweischlüge, würdet ihr euch ducken wie Hunde. Ihr seid ein Haufen Feiglinge. Den ersten, der ihn wieder ärgert, erwarte ich draußen, und schlage ihm die Zähne ein, auch unter den Augen seines Vaters, ich schwöre es euch! — Alle schwiegen. Ah! wie schön war Garrone mit seinen sprühenden Augen! Er war wie ein wütender Löwe. Er betrachtete einen der Kühnsten nach dem andern und alle senkten den Kopf. Als der Lehrer mit roten Augen eintrat, hörte man keinen Atemzug mehr. — Er war ganz verwundert. Aber dann als er Garrone ganz rot und zitternd sah, sagte er zu ihm mit einem Ausdruck der Zuneigung und als ob er zu einem Bruder sagen würde: — Ich danke dir, Garrone.

Die Bibliothek Stardis.

Ich bin zu Stardi gegangen, welcher der Schule gegenüber wohnt, ich war wirklich neidisch, als ich seine Bücherei sah. Er ist gar nicht reich und kann nicht viele Bücher kaufen, aber er bewahrt mit großer Sorgfalt seine Schulbücher und diejenigen, die ihm seine Eltern schenken auf, und jeden Soldo, den sie ihm geben, legt er bei Seite und bringt ihn dem Buchhändler; auf diese Weise hat er sich schon eine kleine

Bibliothek angelegt, und als sein Vater diese Leidenschaft bemerkte, kaufte er ihm ein schönes Büchergestell von Nußbaumholz, mit grünen Vorhängen, und ließ ihm fast alle Bücher in den Farben, welche ihm gefielen, einbinden. So zieht er einfach an einem Schnürchen, der grüne Vorhang thut sich auf und man sieht drei Reihen Bücher von allen Farben, alle in Ordnung, glänzend, mit Goldtiteln auf dem Rücken, Bücher mit Erzählungen, Reisebeschreibungen und Gedichten; auch illustrierte hat er. Und er versteht es gut die Farben zusammenzustellen, er stellt die weißen Bände zu den roten, die gelben zu den schwarzen, die blauen zu den weißen, so daß man sie von weitem sieht und es eine wahre Pracht ist; es macht ihm Vergnügen sie hie und da anders zu gruppieren. Er hat sich einen Katalog angelegt. Er ist ein gemachter Bibliothekar. Immer steht er bei seinen Büchern, um sie abzustäuben, zu durchblättern, den Einband zu untersuchen; man muß ihn sehen, mit welcher Sorgfalt er sie mit seinen kurzen, rundlichen Händen öffnet, indem er zwischen die Blätter bläst; alle scheinen noch neu. Und ich habe die meinigen alle zerrissen! Bei jedem neuen Buch, das er kauft, ist es für ihn ein Fest, es zu streicheln, es an seinen Platz zu stellen, es wieder zu nehmen, es um und um zu betrachten und wie einen Schatz zu hüten. Er hat mir eine Stunde lang nichts anderes gezeigt. Die Augen schmerzten ihn vom vielen Lesen. Einmal kam sein Vater, welcher auch stark und untersetzt ist und einen mächtigen Kopf hat wie er, ins Zimmer und gab ihm zwei oder drei Schläge mit der Hand auf den Nacken, indem er zu mir mit seiner derben Stimme sagte: — Nun, was sagst du zu diesem Kopf von Eisen? Es ist ein harter Kopf, aus dem etwas werden wird, ich versichere es dir! — Und Stardi schloß bei diesen rauhen Liebkosungen die Augen halb zu, wie ein großer Jagdhund. Ich begreife es nicht, aber ich wagte nicht mit ihm zu scherzen; es schien mir nicht möglich, daß er nur ein Jahr älter sei, als ich; und als er unter der Türe zu mir sagte: — Auf Wiedersehen! — mit seinem immer mürrischen Gesichte, so fehlte wenig, ich hätte ihm, wie einem Erwachsenen geantwortet: — Leben Sie wohl. — Ich sagte dann zu Hause meinem Vater: — „Ich kann es nicht begreifen: Stardi hat kein Genie, hat keine guten Umgangsformen, hat eine fast lächerliche Figur und doch imponiert er mir. — Und mein Vater antwortete: — Das kommt davon, daß er

Charakter hat. — Und ich sagte: — In einer Stunde, die ich bei ihm zugebracht habe, hat er nicht fünfzig Worte gesprochen, hat mir kein Spielzeug gezeigt, hat nicht ein einziges Mal gelacht, und doch war ich gern bei ihm. — Und mein Vater antwortete: — Das ist, weil du ihn achtest.

Der Sohn des Schmiedes.

Ja, aber auch Precossi achte ich, und es ist damit eigentlich zu wenig gesagt, daß ich ihn achte; Precossi, der Sohn des Schmiedes, der kleine, abgezehrte Junge mit den guten und traurigen Augen, der immer ein ängstliches Gesicht macht und zu allen sagt: verzeihe mir; er ist immer kränklich und doch studiert er so viel. Sein Vater kommt vom Branntwein betrunken nach Hause, schlägt ihn, ohne den geringsten Grund und wirft ihm Bücher und Hefte durcheinander; oft kommt er mit bläulichen Flecken auf den Wangen in die Schule, hat ein ganz geschwollenes Gesicht und Augen vom vielen Weinen rot wie Feuer. Aber nie, niemals sagt er, daß sein Vater ihn geschlagen habe. — Dein Vater hat dich geschlagen! — sagen seine Kameraden zu ihm. Und er ruft sofort: — Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! — nur um die Ehre seines Vaters nicht angreifen zu lassen. — „Dieses Blatt hast du nicht verbrannt," sagte der Lehrer, indem er ihm die halb verbrannte Arbeit zeigte: „doch," — antwortete er mit zitternder Stimme, — „ich habe es aufs Feuer fallen lassen." — Und doch wissen wir gut, daß es sein betrunkener Vater war, der Tisch und Licht mit einem Fußtritt umgestoßen hat, während der Knabe seine Arbeit machte. Er wohnt in einer Dachstube unseres Hauses auf der andern Seite; die Türhüterin erzählt meiner Mutter alles; meine Schwester Silvia hörte ihn eines Tages auf der Terrasse schreien, da sein Vater ihn so stieß, daß er die Treppe hinunterflog; er hatte ihn um einige Soldi gebeten, um die Grammatik zu kaufen. Sein Vater trinkt, arbeitet nicht und die Familie leidet Hunger. Wie oft kommt der arme Precossi nüchtern in die Schule und nagt im verborgenen an einem Brötchen, das ihm Garrone giebt, oder an einem Apfel, den ihm die kleine Lehrerin mit der roten Feder bringt, deren Schüler er in der ersten Klasse war. Aber nie sagt er: „Ich habe Hunger, mein Vater giebt mir nichts zu essen." — Sein Vater erwartet ihn

hie und da, wenn er aus irgend einem Grunde an der Schule vorbeigeht, bleich, mit unsicherm Gange, mit einem häßlichen Gesicht, mit den Haaren über den Augen und die Mütze quer auf dem Kopfe; und der arme Knabe zittert ganz, wenn er ihn auf der Straße sieht; aber sofort läuft er ihm lächelnd entgegen, obschon sein Vater ihn nicht zu bemerken scheint und an Anderes denkt. Armer Precossi! Er näht die zerrissenen Hefte wieder zusammen, läßt sich die Bücher leihen, um die Lektion zu studieren, heftet die Fetzen seines Hemdes mit Stecknadeln zusammen und es ist ein jämmerlicher Anblick, wenn man ihn turnen sieht in den großen, ausgetretenen Schuhen, in Beinkleidern, welche er hinten nachschleppt und in einer Jacke, die ihm viel zu lang ist und deren Ärmel bis zu den Ellbogen umgestülpt sind; er lernt und giebt sich Mühe; er würde einer der ersten sein, wenn er zu Hause ruhig arbeiten könnte. Diesen Morgen ist er mit den Spuren von Fingernägeln auf einer Wange in die Schule gekommen und alle sagten sofort: — Diesmal kannst du es nicht leugnen; dein Vater hat das gethan. Sage es dem Direktor, daß er ihn ins Gefängnis führen läßt. — Aber er erhob sich, ganz rot im Gesichte, und mit einer Stimme, die vor Empörung zitterte, rief er: — Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr! Mein Vater schlägt mich nie! — Aber dann, während der Lektion, fielen seine Thränen auf die Bank, und, wenn ihn einer ansah, zwang er sich zu lächeln, um sich nicht zu verraten. Armer Precossi! Morgen kommen Derossi, Coretti und Nelli in unser Haus; ich will es auch ihm sagen, daß er kommt. Und er muß mit uns das Vesperbrot nehmen, ich will ihm Bücher schenken, im Hause das unterste zu oberst kehren, um ihn zu erheitern, und ihm die Taschen mit Obst füllen, um ihn einmal fröhlich zu sehen, den armen Precossi, der so gut ist, und so viel Mut hat!

Ein schöner Besuch.

12. — Donnerstag.

Das war für mich einer der schönsten Donnerstage des ganzen Jahres. Punkt zwei Uhr kamen Derossi und Coretti mit Nelli, dem Buckligen, zu uns; dem Precossi hatte sein Vater die Erlaubnis nicht geben wollen. Derossi und Coretti lachten noch, weil sie auf der Straße Crossi, den Sohn der Gemüsefrau, den mit dem lahmen Arm

und den roten Haaren, angetroffen hatten, wie er einen riesigen Kohlkopf zum Verkauf herumtrug; mit dem gelösten Soldo sollte er sich dann eine Feder kaufen; er war ganz glücklich, weil der Vater aus Amerika geschrieben hat, und sie erwarten ihn alle Tage. — O! die zwei schönen Stunden, die wir mit einander zubrachten! Derossi und Coretti sind die lustigsten der Klasse; mein Vater gewann sie sehr lieb. Coretti trug seine braune, gestrickte Jacke und seine Mütze aus Katzenfell. Er ist ein kleiner Teufel, der immer etwas thun, sich rühren muß. Er hatte schon am frühen Morgen einen halben Wagen Holz auf den Schultern getragen und doch galoppierte er durchs ganze Haus, beobachtete alles, sah alles, war munter und behend wie ein Eichhörnchen, und als er in die Küche kam, fragte er die Köchin, wie viel sie für zehn Kilogramm Holz bezahlen müsse, sein Vater verkaufe sie für fünfundvierzig Centesimi. Er spricht immmer von seinem Vater, der als Soldat im 49. Regiment die Schlacht bei Custozza mitmachte, wo er sich im Heere des Prinzen Humbert befand; und dabei hat er so gute Manieren! Man merkt es nicht, daß er zwischen Holzstößen geboren und aufgewachsen ist, die Höflichkeit liegt ihm im Blute, im Herzen, wie mein Vater sagt. Auch Derossi unterhielt uns sehr; er kennt die Geographie wie ein Lehrer, er schloß die Augen und sagte: — Ich sehe ganz Italien, die Apenninen, die sich bis zum jonischen Meere hinziehen, die Flüsse, die hüben und drüben fließen, die weißen Städte, die blauen Golfe, die grünen Inseln; und nach der Ordnung sagte er schnell alle Namen, als ob er sie von der Karte ablesen würde. Als wir ihn so sahen, mit dem hohen, kraushaarigen, blonden Haupt und den geschlossenen Augen, in seiner blauen Kleidung mit vergoldeten Knöpfen, aufrecht und schön wie eine Statue, bewunderten ihn alle. In einer Stunde hat er fast drei Seiten, welche er übermorgen, am Jahrestage des Begräbnisses des Königs Viktor Emanuel aufsagen muß, auswendig gelernt. Und auch Nelli betrachtete ihn ganz verwundert und liebevoll, mit seinen klaren und melancholischen Augen, indem er sinnend mit der Hand über seine Schürze aus schwarzer Leinwand fuhr. Mir machte dieser Besuch großes Vergnügen und ließ mir wie Funken im Gedächtnis und Herzen zurück. Es gefiel mir auch, als sie fortgingen, den armen Nelli inmitten der beiden andern Großen und Starken, wie sie ihn auf den Armen nach Hause trugen und machten, daß er lachen mußte, wie ich ihn nie hatte lachen

sehen. Als ich in das Eßzimmer trat, bemerkte ich, daß das Bild, welches Rigoletto, den komischen Buckligen darstellt, nicht mehr da war. Mein Vater hatte es weggenommen, daß es Nelli nicht sähe.

Die Gedächtnisfeier für Viktor Emanuel.

17. Januar.

Heute um zwei Uhr, kaum in der Schule angekommen, rief der Lehrer Derossi, welcher sich neben dem Pult uns gegenüberstellte und mit seiner melodischen Stimme, die immer heller wurde, zu sprechen begann, während sein Gesicht sich rötete:

An diesem Tage und in dieser Stunde sind es vier Jahre, daß vor dem Pantheon in Rom der Trauerwagen mit dem Leichnam Viktor Emanuels anlangte. Viktor Emanuel II., der erste König von Italien starb nach einer neunundzwanzigjährigen Regierung. Während dieser Zeit erstand das große italienische Vaterland; aus sieben Reichen, in die es zersplittert war, wurde ein einziger, unabhängiger und freier Staat; nach einer Regierung von neunundzwanzig Jahren, welche er zu einer ruhm- und segensreichen gemacht hatte durch Tapferkeit, durch Rechtschaffenheit, durch Mut in der Gefahr, durch Klugheit in guten und Festigkeit in bösen Tagen. Der mit Kränzen bedeckte Leichenwagen durchzog Rom unter einem Blumenregen, vorbei an der in atemloser Stille verharrenden, ungeheuern, trauernden Menge, die aus allen Teilen Italiens herbeigeeilt war, voran eine Legion von Generälen und eine Menge von Ministern und Fürsten, gefolgt von einem Zuge Invaliden, einem Walde von Fahnen, den Abgeordneten von dreihundert Städten, von allem, was die Größe und den Ruhm eines Volkes darstellt, und langte vor dem erhabenen Tempel an, wo den großen Toten das Grab erwartete. Hier hoben zwölf Kürassiere den Sarg vom Wagen. In diesem Augenblicke rief Italien seinem toten König das letzte Lebewohl zu, seinem König, der es so sehr geliebt hatte, das letzte Lebewohl seinem Soldaten, seinem Vater, den neunundzwanzig glücklichsten und gesegnetsten Jahren seiner Geschichte. Es war ein großer und feierlicher Augenblick. Der Blick, die Seele flog von der Bahre zu den umflorten Fahnen der achtzig Regimenter des Heeres, welche von achtzig spalierbildenden Offizieren getragen wurde. Ganz Italien war vertreten durch diese achtzig Feldzeichen, welche an die

Tausende von Toten, an die Blutströme, an unsern höchsten Ruhm, an unsere größten Opfer, an unsere tiefsten Schmerzen erinnerten. Die von den Kürassieren getragene Bahre ging vorbei und da neigten sich zum Zeichen des Grußes alle Fahnen der neuen Regimenter und all die zerfetzten Banner von Goito, Pastrengo, Santa Lucia, Novara, der Krim, Palestro, San Martino, Castelfidardo, achtzig schwarze Schleier fielen, hundert Medaillen stießen an den Sarg und dieses klingende und verworrene Getöse, welches das Blut Aller schneller pulsieren machte, war wie der Ton von tausend menschlichen Stimmen, welche mit einander sagten: — „Lebe wohl, guter König, wackerer König, rechtschaffener König! Du wirst im Herzen deines Volkes leben, so lange die Sonne über Italien scheint." — Nachher hoben sich die Fahnen stolz gen Himmel und König Viktor Emanuel hielt seinen Einzug in die glorreiche Gruft.

Franti wird aus der Schule gejagt.

21. — Samstag.

Nur einer konnte lachen, während Derossi von der Gedächtnisfeier des Königs sprach, — Franti! Ich verabscheue ihn. Er ist ein niederträchtiger Kerl. Kommt ein Vater in die Schule, um seinem Sohne einen Vorwurf zu machen, so freut er sich. Er zittert vor Garrone und schlägt das Maurermeisterlein, weil es klein ist; er plagt Crossi, weil er einen lahmen Arm hat; neckt Precossi, den alle achten; verspottet selbst Robetti, den in der zweiten Klasse, der ein Kind gerettet hat und nun an Krücken geht. Er reizt alle die, welche schwächer sind als er, und wenn er seine Fäuste ballt, wird er wild und gefährlich. Es ist etwas Abscheu Erregendes auf dieser niedern Stirn, in den trüben Augen, welche sich unter dem Schirm seiner Mütze aus Wachsleinwand fast verstecken. Er fürchtet nichts, lacht dem Lehrer ins Gesicht, stiehlt wo er kann, leugnet mit einem unverschämten Gesicht, liegt immer mit jemandem in Streit, bringt Stecknadeln in die Schule um seine Nachbarn zu stechen, reißt sich die Knöpfe von der Jacke, reißt sie auch den andern ab und verspielt sie; seine Karten, Hefte, Bücher, alles ist zerknittert, zerrissen, beschmutzt, das Lineal gezähnt, die Feder zerkaut, die Fingernägel benagt, die Kleider voller Schmutzflecke und Risse, die er beim Balgen erhält. Sie sagen, seine Mutter sei aus

Kummer um ihn krank geworden, und sein Vater habe ihn dreimal von Hause fortgejagt; seine Mutter kommt häufig, um Erkundigungen über ihn einzuziehen, und geht immer weinend fort. Er haßt die Schule, haßt die Gefährten, haßt den Lehrer. Dieser giebt sich oft den Anschein, seine Spitzbübereien nicht zu sehen und er treibt es immer ärger. Der Lehrer versuchte es, ihn von der guten Seite zu packen, aber Franti trieb seinen Spott mit ihm. Er mußte schreckliche Worte hören und bedeckte das Gesicht mit den Händen, als ob er weine und — er lachte. Für drei Tage wurde ihm die Schule verboten und er kehrte boshafter, frecher als je zurück. Derossi sagte ihm eines Tages: — Aber so höre doch endlich auf, sieh' der Lehrer leidet zu sehr darunter, — und jener drohte, ihm einen Nagel in den Leib zu stoßen. Heute Morgen wurde er endlich fortgejagt wie ein Hund. Als der Lehrer Garrone die flüchtig geschriebene Kopie vom sardinischen Tambour, der monatlichen Erzählung vom Januar gab, um sie ins Reine zu schreiben, warf Franti eine Petarde auf den Boden, welche losging, so daß die Schule wie von einem Flintenschuß ertönte. Die ganze Klasse fuhr erschrocken auf. Der Lehrer sprang auf und schrie: — „Franti! Fort mit dir!“ — Er antwortete: — „Ich bin's nicht!“ — Aber er lachte. Der Lehrer sagte noch einmal: — „Geh hinaus!“ — „Ich gehe nicht,“ — antwortete er. — Nun verlor der Lehrer die Selbstbeherrschung, warf sich auf ihn, ergriff ihn am Arm und schleppte ihn aus der Bank. Er wehrte sich, fletschte mit den Zähnen und ließ sich mit Gewalt hinausschleifen, der Lehrer trug ihn mehr als er ihn führte zum Direktor und dann kehrte er allein ins Zimmer zurück und setzte sich ans Pult, nahm den Kopf zwischen die Hände und war ganz erschöpft, mit solch müdem und betrübtem Ausdruck, daß es uns ganz wehe that, ihn so zu sehen. — „Nach dreißigjährigem Schulhalten!“ — rief er traurig, indem er den Kopf schüttelte. Keiner wagte laut zu atmen. Die Hände zitterten ihm vor Zorn und die gerade Furche in der Mitte der Stirne war so tief, daß sie aussah wie eine Wunde. Armer Lehrer! Alle litten mit ihm. Derossi erhob sich und sagte: — „Herr Lehrer, betrüben Sie sich nicht. Wir lieben Sie.“ — Und nun erholte er sich ein wenig und sagte: — „Knaben, setzen wir den Unterricht fort.“

Der sardinische Tambour.

(Monatliche Erzählung.)

Am ersten Tage der Schlacht bei Custoza, am 24. Juli 1848, wurden etwa sechzig Soldaten eines Infanterieregimentes unseres Heeres, welche ein alleinstehendes Haus auf einer Anhöhe besetzen sollten, plötzlich von zwei feindlichen Kompagnien angegriffen, und von verschiedenen Seiten so mit Gewehrsalven bestürmt, daß sie kaum noch Zeit hatten, sich ins Haus hinein zu flüchten und die Türen zu verrammeln, während sie einige Tote und Verwundete auf dem Felde zurücklassen mußten. Nachdem die Türen verrammelt waren, eilten die Unsrigen wütend an die Fenster des Erdgeschosses und des ersten Stockwerkes und begannen ein heftiges Feuer auf die Angreifer, welche sich, in einem Halbkreis aufgestellt, Schritt für Schritt näherten und lebhaft antworteten. Die sechzig italienischen Soldaten standen unter dem Befehl zweier Unteroffiziere und eines alten strengen Hauptmanns von hagerer Gestalt, mit weißem Haar und weißem Schnurrbart; unter ihnen war auch ein sardinischer Tambour, ein Knabe, der wenig über vierzehn Jahre alt war und kaum zwölfe alt schien, klein, mit dunklem, olivenfarbigem Gesicht, mit zwei tiefen, schwarzglänzenden Augen. Der Hauptmann leitete von einem Fenster des ersten Stockwerkes aus die Verteidigung; seine Befehle klangen wie Pistolenschüsse und auf seinem eisernen Gesicht sah man keine Spur von Bewegung. Der Tambour, ein wenig bleich, aber fest auf den Beinen, stieg auf einen Tisch, reckte den Hals, indem er sich an der Wand hielt, um zum Fenster hinaus zu sehen; er sah durch den Rauch hindurch in den Feldern die weißen Uniformen der Feinde, welche langsam vorwärts kamen. Das Haus stand auf dem Gipfel eines steilen Hügels und hatte diesem zugekehrt nur ein einziges Fensterchen, das in eine Dachkammer ging; deshalb bedrohten die Feinde das Haus von dieser Seite nicht, und der Abhang war frei: das Feuer bestrich nur die Front und die beiden andern Seiten.

Aber es war ein höllisches Feuer, ein Hagel von Kugeln, welche draußen die Mauern aufrissen und die Ziegel zertrümmerten und innen die Decke, Möbel, Türpfosten, Fensterrahmen zerschlugen,

Holzsplitter und Wolken von Mörtel und Stückchen von Küchengeschirr und Scheiben flogen in die Höhe, es zischte, platzte und krachte alles, mit einem betäubenden Getöse. Hie und da fiel einer der Soldaten, die zum Fenster hinausschossen, rücklings zu Boden und wurde beiseite geschleppt. Einige schwankten von Zimmer zu Zimmer, die Hände auf die Wunden drückend. In der Küche lag schon ein Toter mit klaffender Stirnwunde. Der Halbkreis der Feinde zog sich immer enger zusammen.

Jetzt sah man den Hauptmann, der bisher unbeweglich war, ein Zeichen der Unruhe machen und mit großen Schritten das Zimmer verlassen; ein Wachtmeister folgte ihm. Nach drei Minuten kam der Wachtmeister eiligen Laufes zurück und rief den kleinen Tambour, indem er ihm ein Zeichen machte, er solle kommen. Der Knabe folgte ihm; er sprang eine hölzerne Treppe hinauf und trat mit ihm in die kahle Dachstube, wo er den Hauptmann sah, der mit dem Bleistift auf ein Blatt schrieb, indem er sich ans Fenster lehnte; zu seinen Füßen auf dem Boden lag ein Cisternenseil.

Der Hauptmann faltete das Blatt und sagte barsch, während er seine grauen, kalten Pupillen, vor denen alle Soldaten zitterten, auf die Augen des Knaben heftete: — „Tambour!"

Der Tambour legte die Hand an die Mütze.

Der Hauptmann sagte: — „Hast du Herz? —"

Die Augen des Knaben blitzten.

— „Ja, Herr Hauptmann," — antwortete er.

— „Sieh dort hinunter," — sagte der Hauptmann, indem er ihn zum Fenster schob, — „in der Ebene, in der Nähe von Villafranca, wo jene Bajonette blitzen. Dort stehen die Unsrigen, unthätig. Du nimmst dieses Billet, hältst dich am Seil, steigst aus dem kleinen Fenster, durchfliegst den Abhang, trittst in die Felder, kommst bei den Unsrigen an und giebst das Billet dem ersten Offizier, den du siehst. Wirf Gürtel und Sack ab."

Der kleine Tambour legte Gürtel und Sack ab und schob das Billet in seine Brusttasche; der Wachtmeister warf das Seil hinaus und hielt ein Ende mit beiden Händen fest; der Hauptmann half dem Knaben, der den Rücken gegen das Feld kehrte, beim Hinaussteigen.

— „Bedenke!“ — sagte er, — „die Rettung dieses abgetrennten Häufleins ist deinem Mut und deiner Kraft anheimgegeben.“

— „Vertrauen Sie auf mich, Herr Hauptmann,“ — antwortete der Knabe, indem er sich hinausschwang.

— „Bücke dich beim Hinuntergehen“, sagte der Hauptmann noch, das Seil mit dem Wachtmeister festhaltend.

— „Zweifeln Sie nicht.“

— „Gott helfe dir.“

In wenig Augenblicken war der Knabe auf dem Boden angelangt; der Wachtmeister zog das Seil hinauf und verschwand; der Hauptmann zeigte sich am Fenster und sah ungeduldig dem Knaben nach, der in größter Eile den Abhang hinunter flog.

Er hoffte schon, es sei ihm gelungen ungesehen zu entkommen, als fünf oder sechs kleine Staubwölkchen, die sich vor und hinter dem Knaben von der Erde erhoben, ihm anzeigten, daß er von den Feinden gesehen worden sei, welche nun vom Gipfel der Anhöhe auf ihn schossen: die kleinen Staubwölkchen waren von den Kugeln in die Höhe geworfene Erde. Aber der Tambour fuhr fort über Kopf und Hals zu laufen. Plötzlich fiel er zu Boden. — „Getötet!“ — schrie der Hauptmann, indem er sich in die Faust biß. Aber noch hatte er das Wort nicht gesagt, als er den Knaben wieder aufstehen sah. — „Ah! nur ein Fall!“ — sagte er bei sich und atmete auf. Wirklich begann der Tambour wieder aus allen Kräften zu laufen, aber er hinkte. — „Eine Fußverrenkung,“ — dachte der Hauptmann. Einige Staubwolken erhoben sich noch hie und da rings um den Knaben, aber immer weiter weg. Er war gerettet. Der Hauptmann stieß einen Freudenschrei aus. Aber er fuhr fort, ihn mit den Augen zu verfolgen, vor Furcht bebend, denn es handelte sich um Augenblicke: wenn er nicht so rasch als möglich mit dem Billet, das sofortige Unterstützung verlangte, dort unten ankam, so würden entweder alle seine Soldaten getötet, oder er mußte sich mit ihnen gefangen geben. Der Knabe lief eine Zeitlang sehr geschwind, bald wurde sein hinkender Schritt langsamer, bald setzte er seinen Lauf fort, aber immer matter, sehr oft stolperte er, und hielt an. — Er hat vielleicht einen Streifschuß bekommen, — dachte der Hauptmann und verfolgte aufmerksam und zitternd seine Bewegungen, und munterte ihn auf, wie wenn

jener es hätte hören können; er maß ohne Aufhören mit glühenden Augen den Baum, der zwischen dem Knaben und jenem Aufblitzen der Waffen lag, welches er dort unten in der Ebene inmitten der von der Sonne vergoldeten Weizenfelder sah. Und inzwischen hörte er das Zischen und den Lärm der Kugeln in den untern Zimmern, das gebieterische und wütende Geschrei der Offiziere und Wachtmeister, das laute Wehklagen der Verwundeten, das Gepolter der Möbel und Mauerstücke. — „Auf! Mut!" — schrie er, indem er mit dem Blicke dem fernen Tambour folgte, — „vorwärts! laufe! Er hält an, verdammt! Ah! er läuft wieder." — Ein Offizier kam atemlos um ihm zu sagen, daß die Feinde, ohne das Feuer zu unterbrechen, ein weißes Tuch schwenkten, um die Übergabe anzudeuten. — „Man antworte nicht!" — rief er, ohne ein Auge von dem Knaben abzuwenden, der schon in der Ebene war, der aber nicht mehr lief und sich nur mit Mühe fortzuschleppen schien. — „So geh' doch! So lauf' doch!" — sagte der Hauptmann, die Zähne zusammenbeißend und die Fäuste ballend; — „Stirb! Schurke, aber lauf!" — Dann stieß er eine schreckliche Verwünschung aus. — Ah, der elende Faullenzer hat sich gesetzt! — Wirklich war der Knabe, von dem er bisher noch den Kopf hatte über das Weizenfeld hervorragen sehen, verschwunden, als ob er gefallen wäre. Aber einen Augenblick nachher erschien sein Kopf von neuem; endlich verlor er sich hinter den Hecken und der Hauptmann sah ihn nicht mehr.

Nun stieg er stürmisch hinunter; die Kugeln wüteten; die Zimmer waren voll von Verwundeten, von denen einige umher schwankten wie Betrunkene, indem sie sich an den Möbeln anklammerten; die Wände und der Fußboden waren mit Blut bespritzt; Leichname lagen quer vor den Türen; eine Kugel hatte den Lieutenant in den rechten Arm getroffen; Rauch- und Staubwolken hüllten alles ein. — „Mut!" — schrie der Hauptmann. — „Fest gestanden! Es langt Unterstützung an! Noch ein wenig Mut!" — Die Feinde hatten sich noch mehr genähert; man sah dort unten durch den Rauch schon ihre Gesichter, man hörte durch den Lärm der Schüsse ihr wildes Geschrei, das die Übergabe forderte, oder mit einem Gemetzel drohte. Einige erschrockene Soldaten zogen sich vom Fenster zurück; die Wachtmeister trieben sie vorwärts.

Aber das Feuer der Verteidigung wurde matter, die Entmutigung zeigte sich auf allen Gesichtern, es war keine Möglichkeit mehr den Widerstand noch in die Länge zu ziehen. Einen Augenblick verminderten sich die Schüsse der Feinde und eine donnernde Stimme schrie: — „Ergebt euch!" — „Nein!" brüllte der Hauptmann von einem Fenster aus. Und das Feuer begann wieder heftiger und wütender von beiden Seiten. Andere Soldaten fielen. Schon mehr als ein Fenster war ohne Verteidiger. Der verhängnisvolle Augenblick nahte. Der Hauptmann rief mit gepreßter Stimme: — „Sie kommen nicht! Sie kommen nicht!" — und sprang wütend vor, den Säbel mit krampfhaft zitternder Hand schwingend, entschlossen zu sterben. Ein Wachtmeister, der von der Dachstube herunter kam, schrie laut: — „Sie kommen!" — „Sie kommen!" wiederholte der Hauptmann mit einem Freudenschrei. Bei diesem Rufe warfen sich alle, Gesunde, Verwundete, Wachtmeister, Offiziere an die Fenster und der Widerstand wurde noch einmal sehr grimmig. Nach einigen Augenblicken bemerkte man etwas wie Unsicherheit und einen Anfang von Unordnung unter den Feinden. Schnell, in Blitzeseile sammelte der Hauptmann ein Häuflein im Zimmer des Erdgeschosses um einen Ausfall mit aufgepflanztem Bajonnette zu machen. — Dann flog er wieder hinauf. Er war kaum angekommen, als man ein eiliges Getrappel, begleitet von einem furchtbaren Hurrah hörte und durch die Fenster die zweispitzigen Hüte der italienischen Carabinieri durch den Rauch herankommen sah, eine Schwadron im Galopp, in der Luft ein Blitzen von geschwungenen Klingen, welche niedersausten auf Köpfe und Schultern und Rücken; — jetzt brach das Häufchen mit aufgepflanztem Bajonnett durch die Türe; — die Feinde wankten, kamen in Unordnung, ergriffen die Flucht; der Platz, das Haus wurde frei und kurz nachher besetzten zwei Bataillone italienischer Infanterie und zwei Kanonen die Anhöhe.

Der Hauptmann stieß mit den Soldaten, die ihm geblieben waren, zu seinem Regiment, kämpfte noch und wurde im letzen Bajonnettangriff von einer abgeprallten Kugel an der linken Hand leicht verwundet. Der Tag endigte mit dem Siege der Unsrigen.

Aber am folgenden Tage, als der Kampf von neuem begonnen hatte, wurden die Italiener trotz des heldenmütigen

Widerstandes von der Überzahl der Feinde erdrückt und am Morgen des 26. mußten sie traurig den Rückzug gegen den Mincio antreten.

Der Hauptmann, obgleich verwundet, machte den Weg mit seinen müden und stummen Soldaten zu Fuß, und als er bei Sonnenuntergang in Goito am Mincio ankam, suchte er sofort seinen Lieutenant mit dem verwundeten Arm, der von unserer Ambulanz abgeholt worden war und der hier vor ihm angekommen sein mußte. Es wurde ihm eine Kirche bezeichnet, die in Eile in ein Feldlazarett umgewandelt worden war. Er ging dorthin. Die Kirche war voll von Verwundeten, die in zwei Reihen auf Betten und auf den am Boden ausgebreiteten Matratzen dalagen; zwei Ärzte und mehrere Krankenwärter kamen und gingen eilig und man hörte erstickte Schreie und Gestöhn.

Kaum war der Hauptmann eingetreten, so stand er still und blickte rings umher, indem er seinen Offizier suchte.

In diesem Augenblick hörte er sich von einer matten, sehr nahen Stimme rufen: — Herr Hauptmann! Er drehte sich um: es war der kleine Tambour.

Er lag auf einem schlechten Feldbett — bis zur Brust mit einem rot und weiß karrierten, groben Fenstervorhang bedeckt, — bleich und abgemagert, aber noch blitzten seine Augen wie zwei schwarze Edelsteine.

— „Bist du es?" — fragte ihn der Hauptmann verwundert, aber barsch. — „Brav. Du hast deine Pflicht gethan."

— „Ich habe mein möglichstes gethan," — antwortete der Tambour.

— „Bist du verwundet worden?" — sagte der Hauptmann, während seine Augen in den benachbarten Betten seinen Offizier suchten.

— „Was wollen Sie!" sagte der Knabe, dem das stolze Gefühl, das erste Mal verwundet zu sein, Mut gab, denn sonst hätte er nicht gewagt, vor diesem Hauptmann den Mund zu öffnen; — ich hatte gut laufen und den Rücken krümmen, sie haben mich gleich gesehen. Ich wäre zwanzig Minuten früher angekommen, wenn sie mich nicht getroffen hätten. Zum Glück fand ich sofort einen Offizier vom Generalstab und gab ihm das Billet. Aber es

war ein schlimmer Abstieg, nach dieser Liebkosung! Ich starb fast vor Durst, fürchtete nicht mehr anzukommen, weinte vor Wut bei dem Gedanken, daß in jeder Minute Verspätung dort oben einer die Reise in die andere Welt mache. Kurz, ich habe gethan, was ich konnte. Ich bin zufrieden. Aber sehen Sie da, mit Verlaub, Herr Hauptmann, Sie verlieren Blut."

Wirklich flossen von der schlecht verbundenen Hand des Hauptmanns einige Blutstropfen über die Finger herunter.

— „Wollen Sie, daß ich die Binde ein wenig fester anziehe, Herr Hauptmann? Reichen Sie die Hand einen Augenblick."

Der Hauptmann reichte ihm die linke Hand dar und hob die rechte, um dem Knaben zu helfen den Knoten aufzulösen und wieder zu knüpfen; aber der Knabe, der sich kaum vom Kissen erheben konnte, wurde bleich und mußte den Kopf wieder zurücksinken lassen.

— „Es ist gut, es ist gut," — sagte der Hauptmann, indem er ihn betrachtete und die verbundene Hand, welche jener halten wollte, zurückzog: — „gieb auf deine Wunden acht, anstatt an die anderen zu denken; denn auch leichte Wunden, wenn man sie schlecht pflegt, können gefährlich werden."

Der kleine Tambour schüttelte den Kopf.

— „Aber du," — sagte der Hauptmann zu ihm, indem er ihn aufmerksam betrachtete, „du mußt viel Blut verloren haben, um so schwach zu sein."

— „Viel Blut verloren?" — antwortete der Knabe mit einem Lächeln. — „Mehr als Blut. Sehen Sie!"

Und er zog rasch die Decke weg.

Der Hauptmann wich erschrocken einen Schritt zurück. Der Knabe hatte nur noch ein Bein: das linke war ihm oberhalb des Knies abgenommen und der Stumpf mit blutigen Tüchern umwickelt.

In diesem Augenblick trat ein kleiner, dicker Militärarzt in Hemdärmeln herzu. — „Ah! Herr Hauptmann," — sagte er rasch, — indem er auf den Tambour deutete, — „das ist ein unglücklicher Fall; ein Bein, das leicht hätte gerettet werden können, wenn er es nicht auf wahnsinnige Art überanstrengt hätte; eine verwünschte Entzündung; es war nötig, dasselbe sofort abzunehmen. O, aber . . . ein braver Knabe, ich versichere es Ihnen; er hat nicht eine Thräne vergossen, nicht einen Schrei ausgestoßen, als ich

die Operation vornahm; ich war stolz darauf, daß er ein kleiner Italiener war, auf Ehrenwort. Der ist von gutem Schlag, bei Gott!

Und eilig ging er weiter.

Der Hauptmann zog die großen, weißen Augenbrauen zusammen, sah den Tambour starr an, indem er ihn wieder zudeckte; dann erhob er langsam, wie unabsichtlich, und ihn immer betrachtend, die Hand, und zog das Käppi.

— „Herr Hauptmann!" — rief der Knabe verwundert aus. — „Was machen Sie?" — „Vor mir?"

Und dann antwortete dieser rauhe Soldat, der nie ein freundliches Wort zu einem seiner Untergebenen gesagt hatte, mit unsäglich freundlicher und sanfter Stimme: — „Ich bin nur ein Hauptmann; du bist ein Held."

Dann warf er sich mit geöffneten Armen auf den kleinen Tambour und küßte ihn dreimal aufs Herz.

Vaterlandsliebe.

24. — Dienstag.

Weil die Erzählung vom „kleinen Tambour" dein Herz so gerührt hat, sollte es dir ein Leichtes gewesen sein, diesen Morgen den Aufsatz: — Warum liebet ihr Italien? — gut zu machen. Warum liebe ich Italien? Haben sich dir nicht sofort hundert Antworten aufgedrängt? Ich liebe Italien, weil meine Mutter Italienerin ist; weil das Blut, das durch meine Adern fliesst, italienisch ist; weil die Erde italienisch ist, in der die Toten, die meine Mutter beweint und mein Vater verehrt, begraben sind; weil die Stadt, wo ich geboren bin, die Sprache die ich spreche, die Bücher welche mich erziehen, weil mein Bruder, meine Schwester, meine Gefährten, das grosse Volk in dessen Mitte ich lebe, die schöne

Natur, die mich umgiebt, und alles was ich sehe, was ich liebe, was ich lerne, bewundere, italienisch ist. O du kannst diese Liebe noch nicht begreifen! Du wirst sie voll empfinden, wenn du ein Mann sein wirst, wenn du, nach langer Abwesenheit, von einer langen Reise zurückkehrend eines Morgens vom Verdecke eines grossen Schiffes am Horizont die grossen, blauen Berge deines Landes sehen wirst; du wirst sie fühlen in der stürmischen Welle von Zärtlichkeit, welche dir die Augen mit Thränen füllt und dein Herz aufjauchzen lässt. Du wirst sie fühlen in irgend einer grossen Stadt, in dem Trieb deines Herzens, der dich in der unbekannten Menge zu einem unbekannten Handwerker hinzieht, von dem du im Vorbeigehen ein Wort in deiner Sprache gehört hast. Du wirst sie fühlen, in der schmerzlichen und stolzen Verachtung, die dir das Blut ins Gesicht treibt, wenn du dein Land aus dem Munde eines Fremden beschimpfen hörst. Du wirst sie noch heftiger und stolzer fühlen am Tage, an welchem ein feindliches Volk dein Vaterland mit Krieg bedroht und du siehst, wie die Waffen von allen Seiten toben, wie Jünglinge in Legionen herbeieilen, wie die Väter die Söhne küssen und ihnen zurufen: — „Mut!" — die Mütter den Jünglingen lebewohl sagen, indem sie rufen: — „Sieget!" — Du wirst sie fühlen wie eine göttliche Freude, wenn du das Glück haben wirst, die gelichteten, müden, zerfetzten, schrecklich zugerichteten Regimenter wieder in deine Stadt einziehen zu sehen,

mit dem Siegesglanz in den Augen und den von den Kugeln zerrissenen Fahnen, gefolgt von einem unabsehbaren Zuge von Tapfern, welche die verbundenen Häupter in die Höhe heben, und von Verstümmelten, inmitten einer vor Freude närrischen Menge, welche sie mit Blumen, Segenswünschen und Küssen bedeckt. Alsdann wirst du die Vaterlandsliebe verstehen, dann wirst du fühlen, was Vaterland heisst, Heinrich. Es ist eine so grosse, heilige Sache, dass wenn ich dich eines Tages unversehrt aus einer für dasselbe geschlagenen Schlacht zurückkehren sähe, unversehrt dich der du mein Fleisch und Blut bist und ich wüsste, dass du dir dein Leben erhalten hast, indem du feige dem Tode auswichest, so würde ich dich mit bittern Thränen empfangen, ich könnte dich nicht mehr lieben und würde vor Scham und Kummer sterben.

Dein Vater.

Neid.

25. — Mittwoch.

Auch den Aufsatz über das Vaterland hat Derossi von allen am besten gemacht. Und doch zählte Votini fest darauf, den ersten Preis zu erhalten! Ich mochte ihn wohl leiden, den Votini, obgleich er ein wenig eitel ist, aber jetzt muß ich ihn verachten, seit ich in seiner Bank bin, und sehe, wie er auf Derossi neidisch ist. Er möchte mit ihm wetteifern, lernt fleißig, aber der andere überholt ihn zehnmal in allen Fächern und Votini beißt sich vor Grimm in die Finger. Auch Carlo Nobis beneidet ihn, aber er hat so viel Stolz im Leibe, daß er gerade aus Stolz sich nicht den Anschein giebt. Votini hingegen verrät sich, beklagt sich zu Hause über die Noten und sagt dem Lehrer Ungerechtigkeiten nach; und wenn Derossi so pünktlich und gut antwortet,

wie er es immer thut, wird er grämlich, senkt den Kopf und thut, als ob er nichts höre, oder zwingt sich zu lachen, aber er lacht vor Zorn. Und da es alle wissen, so schauen sie, wenn der Lehrer Derossi lobt, nach Votini, welcher vor Wut kocht, und das Maurermeisterlein schneidet ihm das Hasenmäulchen. Diesen Morgen z. B. trieb er es zu arg. Der Lehrer trat ins Zimmer und kündete das Resultat des Examens an: — „Derossi zehn Zehntel und den ersten Preis," — Votini nießte heftig. Der Lehrer sah ihn an: er war sogleich im klaren. — „Votini," sagte er ihm, — „laß nicht die Schlange des Neides an dich heran kommen: es ist eine Schlange, die am Gehirn nagt und das Herz verdirbt." — Alle betrachteten ihn, mit Ausnahme von Derossi; Votini wollte antworten, aber er konnte nicht; er blieb wie versteinert mit weißem Gesicht. Dann als der Lehrer unterrichtete, schrieb er in großen Buchstaben auf ein Blatt: — „Ich bin nicht neidisch auf diejenigen, welche die ersten Preise durch Protektion und Ungerechtigkeit erhalten." Es war ein Billet, das er Derossi schicken wollte. Aber inzwischen sah ich, daß die Nachbarn Derossis unter sich flüsterten, und einer schnitt mit dem Federmesser eine große Medaille aus Papier, auf die sie eine schwarze Schlange gezeichnet hatten. Auch Votini bemerkte es. Der Lehrer ging auf einen Augenblick hinaus. Sofort erhoben sich die Nachbarn Derossis, um aus der Bank zu treten und Votini die Medaille aus Papier feierlich zu überbringen. Die ganze Klasse erwartete einen Auftritt. Votini zitterte schon am ganzen Leibe. Derossi rief: — „Gebt sie mir!" — „Ja es ist besser," — antworteten die andern, „du mußt sie ihm hintragen." — Derossi nahm die Medaille und zerriß sie in tausend Stückchen. In diesem Augenblick trat der Lehrer ein und setzte den Unterricht fort. Ich beobachtete Votini; — er war rot geworden wie eine glühende Kohle; — nahm das Blatt ganz langsam, wie in der Zerstreuung, kugelte es heimlich zusammen, steckte es in den Mund, kaute ein wenig daran und spuckte es dann unter die Bank... Beim Hinausgehen ließ Votini, der ein wenig verwirrt war, als er bei Derossi vorbeiging, das Löschblatt fallen, Derossi hob es liebenswürdig auf und legte es ihm in den Schulsack, dessen Tragriemen er ihm einhängen half. Votini wagte nicht aufzuschauen.

Die Mutter Frantis.

28. — Samstag.

Aber Votini ist unverbesserlich. Gestern in der Religionsstunde in Gegenwart des Direktors, fragte der Lehrer Derossi, ob er jene zwei Strophen aus dem Lesebuche kenne:

„Wohin den Schritt wir wenden,
Wir sind in Gottes Händen."

Derossi verneinte und Votini sagte sofort: — „Ich weiß sie!" — mit einem Lächeln, als wolle er Derossi damit ärgern. Aber im Gegenteil, er selber wurde geärgert, da er das Gedicht nicht hersagen konnte, weil auf einmal Frantis Mutter ins Zimmer trat, ganz außer sich, mit verwirrten, grauen Haaren, vom Schnee durchnäßt und den Sohn, der auf acht Tage von der Schule ausgeschlossen worden war, vor sich herschob. Welch traurige Scene mußten wir mit ansehen! Die arme Frau warf sich dem Direktor fast zu Füßen, indem sie die Hände faltete und bittend rief: O Herr Direktor! erweisen Sie mir die Gnade, nehmen Sie den Knaben wieder in die Schule auf! Seit drei Tagen, da er zu Hause ist, halte ich ihn verborgen, aber Gott behüte uns! Wenn sein Vater die Sache entdeckt, so schlägt er ihn tot; haben Sie Mitleid, ich weiß nicht mehr, was anfangen! ich bitte Sie von ganzem Herzen! — Der Direktor versuchte, sie hinauszuführen; aber sie widerstand immer bittend und weinend. — O wenn Sie wüßten, wie viel Kummer mir dieser Knabe schon gemacht hat, Sie hätten Mitleid mit mir. Erbarmen Sie sich! Ich hoffe, er werde sich bessern. Ich habe ohnedies nur noch kurze Zeit zu leben, Herr Direktor, ich fühle den Tod in mir, aber bevor ich sterbe, möchte ich ihn gebessert sehen, denn, . . . — und sie brach in heftiges Weinen aus, — er ist mein Sohn, ich liebe ihn, ich müßte in Verzweiflung sterben; nehmen Sie ihn noch einmal, Herr Direktor, damit es kein Unglück in der Familie giebt, thun Sie es aus Mitleid mit einer armen Frau! — Und sie bedeckte sich schluchzend das Gesicht mit den Händen. Franti senkte den Kopf ohne eine Spur von Rührung. Der Direktor betrachtete ihn, dachte ein wenig nach und sagte dann: — „Franti, geh an deinen Platz." — Nun nahm die Frau die Hände vom Gesicht, ganz getröstet und begann zu danken und wieder zu danken, ohne den Direktor sprechen zu lassen, und ging der Türe zu, indem sie die

Augen trocknete und keuchend sagte: — „Mein Sohn, ich ermahne dich. Habet alle Geduld mit ihm. — Dank, Herr Direktor, Sie haben ein Werk christlicher Nächstenliebe gethan. — Sei brav, nicht wahr, mein Sohn. — Lebt wohl, liebe Knaben. — Dank und auf Wiedersehen, Herr Lehrer. Und entschuldigen Sie, bitte haben Sie Geduld mit einer armen Mutter." — Und nachdem sie auf der Schwelle dem Sohne noch einen bittenden Blick zugeworfen hatte, ging sie, indem sie den Shawl, den sie nachschleppte, zusammennahm, bleich, gebeugt, zitternd weg, und wir hörten sie noch von der Treppe herauf husten. Der Direktor sah Franti unter dem Schweigen der ganzen Klasse fest an und sagte mit einem Ausdruck, der einen zittern machte: — Franti, du mordest deine Mutter! — Alle wandten sich, um nach Franti zu sehen. Und der Elende lächelte.

Hoffnung.

29. — Sonntag.

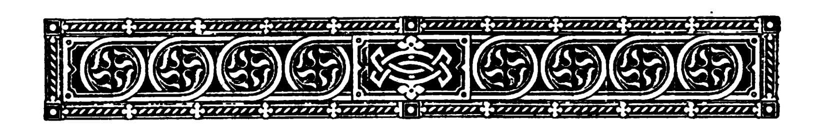
Es war schön, Heinrich, wie du dich, aus der Religionsstunde zurückkehrend, ans Herz deiner Mutter warfst. Ja, der Lehrer hat euch grosse und tröstende Worte gesagt. Gott, der uns einander in die Arme geführt hat, wird uns nicht für immer trennen; wenn ich sterben werde, wenn dein Vater sterben wird, werden wir nicht jene schrecklichen und verzweifelten Worte aussprechen: — Mutter, Vater, Heinrich, ich werde dich nie mehr sehen! — Wir werden uns in einem andern Leben wieder sehen, wo derjenige, der in diesem gelitten hat, belohnt werden wird, wo derjenige, der auf Erden geliebt hat, die ihm teuren Seelen in einer Welt wieder finden wird, wo es keine Schuld, keine Thränen und keinen Tod mehr giebt. Aber wir müssen uns alle dieses Lebens würdig machen. Höre,

mein Sohn: jede deiner guten Handlungen, jede deiner Liebesbezeugungen für diejenigen, welche dich lieben, jede freundliche That deinen Kameraden gegenüber, jeder deiner edlen Gedanken ist wie ein Aufschwung zu jener Welt. Und auch jedes Unglück, jeder Schmerz hebt dich zu jener Welt empor, weil jeder Schmerz eine Schuld tilgt, weil jede Thräne einen Flecken auslöscht. Fasse jeden Tag den Vorsatz, besser und liebenswürdiger zu sein, als den Tag vorher. Sage jeden Tag: heute will ich etwas thun, dass mich mein Gewissen lobt und mein Vater zufrieden ist, etwas, dass ich von diesem oder jenem Kameraden, vom Lehrer, von meinem Bruder oder von andern geliebt werde. Und bitte Gott, er möge dir Kraft verleihen, deinen Vorsatz zur That zu machen. Herr, ich will gut, edel, mutig, liebreich, aufrichtig sein; hilf mir! mache dass jeden Abend, wenn meine Mutter mir den letzten Gruss bietet, ich sagen kann: Du küssest diesen Abend ein rechtschaffeneres und würdigeres Kind, als du gestern abend geküsst hast. Behalte immer jenen andern, verklärten und glücklichen Heinrich, zu dem du nach diesem Leben berufen bist, im Sinne. Und bete. Du kannst dir nicht denken, welche Süssigkeit eine Mutter empfindet, um wie vieles glücklicher sich eine Mutter fühlt, wenn sie ihr Kind mit gefalteten Händen sieht. Wenn ich dich beten sehe, scheint es mir unmöglich, dass nicht einer da sei, der dich bewache und dich höre. Ich glaube dann fester, dass

es eine höchste Güte, eine unendliche Liebe giebt, ich liebe dich mehr, arbeite mit höherem Eifer, dulde mit grösserer Kraft, verzeihe von ganzer Seele und denke heitern Herzens an den Tod. O grosser und guter Gott, lass mich nach dem Tode die Stimme meiner Mutter wieder hören, meine Kinder wieder finden, meinen Heinrich wieder sehen, meinen gesegneten und unsterblichen Heinrich, und ihn an mein Herz drücken und nie mehr verlieren, nie, nie mehr, in Ewigkeit! O bete, wir wollen beten, wir wollen uns lieben, wir wollen gut sein, wir wollen diese himmlische Hoffnung im Herzen tragen, mein geliebtes Kind.

Deine Mutter.





Februar.

Ein Preis am rechten Platz.

4. — Samstag.

Diesen Morgen kam der Oberschulrat, ein schwarz gekleideter Herr mit weißem Bart, um die Preise auszuteilen. Er trat mit dem Direktor kurz vor Schluß der Unterrichtsstunde ein und setzte sich in der Nähe des Lehrers. Er stellte Fragen an einige; dann gab er die erste Medaille Derossi und bevor er die zweite austeilte, hörte er einige Augenblicke auf die Worte des Lehrers und des Direktors, welche leise mit ihm sprachen. Alle fragten sich: — ‚Wem wird er die zweite geben?‘ — Der Oberschulrat sagte mit lauter Stimme: — „Die zweite Medaille hat diese Woche der Schüler Pietro Precossi verdient; er hat sie verdient durch die Hausarbeiten, durch die Lektionen, durch das Schönschreiben, durch sein Betragen, durch alles.“ — Alle drehten den Kopf, um Precossi zu sehen, man sah, daß alle Freude hatten. Precossi erhob sich, so verwirrt, daß er nicht mehr wußte, wo er war. — „Komm hieher,“ — sagte der Oberschulrat. Precossi sprang von der Bank herunter und stellte sich in die Nähe des Pultes. Der Oberschulrat betrachtete mit Aufmerksamkeit das wachsbleiche Gesichtchen, diese schwachen, in geflickte und unbequeme Kleider eingesackten Glieder, die guten und traurigen Augen, welche den seinigen auswichen, die aber eine Leidensgeschichte erraten ließen; dann sagte er zu ihm mit liebevoller Stimme, indem er ihm die Medaille an die Schulter heftete: — „Precossi, ich gebe dir die Medaille. Keiner ist

würdiger sie zu tragen, als du. Sie gilt nicht nur allein deinem Verstand und deinem guten Willen; sie gilt deinem Herzen, sie gilt deinem Mute, deinem Charakter. — „Ist es nicht wahr,' — fragte er, indem er sich an die Klasse wandte, — ,daß er sie auch dadurch verdient?' — „Ja, ja," — antworteten alle einstimmig. Precossi machte eine Bewegung, als wolle er etwas hinabwürgen, und warf einen liebevollen, dankbaren Blick auf uns. — „Geh nun," — sagte der Oberschulrat, — „lieber Knabe! Und Gott behüte dich!" — Es war Zeit hinauszugehen. Unsere Klasse ging vor den andern hinaus. Kaum sind wir vor der Türe . . . wen sehen wir in der Halle, gerade unter dem Eingang? Precossis Vater, den Schmied, bleich wie gewöhnlich, mit finsterm Gesicht, die Haare in den Augen, die Mütze quer auf dem Kopfe, unsicher auf den Beinen. Der Lehrer sah ihn sofort und flüsterte dem Oberschulrat etwas ins Ohr; dieser suchte eilig Precossi, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu seinem Vater. Der Knabe zitterte. Auch der Lehrer und der Direktor näherten sich; viele Knaben bildeten ringsum einen großen Kreis. — „Sie sind der Vater dieses Knaben, nicht wahr? — fragte der Schulrat den Schmied in vertraulichem Ton. Und ohne die Antwort abzuwarten: — Ich freue mich mit Ihnen. Sehen Sie: er hat unter vierundfünfzig Kameraden die zweite Medaille verdient; er hat sie verdient im Aufsatz, im Rechnen, in allem. Er ist ein verständiger Knabe voll guten Willens, der seinen Weg machen wird; ein braver Knabe, der die Zuneigung, die Achtung Aller besitzt. Sie können stolz auf ihn sein, ich versichere es Ihnen. — Der Schmied, der mit offenem Munde zugehört hatte, sah zuerst den Oberschulrat, dann den Direktor und hierauf seinen Sohn an, welcher zitternd mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stand. Jetzt erst schien er sich der Mißhandlungen zu erinnern, die der arme Kleine von ihm hatte erdulden müssen, jetzt erst schien er der rührenden Sanftmut und Standhaftigkeit zu gedenken, mit der dieser alles ertragen. Eine gewisse stumpfe Verwunderung malte sich auf dem Gesicht des harten Mannes, sie wechselte ab mit einem Ausdruck düsteren Schmerzes, welcher in eine stürmische und wehmütige Zärtlichkeit überging. Mit einer schnellen Bewegung faßte er den Knaben beim Kopfe und drückte ihn an die Brust. Wir gingen alle an Precossi vorbei; ich lud ihn ein, am Donnerstag mit Garrone und Crossi in unser Haus zu kommen; andere grüßten ihn; der lieb-

koste ihn, jener berührte seine Medaille, alle sagten ihm etwas. Und der Vater betrachtete uns erstaunt, den Kopf des schluchzenden Sohnes stetsfort an sich drückend.

Gute Vorsätze.

5. — Sonntag.

Precossis Medaille hat Gewissensbisse in mir wachgerufen. Ich habe mir noch keine verdient. Seit einiger Zeit lerne ich nicht mehr, bin unzufrieden mit mir selber, auch der Lehrer, der Vater und die Mutter sind unzufrieden. Ich habe auch nicht mehr Lust am Spiel wie früher, als ich aus eigenem Willen arbeitete. Damals sprang ich von der Arbeit auf zu meinen Spielen, voll Freude, wie wenn ich seit einem Monat nicht mehr gespielt hätte. Ich setze mich nicht einmal mehr so zufrieden wie früher mit den Meinigen zu Tische. Immer lagert ein Schatten auf meiner Seele und eine innere Stimme sagt mir fortwährend: — es geht nicht, es geht nicht. — Ich sehe am Abend auf dem Platze so viele Knaben vorbeigehen, welche inmitten vieler Handwerker von der Arbeit zurückkehren, alle müde, aber heiter; sie beschleunigen den Schritt vor Ungeduld um zum Essen nach Hause zu kommen, und sprechen laut, lachen und schlagen sich auf die Schultern, die von Kohle schwarz oder von Kalk weiß sind. Wenn ich denke, daß sie und noch so viele andere, noch kleinere, seit der Morgendämmerung bis zu dieser Stunde gearbeitet haben und den ganzen Tag hoch oben auf den Dächern, vor Kalköfen, inmitten der Maschinen, im Wasser, unter der Erde gewesen sind, und nichts aßen als ein Stück Brot, schäme ich mich fast, da ich in dieser ganzen Zeit in schlechter Laune nur vier Seiten verschmiert habe. Ach, ich bin unzufrieden, sehr unzufrieden! Ich sehe wohl, daß mein Vater verstimmt ist und es mir sagen möchte, aber es schmerzt ihn, und er wartet noch. Mein lieber Vater, der du so viel arbeitest! Alles ist dein, alles was ich rings um mich im Hause sehe, alles was ich berühre, alles was mich kleidet und nährt, alles was mich unterrichtet und ergötzt, alles ist die Frucht deiner Arbeit, und ich arbeite nicht; alles hat dich Nachdenken, Entbehrungen, Unannehmlichkeiten, Mühe gekostet und ich bemühe mich nicht! Ach, es ist ungerecht und schmerzt mich tief. Ich will von heute an wieder zu arbeiten anfangen, ich will mich ans Lernen machen, wie Stardi mit geballten Fäusten und

zusammengebissenen Zähnen; mich daran machen mit allen Kräften meines Willens und meines Herzens; ich will am Abend den Schlaf überwinden, am Morgen früh aus dem Bette springen, mein Gehirn ohne Aufhören quälen, die Trägheit ohne Mitleiden fortjagen, schaffen, leiden meinetwegen bis ich krank werde; aber das muß einmal aufhören, das elende, matte, freudlose Leben, das ich dahinschleppe, ein Leben, das mich erniedrigt und die andern betrübt. Mutig zur Arbeit! Zur Arbeit mit ganzer Seele, mit allen Kräften! Zur Arbeit, die mir die Ruhe wieder süß, die Spiele unterhaltend, die Mahlzeiten fröhlich machen wird; zur Arbeit, die mir das freundliche Lächeln des Lehrers und den gesegneten Kuß des Vaters zurückgeben wird.

Der kleine Eisenbahnzug.

10. — Freitag.

Precossi kam gestern mit Garrone zu uns. Ich glaube, wenn es zwei Fürstensöhne gewesen wären, hätte man sie nicht mit mehr Jubel empfangen. Garrone kam zum ersten Mal, denn er hat etwas von einem Bären und will sich nicht sehen lassen, da er so groß ist und noch in der dritten Klasse steckt. Wir alle gingen zur Türe, als sie läuteten. Crossi kam nicht, weil endlich nach sechs Jahren sein Vater aus Amerika zurückgekommen ist. Meine Mutter küßte Precossi sofort, mein Vater stellte ihr Garrone vor, indem er sagte: — Hier ist er; er ist nicht nur ein guter Knabe, er ist ein Ehrenmann und ein Edelmann. — Und er senkte seinen großen kurz geschorenen Kopf, heimlich zu mir hinüberlächelnd. Precossi trug seine Medaille. Er ist glücklich, daß sein Vater wieder arbeitet und seit fünf Tagen nicht mehr trinkt, er will ihn immer um sich haben in der Werkstatt und scheint ein ganz anderer geworden zu sein. Wir fingen an zu spielen, ich holte alle meine Sachen hervor. Precossi war ganz entzückt von dem Eisenbahnzug mit der Lokomotive, die allein geht, wenn man sie aufzieht; er hatte so etwas noch nie gesehen; er verschlang die kleinen roten und gelben Wagen mit den Augen. Ich gab ihm den Schlüssel zum Aufziehen, damit er spielen könne; er kniete nieder und blickte nicht mehr auf. Ich hatte ihn nie so vergnügt gesehen. Er sagte immer: — bitte, bitte, — indem er uns bei jedem Wort mit den Händen wegwies, damit wir die Maschine nicht aufhielten. Dann

nahm er die Wagen mit großer Sorgfalt und stellte sie wieder hin, als ob sie von Glas wären, hatte Furcht sie mit dem Atem trübe zu machen und reinigte sie wieder, indem er sie oben und unten betrachtete und für sich lächelte. Wir alle stunden umher und betrachteten ihn; betrachteten seinen dünnen Hals, die armen, kleinen Ohren, die ich eines Tages hatte bluten sehen, die große Jacke mit den zurückgestülpten Ärmeln, aus denen zwei magere Ärmchen hervorschauten, die sich so oft erhoben hatten um das Gesicht vor Schlägen zu schützen . . . O! in diesem Augenblicke hätte ich ihm alle meine Spielsachen und alle meine Bücher vor die Füße legen mögen, hätte mir das letzte Stück Brot vom Munde genommen, um es ihm zu geben, hätte mich ausgezogen, um ihn zu kleiden, hätte mich auf die Kniee geworfen, um ihm die Hände zu küssen. — Wenigstens den Zug will ich ihm geben, — dachte ich; aber ich mußte meinen Vater um Erlaubnis fragen. In diesem Augenblick steckte mir jemand ein Stück Papier in eine Hand; mein Vater hatte darauf mit Bleistift geschrieben: — Dem Precossi gefällt deine Eisenbahn. Er hat keine Spielsachen. Giebt dir dein Herz nichts ein? — Sofort ergriff ich mit beiden Händen die Maschine und die Wagen, legte ihm alles auf die Arme und sagte: — „Nimm dies, es ist dein." — Er betrachtete mich aber schien es nicht zu verstehen. — „Es ist dein," — sagte ich, — ich schenke es dir. — Jetzt betrachtete er meinen Vater und meine Mutter noch verwunderter, und fragte mich: — „Aber warum?" — Mein Vater sagte zu ihm: — „Heinrich schenkt es dir, weil er dein Freund ist, weil er dich liebt, . . . um deine Medaille zu feiern." — Precossi fragte schüchtern: — „Darf ich es wegtragen . . . nach Hause?" — „Ja gewiß!" — antworteten alle. Er war schon unter der Türe und wagte doch nicht wegzugehen. Er war glücklich! Er bat um Entschuldigung, zitterte und lachte zugleich. Garrone half ihm den Zug ins Taschentuch einpacken. — Nächster Tage — sagte Precossi zu mir, mußt du in die Werkstatt kommen und meinen Vater arbeiten sehen. Ich werde dir dann Nägel geben. — Meine Mutter steckte Garrone ein Blumensträußchen ins Knopfloch, damit er es in ihrem Namen der Mutter bringe. Mit seiner rauhen Stimme, ohne das Kinn von der Brust zu erheben, sagte er zu ihr: — „Ich danke." — Aber seine edle und gute Seele leuchtete ihm aus den Augen.

Hochmut.

11. — Samstag.

Ist es möglich! Carlo Nobis reinigt sich den Ärmel sorgfältig, wenn ihn Precossi im Vorbeigehen streift! Er ist der verkörperte Hochmut, weil sein Vater ein reicher Herr ist. Aber auch Derossis Vater ist reich! Nobis möchte eine Bank für sich allein haben, fürchtet sich, die andern könnten ihn beschmutzen, mustert alle vom Kopf bis zu den Füßen und hat immer ein verächtliches Lächeln auf den Lippen; wehe dem, der ihn mit einem Fuße berührt, wenn man in der Reihe zu Zweien hinausgeht. Um nichts und wieder nichts wirft er einem ein Schimpfwort ins Gesicht, oder droht seinen Vater in die Schule kommen zu lassen. Und doch weiß er, wie sein Vater ihn anließ, als er den Sohn des Kohlenhändlers als Lumpenkerl behandelte. Nie habe ich einen hochmütigern Jungen gesehen! Keiner spricht mit ihm, keiner sagt ihm beim Weggehen lebewohl, keiner würde ihm helfen, wenn er die Lektion nicht weiß. Er kann keinen leiden und scheint vor allen Derossi zu verachten, weil er der Erste ist, und Garrone, weil ihn alle lieben. Aber Derossi sieht ihn nicht an, wie lang er auch sei, und wenn man Garrone sagt, daß ihn Nobis verleumdet, so antwortet er: — Er ist so dumm mit seinem Stolz, daß er nicht einmal eine Ohrfeige wert ist. — Nur Coretti sagte ihm eines Tages, als er mit Verachtung über seine Mütze aus Katzenfell lachte: „Geh' ein wenig zu Derossi, wenn du lernen willst, den Herren zu spielen!" — Gestern beklagte er sich beim Lehrer, weil ihm der Kalabrese mit dem Fuße ein Bein berührt hatte. Der Lehrer fragte den Kalabresen: — „Hast du es absichtlich gethan?" — „Nein, Herr Lehrer," — antwortete er offenherzig. Und der Lehrer: — „Du bist zu empfindlich, Nobis." — Und Nobis mit seinem eigentümlichen Ausdruck: — „Ich werde es meinem Vater sagen." — Nun geriet der Lehrer in Zorn: — „Dein Vater wird dir unrecht geben, wie er es andere Male gethan. Und dann untersucht und straft in der Schule nur der Lehrer." — Dann sagte er sanft: — „Laß das, Nobis, ändere dein Betragen, sei gut und höflich mit deinen Kameraden. Siehe, hier sind Söhne von Handwerkern und Herren, von Reichen und Armen und alle lieben sich, behandeln sich als Brüder, die ihr ja seid. Warum machst du es nicht wie die andern? Es würde dich so wenig kosten, dich bei allen beliebt zu machen und du selbst wärest zufriedener dabei! . . . Nun,

hast du mir nichts zu antworten?“ Nobis, der mit seinem verächtlichen Lächeln zugehört hatte, antwortete kalt: — „Nein, Herr Lehrer.“ — „Setz dich,“ sagte der Lehrer. — „Ich bedaure dich. Du bist ein Knabe ohne Herz.“ — Alles schien damit beendigt; aber das Maurermeisterlein, das in der ersten Bank sitzt, kehrte sein rundes Gesicht gegen Nobis, der in der hintersten ist, und machte ihm ein so schönes und so komisches Hasenmäulchen, daß die ganze Klasse in ein schallendes Gelächter ausbrach. Der Lehrer schalt ihn; aber er mußte sich eine Hand auf den Mund legen, um das Lachen zu verbergen. Auch Nobis lachte, aber nicht von Herzen.

Der verwundete Arbeiter.

13. — Montag.

Nobis und Franti passen zusammen; weder der eine noch der andere wurde diesen Morgen bei dem schrecklichen Schauspiel, das sich vor unsern Augen zutrug, gerührt. Als ich aus der Schule kam, blieb ich bei meinem Vater stehen, um einigen kleinen Schelmen der zweiten Klasse zuzusehen, die auf der Straße knieend das Eis mit ihren Mäntelchen und Mützen scheuerten, um die Schleifbahn glatter zu machen, als vom Ende der Straße eine Menge Leute eiligen Schrittes daherkam; alle sahen ernst und erschrocken aus, und sprachen leise mit einander. In der Mitte gingen drei Bürgerwachen; hinter den Wachen zwei Männer, die eine Bahre trugen. Die Knaben liefen von allen Seiten herbei. Die Menge näherte sich uns. Auf der Bahre lag ein Mann ausgestreckt, weiß wie ein Leichnam, mit wirren und blutigen Haaren, das Blut floß ihm aus Mund und Ohren; neben der Bahre ging eine Frau mit einem Kind auf dem Arme. Sie schien außer sich zu sein und rief in einemfort: — „Er ist tot!“ „Er ist tot!“ „Er ist tot!“ — Hinter der Frau kam ein Knabe, welcher die Schultasche unter dem Arme hatte, und schluchzte. — „Was ist geschehen?“ — fragte mein Vater. Ein Nachbar antwortete, es sei ein Maurer bei seiner Arbeit von einem vierten Stockwerk heruntergefallen. Die Träger der Bahre ruhten einen Augenblick aus. Viele wandten erschrocken das Gesicht ab. Ich sah die kleine Lehrerin mit der roten Feder, welche so erschrocken war, daß meine Lehrerin der ersten Klasse sie stützen mußte. Im gleichen Augenblick fühlte ich mich am Ell-

bogen gestoßen: es war das Maurermeisterlein, ganz bleich und an allen Gliedern zitternd. Der Knabe dachte gewiß an seinen Vater. Auch ich dachte an ihn. Ich kann doch in der Schule ruhig sein, in dem Bewußtsein, daß mein Vater zu Hause am Pulte sitzt, fern von jeder Gefahr. Aber wie viele Knaben müssen denken, daß ihre Väter auf einem hohen Gerüste, oder in der Nähe von Maschinenrädern arbeiten und daß eine Bewegung, ein falscher Schritt ihnen das Leben kosten kann! Sie sind in der gleichen Lage wie Soldatenkinder deren Väter in der Schlacht stehen. Das Maurermeisterlein sah hin, und zitterte immer stärker; mein Vater bemerkte es und sagte zu ihm: — „Geh' nach Hause, Junge, geh' sofort zu deinem Vater, du wirst ihn gesund und ruhig antreffen; geh!" — Das Maurermeisterlein ging, wandte sich aber bei jedem Schritt um. Indessen setzte sich die Menge in Bewegung, und die Frau rief, daß es einem die Seele durchschnitt: — „Er ist tot!" „Er ist tot!" „Er ist tot!" — „Nein, nein, er ist nicht tot," — sagten sie von allen Seiten. Aber sie achtete nicht darauf und raufte sich die Haare. Plötzlich hörte ich eine unwillige Stimme sagen: — „Du lachst!" — und bemerkte zu gleicher Zeit einen Mann mit einem Barte, welcher Franti, der noch lächelte, ins Gesicht sah. Nun schlug ihm der Mann die Mütze mit einer Ohrfeige auf die Erde und sagte: — „Hut ab, Niederträchtiger, wenn man ein Opfer der Arbeit vorbeiträgt." — Die Menge war schon ganz vorbeigegangen und man sah in der Mitte der Straße einen langen Streifen Blut.

Der Gefangene.

17. — Freitag.

Ah! das ist gewiß das seltsamste Erlebnis des ganzen Jahres! Mein Vater führte mich gestern früh in die Umgebung von Moncalieri, um ein Landhaus zu besichtigen, das er für den nächsten Sommer mieten will, denn dieses Jahr gehen wir nicht mehr nach Chieri. Es ergab sich, daß ein Lehrer, welcher Sekretär des Hausherrn ist, die Schlüssel hatte. Er zeigte uns das Haus und führte uns dann in sein Zimmer, wo er uns eine Flasche vorsetzte. Auf dem Tisch inmitten der Gläser stand ein Tintenfaß aus Holz, von konischer Gestalt, in seltsamer Weise aus Holz geschnitzt. Als der Lehrer sah, daß mein Vater es betrachtete, sagte er: — „Dieses Tintenfaß hier ist mir sehr kostbar;

wenn Sie, mein Herr, die Geschichte dieses Tintenfasses wüßten!" — Und er erzählte sie uns: Vor Jahren war er Lehrer in Turin und im Winter gab er alle Tage auch den Gefangenen Unterricht. Er unterrichtete in der Kirche des Gefängnisses, in einem runden Gebäude. Ringsum in den hohen und nackten Mauern sind kleine, viereckige Fenster, geschlossen mit zwei gekreuzten Eisenstäben und hinter jedem dieser Fenster ist eine ganz kleine Zelle. Er hielt Schule, indem er in der kalten und dämmerigen Kirche herumspazierte, und seine Schüler erschienen an den Fenstern und lehnten die Hefte an die Eisenstäbe, so daß man nichts von ihnen sah als im Schatten ihre Gesichter, abgefallene, mürrisch aussehende und gottlose Gesichter, mit struppigen Haaren und grauen Bärten, und mit den starren Augen von Mördern und Dieben. Einer unter ihnen, derjenige in Numero 78, war der aufmerksamste von allen, lernte viel und sah mit Achtung und Dankbarkeit zu dem Lehrer hinüber. Es war ein noch junger Mann mit schwarzem Bart, mehr unglücklich als böse. Er war Kunsttischler und hatte in einem Augenblick des Zorns einen Bohrer gegen seinen Meister, welcher ihn seit langem gereizt hatte, geschleudert und ihn am Kopfe tötlich verwundet; dafür war er zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden. In drei Monaten hatte er Schreiben und Lesen gelernt, las fortwährend, und je mehr er lernte, desto mehr schien es, daß er sich bessere und sein Verbrechen bereue. Eines Tages, gegen das Ende einer Lektion, machte er dem Lehrer ein Zeichen, er solle zu seinem Fensterchen kommen und kündigte ihm trauernd an, daß er am folgenden Morgen von Turin abreisen müsse, um seine Strafe in den Gefängnissen von Venedig abzubüßen; und indem er ihm lebewohl sagte, bat er ihn mit demütiger und bewegter Stimme, daß er ihm die Hand berühren dürfe. Der Lehrer reichte ihm die Hand und er küßte sie; dann sagte er: — ‚Dank! Dank!' — und verschwand. Der Lehrer zog die Hand zurück: „sie war ganz in Thränen gebadet." Nachher sah er ihn nicht mehr. Sechs Jahre gingen vorüber. — Ich dachte an ganz anderes, als an diesen Unglücklichen, — sagte der Lehrer, — als ich vorgestern Morgen in meinem Hause von einem schlecht gekleideten Unbekannten mit großem, schwarzem Barte, der schon ein wenig gesprenkelt war, aufgesucht wurde. Er sagte zu mir: — „Sind Sie nicht der Herr Lehrer so und so?" — „Wer seid Ihr?" — fragte ich. — „Ich bin der Gefangene von Numero 78" — ant-

wortete er. Sie haben mich vor sechs Jahren Schreiben und Lesen gelehrt; wenn Sie sich erinnern, in der letzten Stunde gaben Sie mir die Hand; jetzt habe ich meine Strafe abgebüßt und bin hier . . . Sie zu bitten, Sie möchten mir die Gnade erweisen, ein Zeichen der Erinnerung von mir anzunehmen, etwas, das ich im Gefängnis gearbeitet habe. Wollen Sie es annehmen, zu meinem Andenken, Herr Lehrer?" — Ich stand da, ohne eine Wort zu sagen. Er meinte, ich wolle es nicht annehmen und er betrachtete mich, als wollte er sagen: — „Sechs Jahre Leiden sind also nicht genug, meine Hände zu reinigen!" — aber mit einem so schmerzlichem Ausdruck betrachtete er mich, daß ich sofort die Hand hinstreckte und den Gegenstand nahm; hier ist er. Wir betrachteten das Tintenfaß aufmerksam: es schien mit der Spitze eines Nagels mit großer Geduld gearbeitet zu sein; eine Feder, quer über einem Heft war darauf ausgeschnitten und ringsum befand sich die Inschrift: „Meinem Lehrer. — Zum Andenken an Numero 78. — Sechs Jahre!" Und darunter in kleineren Buchstaben: „Fleiß und Hoffnung." Der Lehrer sagte nichts mehr; wir verabschiedeten uns. Aber während des ganzen Spazierganges von Moncalieri nach Turin konnte ich mir den Gefangenen am kleinen Fenster, seinen Abschied vom Lehrer, das ärmliche, in einsamer Zelle gearbeitete Tintenfaß, welches so viel sagte, nicht mehr aus dem Sinne schlagen und in der Nacht träumte ich davon und diesen Morgen dachte ich noch daran . . . . immerhin weit entfernt, mir die Überraschung vorzustellen, die mich in der Schule erwartete! Kaum hatte ich mich in meine neue Bank neben Derossi gesetzt und das Rechenexempel für das monatliche Examen geschrieben, als ich meinem Kameraden die ganze Geschichte vom Gefangenen und vom Tintenfaß erzählte und wie das Tintenfaß gearbeitet war, mit der Feder quer über das Heft und der Inschrift ringsum: — Sechs Jahre! — Derossi stutzte bei diesen Worten, und betrachtete bald mich, bald Crossi, den Sohn der Kräuterverkäuferin, der in der Bank vor uns saß, den Rücken gegen uns gedreht und ganz in seine Aufgabe vertieft. — „Still!" — sagte er dann mit leiser Stimme, mich beim Arm nehmend. — Weißt du nicht? Crossi sagte mir vorgestern, er habe in den Händen seines aus Amerika zurückgekehrten Vaters ein Tintenfaß gesehen: ein konisches Tintenfaß, von Hand gearbeitet, mit einem Heft und einer Feder: — „Es stimmt! — sechs Jahre, — er sagte, daß sein Vater so lange

in Amerika war: — er war aber im Gefängnis; — Crossi war zur Zeit des Verbrechens klein, er erinnerte sich nicht, seine Mutter täuschte ihn, er weiß nichts; lassen wir uns keine Silbe davon entschlüpfen! Ich blieb sprachlos, die Augen auf Crossi geheftet. Und alsdann löste Derossi die Aufgabe und steckte sie unter der Bank Crossi zu; gab ihm ein Blatt Papier; nahm ihm die monatliche Erzählung: „Der Krankenwärter des Tata", die ihm der Lehrer zum Kopieren gegeben hatte, aus der Hand, um sie für ihn abzuschreiben, schenkte ihm Federn, legte ihm zutraulich die Hand auf die Schultern, ließ mich auf meine Ehre versprechen, niemand ein Wort zu sagen; und als wir aus der Schule gingen, sagte er in Eile zu mir: — „Gestern ist sein Vater gekommen, ihn abzuholen, er wird auch diesen Morgen da sein: thue wie ich." — Wir traten auf die Straße, der Vater Crossis war da, etwas abseits: ein Mann mit einem schwarzen, schon gesprenkelten Barte, schlecht gekleidet, mit blassem, nachdenklichem Gesichte. Derossi drückte Crossi die Hand in absichtlich etwas auffallender Art und sagte laut: — „auf Wiedersehen, Crossi," — und legte ihm die Hand unter das Kinn, ich machte es ebenso. Aber als Derossi dies that, wurde er purpurrot und ich ebenfalls; Crossis Vater betrachtete uns aufmerksam mit einem Lächeln, aber in seinem Blicke schimmerte ein Ausdruck von Unruhe und Verdacht, der mir das Herz erbeben machte.

Der Krankenwärter des Tata.

(Monatliche Erzählung.)

Am Morgen eines regnerischen Märztages meldete sich ein bäurisch gekleideter, vom Regen ganz durchnäßter und beschmutzter Knabe mit einem Bündel Kleider unter dem Arme, beim Thürsteher des großen Spitals in Neapel und fragte nach seinem Vater, indem er einen Brief vorwies. Er hatte ein ovales, bräunliches aber bleiches Gesicht, nachdenkende Augen und zwei volle, halbgeöffnete Lippen, die schneeweiße Zähne sehen ließen. Er kam aus einem Dorfe in der Umgebung von Neapel. Sein Vater, der vor einem Jahre von Hause weggereist war um in Frankreich Arbeit zu suchen, war nach Italien zurückgekehrt und vor einigen Tagen in Neapel ans Land gestiegen, wo er, plötzlich erkrankt, kaum Zeit hatte eine Zeile an die Familie zu schreiben, um ihr seine Rückkehr anzu=

kündigen und ihr mitzuteilen, daß er in das Spital eintreten müsse. Seine Frau, trostlos ob dieser Nachricht und nicht imstande von Hause wegzugehen, weil sie ein krankes Mädchen und einen Säugling hatte, schickte ihren ältesten Sohn mit einigen Soldi nach Neapel, um seinem Vater, dem Tata, wie man dort sagt, beizustehen. Der Knabe hatte zehn Meilen Weges gemacht.

Nachdem der Türhüter einen Blick in den Brief geworfen, rief er einem Krankenwärter und sagte ihm, er solle den Knaben zum Vater führen.

— „Wer ist der Vater?" fragte der Krankenwärter.

Der Knabe, zitternd vor Furcht eine traurige Antwort zu vernehmen, nannte den Namen.

Der Krankenwärter erinnerte sich dieses Namens nicht.

— „Ein von auswärts gekommener alter Arbeiter?" — fragte er.

— „Arbeiter — ja," — antwortete der Knabe, immer ängstlicher werdend; — „nicht so sehr alt. Von auswärts gekommen, ja."

— „Wann in das Spital getreten?" — fragte der Krankenwärter.

Der Knabe warf einen Blick in den Brief und antwortete: — „Vor fünf Tagen, glaube ich."

Der Krankenwärter dachte ein wenig nach; dann, als ob er sich plötzlich erinnere: — „Ah!" — sagte er, — „im vierten Saal im letzten Bette."

— „Ist er schwer krank? Wie befindet er sich?" — fragte der Knabe ängstlich.

Der Krankenwärter betrachtete ihn ohne zu antworten. Dann sagte er: — „Komm mit mir."

Sie stiegen eine Treppe hinauf, gingen durch einen breiten Korridor und befanden sich vor der Türe eines Saales, in dem zwei Reihen Betten standen. — „Komm," sagte der Krankenwärter, indem er eintrat. Der Knabe nahm seinen Mut zusammen und folgte ihm, indem er furchtsame Blicke nach rechts und links auf die weißen, abgezehrten Gesichter der Kranken warf, von denen die einen mit geschlossenen Augen wie tot dalagen, andere dagegen erschrocken in die Luft starrten. Mehrere wimmerten wie Kinder. Das Zimmer war dunkel, die Luft mit einem durchdringenden Ge-

ruch von Arzneien geschwängert. Zwei barmherzige Schwestern gingen mit Fläschchen in der Hand umher.

Am Ende des Zimmers angekommen, stand der Krankenwärter beim Kopfende eines Bettes still, zog den Vorhang und sagte: — „Hier ist dein Vater.“

Der Knabe brach in Thränen aus, ließ sein Bündel fallen, lehnte den Kopf auf die Schulter des Kranken und ergriff mit einer Hand den Arm, den jener unbeweglich auf der Decke ausstreckte. Der Kranke rührte sich nicht.

Der Knabe erhob sich und betrachtete den Vater und fing von neuem an zu weinen. Nun heftete der Kranke einen langen Blick auf ihn und es schien, als ob er ihn erkenne. Aber seine Lippen bewegten sich nicht. „Armer Tata, wie sehr hatte er sich verändert!“ Der Sohn hätte ihn nie erkannt. Die Haare waren weiß geworden, der Bart war gewachsen, das Gesicht geschwollen und ganz gerötet, mit gespannter und brennender Haut, die Augen waren kleiner, die Lippen wulstig, das Aussehen ganz verändert: nichts war mehr gleich als die Stirne und der Bogen der Augenbrauen. Er atmete mit Mühe. — „Tata, mein Tata!“ — sagte der Knabe. „Ich bin es, kennt Ihr mich nicht? Ich bin Ciccillo, Euer Ciccillo, vom Dorfe hereingekommen, die Mutter hat mich geschickt. Sehet mich doch an, erkennt Ihr mich nicht? Sagt mir nur ein Wort.“

Aber nachdem ihn der Kranke aufmerksam betrachtet hatte, schloß er die Augen.

— „Tata! Tata! was habt Ihr? Ich bin Euer Sohn, Euer Ciccillo.“

Der Kranke bewegte sich nicht mehr und fuhr fort schwer zu atmen.

Nun nahm der Knabe weinend einen Stuhl, setzte sich und wartete, ohne den Blick vom Gesichte seines Vaters abzuwenden. — Ein Arzt wird bald vorbeikommen, wenn er Besuche macht, — dachte er. — Er wird mir etwas sagen. — Und er versenkte sich in seine traurigen Gedanken, erinnerte sich an so vieles von seinem guten Vater, an den Tag der Abreise, als er ihm an Bord des Schiffes das letzte Lebewohl zugerufen hatte, an die Hoffnung, welche die Familie auf diese Reise gesetzt, an die Trostlosigkeit

seiner Mutter bei der Ankunft des Briefes; auch an den Tod dachte er; er sah seine Mutter im Trauerkleide, die Familie im Elend. Und er blieb lange so. Als eine leichte Hand seine Schulter berührte, fuhr er auf: es war eine Nonne. — „Was hat mein Vater?" — fragte er sie rasch. — „Ist es dein Vater?" — fragte die Schwester mit süßer Stimme. — „Ja, meine Mutter sandte mich zu ihm: Was hat er?" — „Mut, Knabe," — antwortete die Schwester; — „bald wird der Arzt kommen." — Und sie entfernte sich, ohne etwas anderes zu sagen. Nach einer halben Stunde hörte er den Ton einer Glocke und sah den Arzt, begleitet von einem Assistenten ins Zimmer treten; die Schwester und ein Krankenwärter folgten ihnen. Sie begannen die Besuche, indem sie bei jedem Bett stehen blieben. Dieses Warten schien dem Knaben eine Ewigkeit und bei jedem Schritt des Arztes wuchs seine Angst. Endlich langte er bei dem benachbarten Bette an. Der Arzt war ein hoher, aber gebeugter Greis mit ernstem Gesicht. Bevor er von dem benachbarten Bette wegging, erhob sich der Knabe und begann zu weinen, als er sich näherte.

Der Arzt betrachtete ihn. — „Es ist der Sohn des Kranken," — sagte die Schwester, — „er ist diesen Morgen aus seinem Dorfe hieher gekommen."

Der Arzt legte ihm eine Hand auf die Schulter, dann neigte er sich auf den Kranken, griff ihm den Puls, berührte ihm die Stirne und stellte einige Fragen an die Schwester, welche antwortete: „Nichts Neues." — Er blieb ein wenig nachdenkend, dann sagte er: — „Fahret fort, wie bisher."

Nun faßte der Knabe Mut und sagte mit weinerlicher Stimme: — „Was hat mein Vater?"

„Fasse Mut, mein Sohn," — antwortete der Arzt, ihm die Hand wieder auf die Schulter legend. — „Er hat die Gesichtsrose. Es ist gefährlich, aber es ist noch Hoffnung vorhanden. Pflege ihn. Deine Gegenwart wird ihm gut thun."

— „Aber er erkennt mich nicht!" — rief der Knabe in hoffnungslosem Tone aus.

— „Er wird dich erkennen .... morgen vielleicht. Hoffen wir das Beste, fasse Mut."

Der Knabe hätte gerne mehr gefragt; aber er wagte es nicht.

Der Arzt ging weiter. Und nun begann er sein Amt als Krankenwärter. Da er nichts weiter thun konnte, so legte er dem Kranken die Decken zurecht, hielt fast immer dessen Hand, scheuchte ihm die Fliegen fort, beugte sich bei jedem Seufzer über ihn und wenn die Schwester zu trinken brachte, nahm er ihr das Glas oder den Löffel aus der Hand und reichte es an ihrer Statt dem Kranken; dieser betrachtete ihn einige Male; aber er gab kein Zeichen, daß er ihn kenne. Doch blieb sein Blick immer länger auf ihm haften, besonders wenn er das Taschentuch an die Augen hielt.

So ging der erste Tag vorüber. Während der Nacht schlief der Knabe auf zwei Stühlen in einem Winkel des Zimmers und am Morgen begann er sein liebevolles Werk wieder. Heute schien es, als ob die Augen des Kranken ein Zurückkehren der Besinnung verrieten. Bei der liebkosenden Stimme des Knaben schien ein unbestimmter Ausdruck von Dankbarkeit in seinen Augen zu glänzen, und einmal bewegte er die Lippen, als ob er etwas sagen wolle. Nach jedem kurzen Schlummer schien es, als suche er seinen kleinen Krankenwärter. Der Arzt, der zweimal vorbeigekommen war, bemerkte eine kleine Besserung. Gegen Abend, als er dem Munde des Kranken ein Glas näherte, glaubte der Knabe auf den geschwollenen Lippen ein leichtes Lächeln schweben zu sehen. Jetzt faßte er neuen Mut und begann zu hoffen. Und in der Hoffnung verstanden zu werden, wenn auch unvollständig, fing er an zu erzählen; er erzählte ihm weitläufig von der Mutter, von den kleinen Schwestern, von der Rückkehr nach Hause, und er ermahnte ihn mit warmen und liebevollen Worten, Mut zu fassen. Und obgleich im Zweifel ob er auch wirklich verstanden werde, erzählte er doch, denn es schien ihm, daß der Kranke, wenn er auch den Sinn der Worte nicht fasse, seine Stimme, diesen ungewohnten Klang voll Zuneigung und Mitgefühl, mit einem gewissen Wohlgefallen anhöre. Und in dieser Weise verstrich der zweite Tag und der dritte und der vierte, während leichte Besserungen mit plötzlichen Rückfällen wechselten; und der Knabe war von seiner Pflege so in Anspruch genommen, daß er nur zweimal des Tages ein wenig Brot und ein Stückchen Käse kaute, welche ihm die Schwester brachte; sonst sah er fast nichts von dem was um ihn vorging, weder die sterbenden Kranken, das plötzliche Herbeilaufen der Schwestern in

der Nacht, das Weinen und die Verzweiflung der Besuchenden, welche ohne Hoffnung fortgingen, noch alle diese schmerzlichen und düstern Scenen eines Tageslaufs im Spital, welche ihn sonst erschreckt und ergriffen hätten. Die Stunden, die Tage gingen vorüber und er war immer bei seinem Tata, aufmerksam, vorsorgend, zitternd bei jedem seiner Seufzer und bei jedem seiner Blicke, ruhelos und in Aufregung zwischen dem Schimmer einer Hoffnung, die ihm die Seele erhob und der bangen Sorge, die ihm das Herz zusammenpreßte.

Am fünften Tage verschlimmerte sich plötzlich der Zustand des Kranken.

Als er den Arzt fragte, schüttelte dieser den Kopf, als wolle er sagen, alles sei zu Ende und der Knabe ließ sich auf den Stuhl sinken, indem er in Schluchzen ausbrach. Immerhin tröstete ihn etwas. Obschon sich der Zustand des Kranken verschlimmerte, glaubte der Knabe zu bemerken, daß er langsam seine Besinnung wieder gewinne. Er betrachtete den Knaben immer fester und mit einem Ausdruck wachsender Zärtlichkeit, wollte von niemand als von ihm einen Trunk oder eine Arznei annehmen und öfters zwang er die Lippen zu einer Bewegung, als wolle er ein Wort aussprechen, und er machte es oft so deutlich, daß der Sohn, von einer plötzlichen Hoffnung belebt, heftig seinen Arm ergriff und ihm mit fast freudigem Ausdruck sagte: — „Mut, Mut, Tata, du wirst genesen, wir werden nach Hause gehen und zu der Mutter zurückkehren, noch ein wenig Mut!

Es war vier Uhr abends, und der Knabe hatte sich gerade einem dieser Stürme von Zärtlichkeit und Hoffnung hingegeben, als er von der Tür des nächsten Zimmers her ein Geräusch von Schritten und dann eine Stimme hörte, nur drei Worte: — „Auf Wiedersehen, Schwester!" — die ihn mit einem unterdrückten Schrei aufspringen machten.

Im gleichen Augenblick trat ein Mann mit einem Bündel in der Hand von einer Schwester gefolgt in das Zimmer.

Der Knabe stieß einen durchdringenden Schrei aus und blieb auf seinem Platze wie angewurzelt.

Der Mann kehrte sich um, betrachtete ihn und stieß auch einen Schrei aus: — „Ciccillo!" — und stürzte auf ihn zu.

Der Knabe fiel erschöpft in die Arme seines Vaters.

Die Schwestern, die Krankenwärter, der Assistent eilten herbei und standen voll Erstaunen da.

Der Knabe konnte kein Wort hervorbringen.

— „O mein Ciccillo!" rief nach einem aufmerksamen Blick auf den Kranken der Vater aus, indem er seinen Sohn küßte und wieder küßte. — „Ciccillo, mein Sohn, wie kommst du hieher!" Sie haben dich an das Bett eines andern geführt. Und ich fürchtete schon dich nicht mehr zu sehen, als mir die Mutter schrieb: ich habe ihn geschickt. Armer Ciccillo! Seit wie viel Tagen bist du hier? Wie war diese Verwechslung möglich? Ich hatte mich binnen kurzem erholt. Ich bin jetzt gesund, weißt du! Und die Mutter? Und Concettella? Und unser Nesthäkchen? Wie geht es ihnen? Ich verlasse nun das Spital. Komm', laß uns gehen. O großer Gott! Wer hätte das je gedacht?"

Der Knabe konnte nur mit Mühe einige Worte stammeln und Nachrichten von der Familie geben. — „O wie bin ich so froh! Welch böse Tage habe ich verlebt!" — und er konnte nicht aufhören seinen Vater zu küssen. Aber er wich nicht von der Stelle. — So komm, — sagte der Vater zu ihm. — Wir können noch heute Abend zu Hause sein. Gehen wir. — Und er zog ihn zu sich.

Der Knabe kehrte sich um und betrachtete seinen Kranken.

— Nun . . . . kommst oder kommst du nicht? — fragte ihn der Vater verwundert.

Der Knabe warf noch einen Blick auf den Kranken, der in diesem Augenblicke die Augen öffnete und ihn fest ansah.

Nun löste es sich von seinem gepreßten Herzen in einem Strom von Worten. — „Nein, Tata, warte . . . nein . . . . ich kann nicht. Da, sieh' den Alten an. Seit fünf Tagen bin ich hier. Er betrachtet mich immer. Ich glaubte, du seiest es. Ich liebte ihn sehr. Er schaut mich an, wenn er trinken will, er will mich immer um sich haben, jetzt geht es ihm sehr schlecht, habe Geduld, ich habe nicht den Mut, ich weiß nicht, es geht mir zu sehr zu Herzen, ich werde morgen nach Hause kommen, laß mich noch ein wenig dableiben, es geht nicht an, daß ich ihn jetzt verlasse, sieh, wie er mich betrachtet, ich weiß nicht wer er ist, aber er

verlangt nach mir, er würde allein sterben, laß mich hier, lieber Tata!"

— „Braver Junge!" rief der Assistent.

Der Vater sah den Knaben verwundert an; dann betrachtete er den Kranken. — „Wer ist's?" fragte er.

— „Ein Bauer wie Ihr," — antwortete der Assistent, „von auswärts gekommen, welcher am gleichen Tag wie Ihr in das Spital eingetreten ist. Sie trugen ihn besinnungslos hieher und er konnte nichts sagen. Vielleicht hat er eine ferne Familie, Söhne. Er wird glauben der eurige sei einer der seinigen."

Der Kranke betrachtete immer den Knaben.

Der Vater sagte zu Ciccillo: — „So bleibe da."

— „Er muß nur noch kurze Zeit bleiben;" murmelte der Assistent.

— „Bleibe," wiederholte der Vater. „Du hast Herz. Ich gehe sofort nach Hause, um die Mutter aller Angst zu entheben. Hier ist ein Thaler für deine Bedürfnisse. Lebe wohl, mein braver Sohn. Auf Wiedersehen."

Er küßte ihn, sah ihm scharf ins Gesicht, küßte ihn noch einmal auf die Stirne und ging.

Der Knabe kehrte zum Bette zurück und der Kranke schien getröstet. Ciccillo fuhr wieder fort den Krankenwärter zu machen, zwar nicht mehr unter Thränen, aber mit der gleichen Sorgfalt, mit der gleichen Geduld wie früher; er gab ihm wieder zu trinken, legte ihm die Decken zurecht, streichelte ihm die Hand und sprach ihm freundlich zu, um ihn zu ermutigen. Er pflegte ihn den ganzen Tag, die ganze Nacht und blieb auch noch den folgenden ganzen Tag bei ihm. Aber des Kranken Zustand verschlimmerte sich immer mehr; sein Gesicht wurde blau, der Atem rascher, die Unruhe wuchs, unartikulierte Laute entflohen seinem Munde, die Geschwulst nahm schrecklich zu. Am Abend sagte der Arzt bei seinem Besuche, daß er die Nacht nicht überleben würde. Und alsdann verdoppelte Ciccillo seine Pflege und verlor ihn keinen Moment aus dem Auge. Und der Kranke betrachtete ihn immerfort, und bewegte noch die Lippen von Zeit zu Zeit mit großer Anstrengung, als ob er etwas sagen wolle, und ein Ausdruck außerordentlicher Zärtlichkeit lag in den Augen, die immer kleiner wurden und sich

mehr und mehr verschleierten. Und diese Nacht wachte der Knabe bei ihm, bis er das erste Dämmerlicht des kommenden Tages sah und die Schwester erschien. Die Schwester näherte sich dem Bette, warf einen Blick auf den Kranken und ging eiligen Schrittes fort. Wenige Augenblicke nachher erschien sie wieder mit dem Assistenten und einem Krankenwärter, der eine Laterne trug.

— „Er liegt in den letzten Zügen," — sagte der Arzt.

Der Knabe ergriff die Hand des Kranken. Dieser öffnete die Augen, betrachtete ihn und schloß sie wieder.

In diesem Augenblick glaubte der Knabe, seine Hand werde gedrückt. — „Er hat mir die Hand gedrückt!" — rief er aus.

Der Arzt blieb einen Augenblick auf den Kranken geneigt, dann erhob er sich. — Die Schwester nahm ein Kruzifix von der Wand. — „Er ist tot!" rief der Knabe.

— „Gehe, mein Sohn," — sagte der Arzt. „Dein heiliges Werk ist zu Ende. Gehe, und das Glück, das du verdienst, sei mit dir. Gott wird dich beschützen. Lebe wohl."

Die Schwester, die sich einen Augenblick entfernt hatte, kehrte mit einem Veilchensträußchen, das sie aus einem Glase auf dem Fenstergesimse genommen hatte, zurück und reichte es dem Knaben, indem sie sagte: — „Ich kann dir nichts anderes geben. Nimm das als Andenken an das Spital."

— „Dank," — sagte der Knabe, indem er mit einer Hand das Sträußchen ergriff und mit der andern die Augen trocknete; — aber ich muß so weit zu Fuß gehen . . . ich würde sie verderben. Und nachdem er das Sträußchen aufgelöst hatte, streute er die Veilchen auf das Bett, indem er sagte: — „Ich lasse sie als Andenken meinem armen Toten. Dank, Schwester. Dank, Herr Doktor." — Dann, indem er sich zum Toten wandte: — „Addio" . . . . — Und während er einen Namen suchte, den er ihm geben könnte, kam ihm vom Herzen der süße Name auf die Lippen, welchen er ihm während fünf Tagen gegeben hatte: — Addio, armer Tata!

Als er dies gesagt hatte, nahm er sein Bündel unter den Arm und langsamen Schrittes, von der Müdigkeit erschöpft, entfernte er sich. Der Tag war angebrochen.

Die Werkstatt.

18. — Samstag.

Precossi kam gestern Abend, um mich zu erinnern, ich solle seine Werkstatt, welche unten in der Straße ist, besuchen, und diesen Morgen, als ich mit meinem Vater ausging, begaben wir uns einen Augenblick dorthin. Als wir uns der Werkstatt näherten, kam Garoffi eiligen Laufes heraus, ein Paket in der Hand, und ließ seinen großen Mantel, der alle seine Siebensachen bedeckt, in der Luft flattern. Ah! nun weiß ich, wo er seinen Hammerschlag maust, den er für alte Zeitungen verkauft, dieser Schacherer Garoffi! Als wir unter die Türe traten, sahen wir Precossi auf einem Haufen von Ziegelsteinen sitzen; er lernte die Lektion, das Buch auf den Knieen. Er erhob sich sofort und hieß uns eintreten; es war ein großer Raum voll Kohlenstaub, die Wände behangen mit Hämmern, Zangen, Eisenstangen und altem, schlechtem Eisen jeder Form; in einem Winkel brannte das Feuer einer Esse, in welche der von einem Knaben gezogene Blasbalg hineinblies. Der Vater Precossi stand beim Ambos und ein Geselle hielt einen Eisenstab ins Feuer. Kaum hatte uns der Schmied erblickt, als er seine Mütze lüftete und ausrief: — „Ah! das ist der brave Knabe, der die Eisenbahnzüge verschenkt! Er ist gekommen, um ein wenig arbeiten zu sehen, nicht wahr? Sein Wunsch soll im Augenblick erfüllt sein.“ — Und indem er dies sagte, lächelte er; er hatte nicht mehr das häßliche Gesicht und die scheelen Augen von früher. Der Geselle reichte ihm einen langen, an einem Ende glühenden Eisenstab und der Schmied legte ihn auf den Ambos. Es sollte einer jener gekrümmten Stäbe für das Geländer am Quai daraus gemacht werden. Der Schmied erhob seinen großen Hammer und begann zu schlagen, indem er den glühenden Teil bald dahin, bald dorthin, gegen die Spitze oder in die Mitte vom Ambos stieß, und ihn auf alle Seiten hin- und herdrehte; und wunderbar war es zu sehen, wie unter den schnellen und regelmäßigen Hammerschlägen das Eisen sich krümmte, sich dehnte, drehte und nach und nach die graziöse Form eines gekräuselten Blumenblattes annahm, als ob man es wie ein Stück Wachs mit der Hand gebildet hätte. Und unterdessen betrachtete uns sein Sohn mit einer gewissen stolzen Miene, als wolle er sagen: — „Seht, wie mein Vater arbeitet!“ — „Hat das Herrchen gesehen, wie

man es macht," fragte mich der Schmied als er fertig war, indem er die Eisenstange, die nun wie ein Bischofsstab aussah, vor mich hin legte. Dann stellte er sie beiseite und stieß eine andere ins Feuer. — „Wirklich gut gemacht," sagte mein Vater zu ihm. Und er fuhr fort: — „Also, . . . man arbeitet, eh? Der gute Wille ist wieder da." — „Er ist zurückgekehrt, ja," — antwortete der Handwerker, indem er den Schweiß abtrocknete und ein wenig errötete. — „Und wissen Sie, wer mir ihn wieder geschenkt hat?" — Mein Vater that, als ob er nicht recht verstehe. — „Dieser brave Knabe, der lernte und seinem Vater Ehre machte, während sein Vater . . . . Hab und Gut durchbrachte und ihn wie ein Tier behandelte. Als ich diese Medaille gesehen hatte . . . Ah! mein kleiner Knirps, komm ein wenig hierher, daß ich dir ins Gesicht sehe! — Der Knabe lief sofort herbei, der Schmied nahm ihn und stellte ihn aufrecht auf den Ambos, indem er ihn unter den Armen hielt, und sagte zu ihm: — „Reinige diesem Rabenvater ein wenig die Stirne." — Und nun bedeckte Precossi das schwarze Gesicht seines Vaters mit Küssen, bis er auch ganz schwarz war. — „So ists recht," — sagte der Schmied und stellte ihn auf die Erde. — „Wahrlich, so ists recht, Precossi!" rief mein Vater lachend. Und nachdem er dem Schmiede und dem Sohne lebewohl gesagt hatte, führte er mich fort. Während ich hinaus trat, sagte Precossi zu mir: — „Entschuldige, — und steckte mir ein Paket Nägel in die Tasche; ich lud ihn ein, in unser Haus zu kommen, um von dort aus den Karneval zu sehen. — Du hast ihm deinen Eisenbahnzug geschenkt, — sagte der Vater auf der Straße zu mir; — aber hätte er auch aus Gold und Edelsteinen bestanden, es wäre noch ein kleines Geschenk gewesen für diesen Sohn, der seinem Vater das Herz zurückgegeben hat.

Der kleine Hanswurst.

20. — Montag.

Die ganze Stadt ist in Bewegung des Karnevals wegen, der seinem Ende entgegen geht; auf jedem Platze erheben sich Buden von Seiltänzern und Ringelrennen; wir haben unter unsern Fenstern einen Cirkus von Leinwand, wo eine kleine venetianische Gesellschaft mit fünf Pferden Vorstellungen giebt. Der Cirkus steht auf der Mitte des Platzes, und in einem Winkel sind drei große Wagen, in

denen die Seiltänzer schlafen und sich ankleiden: Drei Häuschen mit Rädern und Fensterchen und jedes hat einen Kamin, der immer raucht; von Fenster zu Fenster sind Windeln aufgehängt. Da ist eine Frau die ihr Kind säugt, kocht und auf dem Seile tanzt. Arme Leute! Man spricht das Wort Seiltänzer wie einen Schimpf aus, und doch verdienen sie ihr Brot auf ehrliche Weise, indem sie die andern unterhalten; und wie sie arbeiten! Den ganzen Tag laufen sie, zwischen Cirkus und Wagen, nur in dünnen Jacken bei dieser Kälte herum, essen in Eile zwei Bissen und fort gehts wieder, immer auf den Füßen von einer Vorstellung zur andern, und oft, wenn der Cirkus schon gedrängt voll ist, erhebt sich ein Wind, der die Leinwand mit Gewalt wegreißt und die Lichter auslöscht, und um die Vorstellung ist es geschehen. Sie müssen das Geld zurückgeben und den ganzen Abend arbeiten, um die Bude wieder in Stand zu setzen. Es sind auch zwei Knaben dabei, welche arbeiten; mein Vater erkannte den kleinen wieder, als er über den Platz schritt: es ist der Sohn des Besitzers, der gleiche, den wir letztes Jahr in einem Cirkus auf dem Viktor-Emanuel-Platze seine Künste auf dem Pferde ausüben sahen. Er ist gewachsen, wird acht Jahre alt sein und ist ein schöner Knabe, mit dem runden, braunen Gesichtchen eines Straßenjungen, mit vielen schwarzen Locken, die unter seinem kegelförmigen Hute hervorquellen. Er ist als Hanswurst gekleidet, steckt in einer Art weißem, schwarzbesticktem Sack und hat Schuhe von Leinwand. Es ist ein Wildfang. Er gefällt allen, macht alles. Wir sehen ihn am frühen Morgen in einen Shawl eingewickelt, die Milch in sein hölzernes Häuschen tragen; dann holt er die Pferde aus dem Stalle an der Straße Bertola; trägt das kleine Kind auf den Armen, schleppt die Reifen, Böcke, Bretter, Seile herum, reinigt die Wagen, zündet das Feuer an und in den Augenblicken der Ruhe ist er immer an der Seite der Mutter. Mein Vater betrachtet ihn oft vom Fenster aus, und spricht von ihm und den Seinigen, als von braven Leuten, welche die Kinder lieben. Eines Abends gingen wir in den Cirkus; es war kalt und fast niemand hatte sich eingefunden; aber dennoch gab sich der kleine Hanswurst große Mühe, um diese wenigen Leute in guter Laune zu erhalten: er machte Purzelbäume, hing sich an den Schwanz der Pferde, ging ganz allein auf den Händen, die Beine in der Luft, und sang, mit seinem schönen braunen Gesichtchen immer lächelnd; und sein Vater,

der einen roten Frack, weiße Hosen und hohe Stiefel trug und eine Reitgerte in der Hand hatte, betrachtete ihn, aber er war traurig. Mein Vater hatte Mitleid mit ihm und sprach am folgenden Tag mit dem Maler Delis, der uns besuchte. Diese armen Leute arbeiten sich zu Tode und machen so schlechte Geschäfte! Der kleine Knabe gefiel ihm sehr! Was könnte man für sie thun? Der Maler hatte einen guten Gedanken. — Schreibe einen schönen Artikel in die Zeitung, — sagte er, — du der du schreiben kannst: du erzählst Wunder von dem kleinen Hanswurst und ich zeichne sein Bild; alle lesen die Zeitung und wenigstens für ein Mal werden die Leute herbeilaufen. — Und so geschah es. Mein Vater schrieb einen schönen Artikel und erzählte alles, was wir vom Fenster aus sehen und machte den Leuten Lust, den kleinen Künstler kennen zu lernen und zu liebkosen; und der Maler skizzierte ein treffendes, graziöses Bildchen, das Samstag abend veröffentlicht wurde. Und siehe da! Zu der Sonntagsvorstellung drängte sich eine große Menge zum Cirkus. Angekündigt war: ‚Benefizvorstellung des kleinen Hanswurstes,' wie er in der Zeitung genannt war. Mein Vater führte mich auf einen der ersten Plätze. In der Nähe des Einganges hatten sie die Zeitung aufgehängt. Der Cirkus war gestopft voll. Viele Zuschauer hatten die Zeitung in der Hand und zeigten sie dem kleinen Hanswurst, welcher lachend und ganz glücklich bald zu dem einen, bald zum andern sprang. Auch sein Vater war zufrieden. Man kann sich's denken! Keine Zeitung hatte ihm je solche Ehre erwiesen, und die Kasse war ganz voll. Mein Vater saß neben mir. Unter den Zuschauern fanden wir bekannte Personen. Beim Eingang für die Pferde stand der Turnlehrer, der, welcher unter Garibaldi gedient hat; uns gegenüber auf dem zweiten Platz saß das Maurermeisterlein mit seinem runden Gesichtchen, neben der Riesengestalt seines Vaters; . . . . und kaum sah er mich, als er mir das Hasenmäulchen machte. Etwas weiter entfernt sah ich Garoffi, der die Zuschauer zählte und an den Fingern ausrechnete, wie viel die Gesellschaft wohl eingenommen habe. Auf dem ersten Platz, nicht weit von uns enfernt, saß auch der arme Robetti, der das Kind vor dem Omnibus rettete, mit den Krücken zwischen den Knieen, ganz nahe an der Seite seines Vaters, des Artilleriehauptmanns, der ihm eine Hand auf die Schulter legte. Die Vorstellung begann. Der kleine Hanswurst that Wunder auf dem Pferde, auf

dem Trapez und auf dem Seile, und jedesmal wenn er heruntersprang, klatschten alle in die Hände und viele liebkosten ihn. Dann zeigten mehrere andere ihre Künste: Seiltänzer, Taschenspieler und Bereiter, in bunte Lappen gekleidet und von Silber strahlend. Aber wenn der Knabe nicht da war, so schien es, als ob das Publikum sich langweile. Einmal sah ich den Turnlehrer wie er, am Eingang für die Pferde stehend, dem Besitzer des Cirkus etwas ins Ohr sagte, und dieser ließ das Auge sofort über die Zuschauer schweifen, als ob ob er jemand suche. Sein Blick blieb auf uns haften. Mein Vater bemerkte es, erriet, daß der Lehrer gesagt hatte, er sei der Verfasser des Artikels, und um keinen Dank annehmen zu müssen, entfernte er sich, indem er zu mir sagte: — „Bleibe, Heinrich, ich erwarte dich draußen.“ Nachdem der kleine Hanswurst einige Worte mit seinem Vater gewechselt, führte er noch ein Kunststück aus: aufrecht auf dem galoppierenden Pferde wechselte er viermal die Kleidung; er erschien als Pilger, als Matrose, als Soldat und als Seiltänzer, und jedesmal, wenn er an mir vorbeikam, betrachtete er mich. Am Schlusse machte er die Runde mit seinem Hut in den Händen und alle warfen ihm Soldi oder Zuckerwerk hinein. Ich hielt zwei Soldi bereit; aber als er vor mir stand, zog er den Hut schnell zurück, sah mich an und ging vorüber. Ich fühlte mich sehr gekränkt. Warum hatte er mir diese Unhöflichkeit angethan? Die Vorstellung war zu Ende, der Besitzer des Cirkus dankte dem Publikum und die ganze Menge erhob sich und drängte dem Ausgang zu. Ich war in dem Gedräng verloren und schon im Begriffe hinauszugehen, als jemand meine Hand berührte. Ich drehte mich um, es war der kleine Hanswurst mit seinem schönen braunen Gesichtchen und seinen Locken, der mir zulächelte, er hatte die Hände voll Zuckerwerk. Nun verstand ich. „Willst du,“ sagte er zu mir, „Zuckerwerk vom Hanswurstel annehmen?“ Ich nickte ja, und nahm drei oder vier. — „Nun,“ sagte er, „nimm auch einen Kuß.“ „Gieb mir zwei,“ — antwortete ich und neigte mich zu ihm. Er wischte sich mit dem Ärmel das Gesicht, das mit Mehl bestreut war, schlang mir einen Arm um den Hals und gab mir zwei Küsse auf die Wangen, indem er sagte: — „Da nimm, bringe deinem Vater auch einen.“

Der letzte Tag des Karnevals.

21. — Dienstag.

Welch' traurige Scene sahen wir heute am Maskenzuge? Die Sache lief gut ab; aber es hätte ein großes Unglück entstehen können. Auf dem Platze San Carlo, der ganz mit gelben, roten und weißen Guirlanden geschmückt war, sammelte sich eine große Menge; Masken aller Farben tummelten sich; vergoldete und beflaggte Wagen, welche die Form von Zelten, kleinen Theatern und Schiffen hatten, waren voll von Possenreißern, Kriegern, Köchen, Matrosen, Schäferinnen; es war ein Durcheinander, daß man nicht wußte wohin sehen; ein Getöse von Trompeten, Hörnern und Becken, das die Ohren zerriß. Die Maskierten auf den Wagen tranken und sangen, redeten zu den Leuten zu ihren Füßen und zu denen an den Fenstern, welche mit lauter Stimme antworteten, und bewarfen sich wie wütend mit Pomeranzen und Bonbons; und über den Wagen und der Menge, überall wohin das Auge blickte, sah man Fahnen flattern, Helme glänzen, Federbüsche nicken, Köpfe aus Papiermaché sich bewegen, riesige Weiberhauben, ungeheure Cylinder, wunderliche Waffen, kleine Mohrentrommeln mit Schellen, Triangel, rote Mützen und Flaschen: alles schien toll zu sein. Als unser Wagen auf dem Platze ankam, fuhr vor uns ein prächtiger Vierspänner, die Pferde waren mit goldgestickten Decken behangen und mit Guirlanden aus künstlichen Rosen bekränzt. Auf dem Wagen befanden sich vierzehn oder fünfzehn Herren, als Edelleute vom französischen Hofe verkleidet, alle in Seide, glänzend, mit weißen Perücken, den Federhut unter dem Arm, mit dem kleinen Degen, und einem Gewirr von Bändern und Tressen auf der Brust: es war herrlich. Sie sangen mit einander ein französisches Lied und warfen Zuckerwerk unter die Menge, und diese klatschte in die Hände und schrie. Plötzlich sahen wir zu unserer Linken einen Mann, der ein Mädchen von fünf oder sechs Jahren über die Köpfe der Leute emporhob, ein armes Ding, das verzweifelt weinte und die Arme bewegte, als ob es Krämpfe hätte. Der Mann drängte sich gegen den Wagen der Herren, einer derselben beugte sich herab und jener andere sagte laut: — „Nehmen Sie dieses Kind, es hat seine Mutter verloren, halten Sie es auf dem Arm; die Mutter kann nicht weit sein und wird es sehen; es ist nichts anderes zu machen.“ — Der

Herr nahm das Kind auf den Arm; alle hörten auf zu singen; das Kind heulte und sträubte sich; der Herr nahm die Maske herunter; der Wagen fuhr langsam weiter. Unterdessen bahnte sich wie uns nachher gesagt wurde, eine halb wahnsinnige Frau am entgegengesetzten Ende des Platzes mit den Ellenbogen einen Weg durch die Menge, indem sie schrie: — Maria! Maria! Maria! ich habe mein Kindlein verloren. Man hat es mir gestohlen. Sie haben mir mein Kind erdrückt. Und seit einer Viertelstunde gebärdete sie sich wie wahnsinnig und war dem Verzweifeln nahe, rannte bald da, bald dorthin, von der Menge, die ihr keinen Platz machen konnte, immer wieder zurückgedrängt. Der Herr auf dem Wagen hielt indessen das Kind an seine mit Bändern und Tressen geschmückte Brust gedrückt, ließ die Blicke über den Platz schweifen und suchte das arme Wesen zu beruhigen, welches sich das Gesicht mit den Händen bedeckte, und nicht mehr wußte wo es war und schluchzte, daß das Herz einem brechen wollte. Der Herr war gerührt; man sah, daß das Schreien ihm in die Seele ging; alle andern boten dem kleinen Mädchen Pomeranzen und Süßigkeiten an; aber dieses stieß alles zurück, wurde immer ängstlicher, und machte immer krampfhaftere Bewegungen. — „Suchet die Mutter!“ — schrie der Herr der Menge zu, — „suchet die Mutter!“ Alle wandten sich nach rechts und links, aber die Mutter fand man nicht. Endlich, wenige Schritte von der Straße Roma stürzte sich eine Frau gegen den Wagen .... Ach! niemals werde ich sie vergessen! Sie schien kein menschliches Wesen mehr zu sein; die Haare flatterten, das Gesicht war entstellt, die Kleider zerrissen; sie stürzte sich vorwärts, indem sie einen heisern Schrei ausstieß, von dem man nicht wußte, ob es ein Schrei der Freude oder der Angst oder Wut sei, sie streckte die Hände wie Krallen aus, um das Kind zu ergreifen. Der Wagen hielt an. — „Hier ist es,“ — sagte der Herr, reichte ihr das Kind, nachdem er es geküßt hatte und legte es in die Arme seiner Mutter, die es stürmisch ans Herz drückte ... Aber eines der beiden Händchen blieb einen Augenblick zwischen den Händen des Herrn und dieser streifte sich einen goldenen Ring mit einem Diamant vom Finger und steckte ihn mit einer schnellen Bewegung an einen Finger der Kleinen: — „Nimm,“ — sagte er, — es soll deine Aussteuer sein. Die Mutter blieb wie bezaubert stehen, die Menge brach in Beifallsbezeugungen aus, der Herr bedeckte das

Gesicht mit der Maske, seine Gefährten setzten den Gesang fort und der Wagen fuhr langsam weiter, unter einem Sturm von Händeklatschen und Beifallrufen.

Die blinden Knaben.

24. — Donnerstag.

Der Lehrer ist sehr krank und sie schickten heute an seiner Statt den von der vierten Klasse, welcher Lehrer an der Blindenanstalt gewesen ist; er ist der älteste von allen, so weiß, daß es scheint, er trage eine Perücke aus Baumwolle und dabei spricht er, als ob er ein melancholisches Lied sänge; aber er ist gut und weiß viel. Kaum war er in die Schule getreten, so sah er einen Knaben mit einem verbundenen Auge, näherte sich der Bank und fragte ihn, was er habe. — „Gieb acht auf die Augen, Knabe," — sagte er ihm. Und nun fragte ihn Derossi: — „Ist es wahr, Herr Lehrer, daß Sie Lehrer der Blinden gewesen?" — „Ja, mehrere Jahre," — antwortete er. Und Derossi sagte halblaut: — „Bitte erzählen Sie uns etwas davon."

Der Lehrer setzte sich an das Pult.

Coretti sagte laut: — Die Blindenanstalt ist in der Nizzaner Straße.

— „Ihr sagt Blinde, Blinde," — begann der Lehrer, — als ob ihr sagen würdet, Kranke oder Arme, oder was weiß ich. Aber versteht ihr wohl die Bedeutung dieses Wortes? denkt ein wenig darüber nach. Blind! Nichts sehen, niemals! Unfähig den Tag von der Nacht zu unterscheiden, weder den Himmel, noch die Sonne, noch die eigenen Eltern sehen, nichts von dem, was ringsum ist und was man berührt; in ewige Finsternis getaucht sein, wie begraben im Innern der Erde! Versucht ein wenig die Augen zu schließen und zu denken, daß ihr immer so bleiben müsset: sofort ergreift euch eine Angst, ein Schrecken, es scheint euch unmöglich, so bleiben zu können, ihr möchtet schreien und glaubt, daß ihr wahnsinnig werden oder sterben müßtet. Doch .... arme Knaben! wenn man das erstemal in das Blindenhaus eintritt, in der Zeit der Erholung, wenn man von allen Seiten Violinen und Flöten spielen, laut sprechen und lachen hört, wenn man sieht, wie sie mit behenden Schritten die

Treppen erklimmen und herabkommen, ungehindert durch Korridore und Schlafsäle streifen, so würde man nicht glauben, daß sie die Unglücklichen seien, die sie in Wirklichkeit sind. Man beobachte sie aber nur genau. Es giebt Jünglinge von sechszehn bis achtzehn Jahren, kräftig und heiter, welche die Blindheit mit einer gewissen Ungezwungenheit, fast mit einer gewissen Kühnheit tragen; aber man kann in dem unwilligen und stolzen Ausdruck der Gesichter lesen, wie gräßlich sie gelitten haben müssen, bevor sie sich in ihr Unglück ergaben. Da sind andere, mit bleichen, süßen Gesichtern, in welchen man eine große Ergebung bemerkt; aber sie sind traurig und man ahnt, daß sie hie und da im geheimen noch weinen müssen. Ach, meine lieben Söhne! Bedenkt, daß einige von ihnen das Gesicht in wenig Tagen verloren haben, andere nach jahrelangem Märtyrertum, nach vielen schrecklichen Operationen, und daß viele so geboren sind, geboren in einer Nacht, die nie ein Morgenrot für sie hatte, in die Welt getreten wie in ein ungeheures Grab, und die nicht wissen, wie das menschliche Antlitz geschaffen ist! Stellt euch vor, wie viel sie gelitten haben müssen und wie sehr sie noch leiden, wenn sie an den schrecklichen Unterschied denken, der zwischen ihnen und den Sehenden besteht und wenn sie sich dann fragen: — „Warum dieser Unterschied, wenn wir keine Schuld tragen?“ — „Wenn ich, der ich mehrere Jahre unter ihnen gewesen bin, mich an jene Klasse, an alle jene für immer umnachteten Augen, an alle jene Augensterne ohne Blick und ohne Leben erinnere, und dann euch betrachte,“ . . . . so scheint es mir unmöglich, daß ihr nicht alle glücklich seid. Bedenkt: es giebt ungefähr sechsundzwanzigtausend Blinde in Italien! Sechsundzwanzigtausend Personen, die das Licht nicht sehen! Verstanden? — ein Heer, das vier Stunden brauchte, um an unsern Fenstern vorbeizumarschieren!

Der Lehrer schwieg; es herrschte atemlose Stille. Derossi fragte, ob es wahr sei, daß die Blinden ein feineres Gefühl hätten, als wir.

Der Lehrer sprach: — „Es ist wahr. Alle andern Sinne verfeinern sich bei ihnen, eben deshalb, weil sie denjenigen des Gesichtes ersetzen müssen und mehr geübt werden, als von denen, welche sehen. Am Morgen frägt der eine den andern in den Schlafsälen: — „Scheint die Sonne?“ — und der am geschwindesten angekleidet ist, entschlüpft sofort auf den Hof, um die Hand in der Luft zu be-

wegen und zu fühlen, ob er die Wärme der Sonne bemerke und dann läuft er um die frohe Nachricht: — „die Sonne scheint!“ — zu überbringen. Nach der Stimme einer Person machen sie sich eine Vorstellung ihrer Gestalt; wir beurteilen die Seele eines Menschen nach den Augen, sie nach der Stimme; sie erinnern sich Jahre lang an Klang und Ausdruck. Sie bemerken, ob in einem Zimmer mehr als eine Person ist, auch wenn nur eine spricht und die andern sich nicht rühren. Mit dem Tastsinn bemerken sie, ob ein Löffel gut oder schlecht gereinigt sei. Die kleinen Kinder schon unterscheiden gefärbte Wolle von natürlicher. Wenn sie zu zweien durch die Straßen gehen, erkennen sie fast alle Läden am Geruch, auch da, wo wir keine Gerüche wahrnehmen. Sie spielen mit dem Kreisel und indem sie das Surren hören, das er beim Drehen macht, treffen sie ihn ganz genau, ohne je zu fehlen. Sie treiben Reife, spielen Kegel, springen über das Seil, bauen Häuschen aus Steinen, pflücken Veilchen, als ob sie dieselben sehen könnten, sie machen Binsenmatten und Körbchen, flechten Stroh von verschiedenen Farben, sicher und gut, so haben sie ihr Gefühl geübt! Das Gefühl ist ihr Gesicht; eines ihrer größten Vergnügen ist, zu befühlen, zu fassen, die Form der Gegenstände zu erraten, indem sie dieselben betasten. Wenn man sie ins Gewerbemuseum führt, wo sie betasten können was sie wollen, ist es rührend zu sehen, mit welcher Freude sie sich auf die geometrischen Körper, auf die Häusermodelle, auf die Instrumente werfen, mit welchem Vergnügen sie alle diese Sachen anrühren, streifen, in den Händen umkehren, um zu „sehen,“ wie sie gemacht sind. Sie sagen „sehen!“

Garoffi unterbrach den Lehrer, um ihn zu fragen, ob es wahr sei, daß die blinden Knaben besser rechnen lernen, als die andern.

Der Lehrer antwortete: — „Es ist wahr. Sie lernen Rechnen und Lesen. Sie haben eigene Bücher mit erhabenen Buchstaben; sie gleiten mit den Fingern darüber, erkennen die Buchstaben und sprechen die Wörter aus; sie lesen fließend. Und man muß sie sehen, die Armen, wie sie erröten, wenn sie einen Fehler machen. Und sie schreiben auch, doch ohne Tinte. Sie schreiben auf dickes, hartes Papier mit einem Pfriem aus Metall, der so viele Pünktchen macht, als zu einem besondern ABC notwendig sind; diese Pünktchen sind dann auf der Rückseite des Papiers erhaben, so daß sie, wenn sie das Papier umkehren und mit den Fingern über dieses Relief fahren,

das lesen können, was sie oder auch was andere geschrieben haben; und so machen sie Aufsätze und schreiben sich unter einander Briefe. In gleicher Weise machen sie Zahlen und Rechnungen. Kopfrechnungen machen sie mit unglaublicher Leichtigkeit, da sie nicht wie wir von den umgebenden Gegenständen zerstreut werden. Ihr solltet sie sehen, wie sie leidenschaftlich darauf aus sind lesen zu hören, wie sie aufmerksam sind, wie sie sich an alles erinnern, wie sie unter sich Gespräche führen, auch die Kleinen, über Gegenstände aus der Geschichte und Sprache, wie vier oder fünf auf der gleichen Bank sitzen, und der erste mit dem dritten, der zweite mit dem vierten und alle mit einander laut sprechen, ohne daß sich der eine zum andern wendet, ohne ein einziges Wort zu verlieren, — ein so gutes und scharfes Gehör haben sie! Und dem Examen legen sie mehr Wert bei als ihr, ich versichere es euch, und hängen auch mit größerer Liebe an ihrem Lehrer. Sie erkennen ihn am Schritt und am Geruch; sie merken ob er guter oder schlechter Laune ist, ob er wohl oder unwohl ist, aus nichts anderem, als aus dem Ton seiner Stimme; sie wollen, daß der Lehrer sie berühre, wenn er sie ermutigt oder lobt, und sie berühren seine Hände und Arme um ihre Dankbarkeit auszudrücken. Und sie lieben einander, sind gute Kameraden. In der Zeit der Erholung sind fast immer die Gleichen bei einander. In der Abteilung der Mädchen z. B. bilden diese mehrere Gruppen nach dem Instrument das sie spielen, die Violinspielerinnen, die Klavierspielerinnen, die Flötenspielerinnen, und sie verlassen einander nie. Wenn sie einen lieb gewonnen haben, ist es schwer, sie von ihm zu trennen. Sie finden einen großen Trost in der Freundschaft. Sie beurteilen sich richtig unter einander. Sie haben ein feines und tiefes Verständnis für gut und schlecht. Niemand ergötzt sich wie sie an der Erzählung einer großmütigen Handlung oder einer großen That.

Votini fragte, ob sie gut spielten. — „Sie lieben die Musik grenzenlos,“ — antwortete der Lehrer. — „Die Musik ist ihre Freude, ihr Leben. Blinde Kinder, die kaum in die Anstalt getreten sind, können drei Stunden unbeweglich dastehen, um spielen zu hören. Sie lernen leicht, spielen mit Leidenschaft. Wenn der Lehrer einem sagt, daß er keine Anlagen zur Musik habe, so empfindet er einen großen Schmerz, aber er fängt an, aus allen Kräften zu lernen. Ah! wenn ihr die Musik da drinnen hören würdet, wenn ihr sie spielen sehen

würdet, die Stirne erhoben, das Lächeln auf den Lippen, das Gesicht gerötet, vor Rührung zitternd, entzückt diese Harmonieen anhörend, gleichsam den Wiederhall aus der unendlichen Dunkelheit, die sie umgiebt, da würdet ihr fühlen, welch göttlicher Trost in der Musik liegt! Und sie jubeln, glänzen vor Glückseligkeit, wenn ein Lehrer zu ihnen sagt: — „Du wirst ein Künstler werden.“ — Für sie ist der Erste in der Musik derjenige der am besten Klavier oder Violine spielt; wie einen König lieben und verehren sie ihn. Wenn ein Streit zwischen zweien entsteht, gehen sie zu ihm; wenn sich zwei Freunde entzweien, so ist er es, der sie versöhnt. Die Kleinsten, die er spielen lehrt, lieben ihn wie einen Vater. Bevor sie schlafen gehen, sagen ihm alle gute Nacht. Fortwährend sprechen sie von Musik. Noch spät abends im Bette, wenn alle müd vom Lernen und Arbeiten und halb eingeschlafen sind, sprechen sie leise von Opern, Musikern, Instrumenten, Orchestern. Und es ist eine so große Strafe für sie, wenn man ihnen die Lektüre oder die Musikstunde entzieht, sie leiden so sehr darunter, daß man fast nie den Mut hat, sie auf diese Weise zu strafen. Was das Licht für unser Auge ist, das ist die Musik für ihr Herz.

Derossi fragte, ob man nicht hingehen könne, um sie zu sehen. — „Man kann,“ — antwortete der Lehrer; — „aber ihr Knaben sollt jetzt noch nicht hingehen. Ihr werdet später gehen, wenn ihr imstande seid, die ganze Größe dieses Unglücks zu verstehen und das ganze Mitleid zu fühlen, das es verdient. Es ist ein trauriges Schauspiel, meine Söhne. Ihr seht da oft Knaben an einem geöffneten Fenster sitzen und sich der frischen Luft freuen, mit unbeweglichem Gesicht, so daß es scheint, als betrachten sie die große, grüne Ebene und die schönen blauen Berge, die ihr seht ...., und beim Gedanken, daß sie nichts sehen, daß sie niemals etwas von dieser unendlichen Schönheit sehen werden, fühlt euere Seele einen Schmerz, als wäret ihr in diesem Augenblicke selbst blind geworden. Die Blindgebornen, welche die Welt nie gesehen haben, beweinen nichts, weil sie keine Vorstellung von den Sachen haben, und sie erregen weniger Mitleid. Aber es giebt Knaben, die seit wenigen Monaten blind sind, die sich noch an alles gut erinnern, die wohl wissen, was sie verloren haben, und diese empfinden den größten Schmerz, da sie fühlen, wie sich jeden Tag in ihrem Gedächtnis die heiligsten Bilder verdunkeln, wie in ihrer Vorstellung die geliebtesten Personen absterben.

Einer dieser Knaben sagte mir eines Tages mit unaussprechlicher Traurigkeit: — Ich möchte noch einmal das Gesicht zurückerhalten, nur einen Augenblick, um das Antlitz der Mutter, an das ich mich nicht mehr erinnere, wieder zu sehen! — Und wenn die Mutter sie besucht, legen sie ihr die Hände auf das Gesicht, betasten es genau von der Stirne bis zum Kinn und bis zu den Ohren, um zu fühlen wie es beschaffen ist, und sie können es fast nicht glauben, daß sie es nie mehr sehen sollen; sie rufen dieselbe beim Namen, viele, viele Male, wie um sie zu bitten, sie möge, sie solle sich doch nur einmal noch sehen lassen. Wie viele gehen weinend von dort fort, auch Männer mit hartem Herzen! Und beim Fortgehen erscheint es uns wie eine Ausnahme, fast wie ein unverdientes Vorrecht, daß wir die Menschen, die Häuser, den Himmel *sehen* dürfen. O! es ist keiner unter euch, ich bin dessen sicher, der beim Verlassen der Anstalt nicht geneigt wäre, ein wenig vom eigenen Augenlichte zu geben, um wenigstens einen Schimmer allen diesen armen Kindern zu verschaffen, für welche die Sonne kein Licht und die Mutter kein Antlitz hat.

Der kranke Lehrer.

25. — Samstag.

Gestern Abend, als ich aus der Schule heimkehrte, machte ich meinem kranken Lehrer einen Besuch. Vom allzuvielen Arbeiten ist er krank geworden. Fünf Unterrichtsstunden täglich, dann eine Stunde Turnen, dann zwei weitere Stunden Abendschule, das heißt so viel als wenig schlafen, in der Eile essen und vom Morgen bis zum Abend außer Atem sein: er hat seine Gesundheit ruiniert. So sagt meine Mutter. Meine Mutter wartete unten auf mich, ich stieg allein hinauf und traf auf der Treppe den Lehrer mit dem schwarzen Bart an, — Coatti, — denjenigen, der allen Schrecken einjagt und keinen straft; er betrachtete mich mit großen Augen und ahmte zum Spaß die Stimme eines Löwen nach, aber ohne zu lachen. Ich lachte noch, als ich im vierten Stockwerk die Glocke zog; aber ich hörte sofort auf, als mich die Magd in eine ärmliche, halb dunkle Kammer führte, wo der Lehrer war. Er lag in einem kleinen, eisernen Bette; sein Bart war gewachsen. Er legte eine Hand über die Augen, um besser zu sehen und rief mit liebreicher Stimme: „Ah Heinrich!“ Ich näherte

mich dem Bette, er legte mir eine Hand auf die Schulter und sagte: — „Brav, mein Sohn.“ Du hast gut gethan, deinen armen Lehrer zu besuchen. Ich befinde mich sehr schlecht, wie du siehst, mein lieber Heinrich. Und wie geht es in der Schule? Wie gehts deinen Kameraden? Alles gut, nicht? Auch ohne mich. Ihr kommt gleichwohl sehr gut fort, nicht wahr? „ohne euren alten Lehrer?“ — Ich wollte nein sagen; er unterbrach mich: — „Geh, geh, ich weiß schon, daß ihr mich nicht haßt.“ Und er stieß einen Seufzer aus. Ich betrachtete einige Photographieen, die an der Wand aufgehängt waren. — „Siehe!“ — sagte er zu mir — „das alles sind Knaben, die mir in den letzten zwanzig Jahren ihr Bild gegeben haben. Gute Knaben. Das sind meine Erinnerungen. Wenn ich sterben werde, wird mein letzter Blick ihnen gelten, allen diesen Jungen, unter denen ich mein Leben zugebracht habe. Auch du wirst mir deine Photographie bringen, nicht wahr, wenn du die Elementarklassen hinter dir hast?“ — Dann nahm er eine Orange vom Nachttischchen und gab sie mir. „Ich habe dir nichts anderes zu geben,“ sagte er, „es ist das Geschenk eines Kranken.“ Ich betrachtete ihn und mein Herz war betrübt, ich weiß nicht warum. „Höre,“ fuhr er fort, „ich hoffe zu genesen; aber sollte ich nicht mehr gesund werden, so suche dich in der Arithmetik zu vervollkommnen, sie ist deine schwache Seite; — nimm einen Anlauf, denn oft ist es nicht Mangel an Aufmerksamkeit, es ist ein Vorurteil, oder, wie man sagen möchte eine fixe Vorstellung.“ — Indessen atmete er stark, man sah, daß er litt. — „Ich habe ein böses Fieber,“ — seufzte er, — „ich bin halb todt. Ich bitte dich also: Wirf dich auf die Arithmetik, auf die Rechenexempel. Es wird dir das erstemal nicht gelingen! Man ruht ein wenig aus und versucht es wieder. Es gelingt nicht! Wieder ein wenig Ruhe und von vorn angefangen. Und vorwärts, aber ruhig, ohne Übermüdung. Gehe. Grüße mir deine Mutter. Und erklettere diese Treppen nicht mehr, wir werden uns in der Schule wiedersehen. Und sollten wir uns nicht mehr sehen, so erinnere dich zuweilen an deinen Lehrer der dritten Klasse, der dich geliebt hat.“ Bei diesen Worten konnte ich die Thränen nicht mehr zurückhalten. „Beuge das Haupt,“ — sagte er mir. — Ich beugte den Kopf auf das Kissen; er küßte mich auf den Scheitel. Dann sagte er: — „Lebe wohl,“ und wandte das Gesicht gegen die Wand. Und ich flog die Treppen hinab, denn es drängte mich meine Mutter zu umarmen.

Die Strasse.

25. — Samstag.

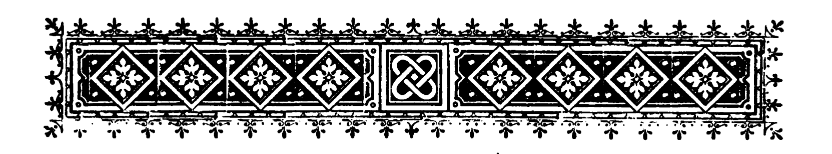
Ich beobachtete dich vom Fenster aus, als du diesen Abend vom Hause des Lehrers zurückkamst: du bist an eine Frau angerannt. Gieb besser acht wie du auf der Strasse gehst. Auch dort giebt es Pflichten. Wenn du deine Schritte und deine Bewegungen in einem Privathause abmissest, warum solltest du nicht das Gleiche auf der Strasse thun, die das Haus aller ist? Denke daran, Heinrich. Jedesmal wenn du einen hinfälligen Greis, einen Armen, eine Frau mit einem Kinde auf dem Arme, einen Krüppel mit Krücken, einen unter seiner Last gebeugten Mann, eine in Trauer gekleidete Familie antriffst, weiche ihnen ehrerbietig aus; wir müssen das Alter, das Elend, die Mutterliebe, die Gebrechlichkeit, die Arbeit, den Tod achten. Wenn Jemand in Gefahr ist von einem Wagen überfahren zu werden, so ziehe ihn weg wenn es ein Kind ist; mache ihn aufmerksam wenn es ein Erwachsener ist; frage immer ein Kind, welches allein ist und weint, was ihm fehle; hebe dem Greis den Stock, den er hat fallen lassen, auf. Wenn zwei Kinder handgemein sind, trenne sie; sind es zwei Männer, so entferne dich, wohne dem Schauspiel der rohen Gewalt nicht bei, es beleidigt und verhärtet das Herz. Und wenn ein Mann gebunden zwischen zwei Wachen vorübergeht, so zeige dich nicht so grausam und neugierig wie die Menge: es kann

ein Unschuldiger sein. Höre auf mit deinen Kameraden zu sprechen und zu lachen, wenn du eine Sänfte des Spitals, die vielleicht einen Sterbenden trägt, oder einen Leichenzug antriffst, denn morgen könnte ein solcher aus deinem Hause kommen. Betrachte mit Teilnahme alle Kinder der Wohlthätigkeitsanstalten, welche zu zwei und zwei vorübergehen: die blinden, die stummen, die rhachitischen, die Waisen, die verlassenen Kinder. Sei immer eingedenk, dass menschliches Unglück und Mitleid an dir vorüberziehen, wenn dir das vor die Augen tritt. Stelle dich immer, als ob du eine abstossende oder lächerliche Missbildung des Körpers nicht sähest. Lösche jeden brennenden oder glimmenden Gegenstand, den du auf deinem Weg findest, aus, denn er könnte jemandem das Leben kosten. Antworte dem Reisenden, der dich nach dem Wege frägt, immer mit Höflichkeit. Lache nicht, wenn du jemandem ins Gesicht siehst, laufe nicht ohne Not zu hastig, schreie nicht. Achte die Strasse. Die Bildung eines Volkes wird vor allem nach dem Betragen, das es auf der Strasse zeigt, beurteilt. Wo du Grobheit auf der Strasse findest, wirst du sie auch in den Häusern finden. Und studiere sie, die Strassen, studiere die Stadt, in der du lebst; wenn du morgen in die Ferne verschlagen würdest, so wärest du froh, sie deinem Gedächtnis gut eingeprägt zu haben, sie in Gedanken ganz durchlaufen zu können, — deine Stadt, — dein kleines Vaterland, — das für dich während

mehreren Jahren deine Welt gewesen ist, — wo du an der Hand deiner Mutter die ersten Schritte gewagt hast, wo du die ersten Eindrücke erhieltst, wo du die ersten Freunde gefunden hast. Diese Stadt ist für dich eine Mutter gewesen, sie hat dich unterrichtet, ergötzt, beschützt. Studiere sie, in ihren Strassen, in ihrem Volke, — und liebe sie, — und wenn du sie beschimpfen hörst, verteidige sie.

Dein Vater.





März.



Die Abendschulen.

2. — Donnerstag.

Gestern Abend führte mich mein Vater in unsere Abteilung Baretti, um die Abendschulen zu sehen. Die Schule war schon ganz erleuchtet und die Arbeiter begannen einzutreten. Als wir ankamen fanden wir den Direktor und die Lehrer in großem Zorn, denn kurz vorher war eine Fensterscheibe durch einen Steinwurf eingeschlagen worden: der Pedell, der hinausgelaufen war, hatte einen Knaben der vorüberging beim Schopf erfaßt; aber dann war Stardi, welcher in dem Hause der Schule gegenüber wohnt, herzugekommen und hatte gesagt: — Dieser ists nicht; ich habe es mit eigenen Augen gesehen; Franti hat den Stein geworfen und zu mir gesagt: — „Wehe dir, wenn du schwatzest!" — aber ich fürchte mich nicht. — Und der Direktor sagte, daß Franti für immer fortgejagt werden solle. Indessen nahmen die Handwerker, die zu zweien, zu dreien mit einander eintraten, meine Aufmerksamkeit in Anspruch; es waren schon mehr als zweihundert beisammen, ich hatte nie gesehen, wie schön eine Abendschule ist! Da waren Knaben von zwölf Jahren an und bärtige Männer, die von der Arbeit zurückkehrten, Bücher und Hefte unter dem Arm mit sich tragend! es waren Zimmerleute, Heizer mit schwarzem Gesicht, Maurer, mit von Kalk weiß gefärbten Händen, Bäckergesellen, die noch Mehl in den Haaren trugen, und es roch nach Firniß, Leder, Pech, Öl, nach allen Handwerken. Es trat auch

eine Abteilung Arbeiter vom Arsenal ein, als Artilleristen gekleidet und von einem Korporal geführt. Alle huschten schnell in die Bänke, hoben den Tritt, auf den wir die Füße stellen, weg, und senkten sofort den Kopf auf die Arbeit. Einige gingen mit offenen Heften zu den Lehrern, um Erklärungen zu erbitten. Ich sah einen jungen, gut gekleideten Lehrer, — das ‚Advokätchen‘, — dessen Pult von vier oder fünf Handwerkern umgeben war und der mit der Feder Korrekturen machte. Ein anderer Lehrer sprach mit einem Färber und lachte, weil ihm dieser ein Heft gebracht hatte, das mit roter und blauer Farbe ganz bemalt war. Auch mein Lehrer war da; er ist wieder gesund, und wird morgen in die Schule zurückkehren. Die Türen der Schulzimmer waren offen. Ich war ganz verwundert, als die Lektionen begannen und ich sah, wie alle unverwandten Auges aufmerkten. Und doch war der größte Teil, sagte der Direktor, um nicht zu spät zu kommen, nicht nach Hause zum Abendessen gegangen und sie waren hungrig. Die Kleinsten indessen wurden nach einer halben Stunde Unterrichts vom Schlafe befallen; einige schliefen, den Kopf auf die Bank gelegt, sogar ein (und der Lehrer weckte sie, indem er sie mit der Feder hinter dem Ohre kitzelte). Aber die Großen, nein! Die waren aufgeweckt; mit offenem Munde, ohne mit den Augen zu zwinkern, hörten sie auf die Lektion; es befremdete mich, in unsern Bänken alle diese bärtigen Männer zu sehen. Wir stiegen auch in das zweite Stockwerk hinauf und ich lief an die Türe meiner Klasse und sah an meinem Platze einen Mann mit einem großen Schnurrbart und einer verbundenen Hand, der sich vielleicht an einer Maschine verletzt hatte; dennoch versuchte er zu schreiben, aber ganz langsam. Aber was mir am meisten gefiel, war, am Platze des Maurermeisterleins, in der gleichen Bank und im gleichen Winkelchen seinen Vater zu sehen, jenen Riesen, der in der engen Bank, die Ellbogen aufgestemmt, das Kinn auf den Fäusten und die Augen auf dem Buche so aufmerksam dasaß, daß er kaum zu atmen wagte. Und es war kein Zufall, er selbst hatte, als er am ersten Abend in die Schule kam, zum Direktor gesagt: — „Herr Direktor, machen Sie mir das Vergnügen, mich an den Platz meines Hasenmäulchens zu setzen;“ — denn immer nennt er seinen Sohn so . . . . Mein Vater hielt mich bis zum Schlusse zurück und dann sahen wir auf der Straße viele Frauen mit Kindern auf dem Arm, die ihre Männer erwarteten und

beim Herauskommen tauschten sie: die Arbeiter nahmen die Kinder auf den Arm und die Frauen ließen sich die Bücher und Hefte geben und so gingen sie nach Hause. Die Straße war für einige Augenblicke voll von Leuten und Geräusch. Dann wurde alles still und wir sahen nichts mehr, als die lange und müde Gestalt des Direktors, der sich entfernte.

Die Eltern der Schüler.

6. — Montag.

Es ist geschehen. — Der schlimme Franti hatte am folgenden Tage Stardi in einer Straße aufgepaßt und war heimtückischer Weise von hinten über ihn hergefallen. Da er größer und stärker ist als Stardi, richtete er ihn übel zu, aber Stardi war nicht verzagt und hatte ihm tüchtig heimgezahlt. Die Umstehenden nahmen Partei für den Angegriffenen und so kam zuletzt Franti schlecht weg und nahm Reißaus, verfolgt von den Scheltworten aller. Heute Morgen nach der Schule holte der Vater Stardi seinen Sohn ab, aus Furcht, dieser möchte Franti noch einmal begegnen; aber Franti, sagt man, werde nicht mehr kommen, weil man ihn ins Gefängnis setzen wird, da er bei dem Streite das Messer gezogen haben soll, das ihm Stardi aus der Hand riß. — Diesen Morgen waren viele Eltern da. Unter andern auch Corettis Vater, der Holzhändler, ganz das Bild des Sohnes, lebhaft, heiter, mit einem spitzen Schnurrbart und einem zweifarbigen Bändchen im Knopfloch. Ich kenne schon fast alle Eltern meiner Mitschüler, da ich sie hier immer sehe. Da ist eine gebeugte Großmutter mit weißer Haube, die, es mag regnen oder stürmen, viermal des Tages ihren Enkel in die erste Klasse begleitet und wieder abholt; sie nimmt ihm immer den Überrock ab, zieht ihm denselben an, zupft ihm die Halsbinde zurecht, stäubt ihn ab, glättet ihn, betrachtet seine Hefte: man sieht, daß sie keinen andern Gedanken hat, daß sie nichts Schöneres auf der Welt kennt. Auch ein Artilleriehauptmann, der Vater Robettis, des Knaben der an Krücken geht, der ein Kind vor dem Überfahren durch einen Omnibus gerettet hat, kommt oft; und allen Gefährten seines Sohnes, die ihn im Vorbeigehen liebkosen, giebt er die Liebkosung oder den Gruß zurück und vergißt keinen; er beugt sich hinab zu allen, und je ärmer und schlechter sie gekleidet sind, um so zufriedener scheint er und dankt ihnen. Hie und

da sieht man auch traurige Vorfälle: ein Herr, der seit einem Monat nicht mehr kam, weil ihm ein Sohn gestorben ist, und der den andern durch die Magd abholen ließ, kam gestern zum erstenmal wieder, und als er die Klasse sah, die Gefährten seines verstorbenen Kleinen, ging er in eine Ecke und brach in heftiges Schluchzen aus, beide Hände vor dem Gesichte, und der Direktor nahm ihn bei dem Arm und führte ihn in sein Zimmer. Es giebt Väter und Mütter, welche die Kameraden ihrer Söhne alle beim Namen kennen. Es kommen Schwestern der benachbarten Schule, Schüler des Gymnasiums, um die Brüder zu erwarten. Da ist auch ein alter Herr, der Oberst war, und wenn ein Knabe auf der Straße ein Heft oder eine Feder fallen läßt, so nimmt er sie auf. Man sieht auch sehr schön gekleidete Damen, welche mit den andern, die nur ein Tuch um den Kopf tragen oder einen Korb am Arm haben, über Schulsachen sprechen und sie sagen: — Ach! die Rechnungen sind dieses Mal schrecklich schwer gewesen! Die Aufgabe für die Grammatikstunde wollte kein Ende nehmen. — Und wenn in einer Klasse ein Kranker ist, so wissen es alle; wenn ein Kranker sich besser befindet, so freuen sich alle. Und gerade diesen Morgen umstanden acht oder zehn Damen und Handwerkersfrauen die Mutter Crossis, die Gemüsefrau, um von ihr Nachrichten über ein armes Kind aus der Klasse meines Bruders zu hören, das im Hofe ihres Hauses wohnt und in Lebensgefahr schwebt. Es ist, als ob die Schule alle gleich und zu Freunden mache.

Nummer 78.

8. — Mittwoch.

Gestern sah ich eine rührende Scene. Seit einigen Tagen betrachtete die Gemüsefrau jedesmal, wenn sie an Derossi vorbeiging, ihn mit einem Ausdruck großer Zuneigung; denn Derossi hat, seitdem er die Entdeckung vom Tintenfaß und dem Gefangenen Numero 78 machte, ihren Sohn Crossi, den mit den roten Haaren und dem lahmen Arme, liebgewonnen und hilft ihm in der Schule die Aufgaben machen, flüstert ihm die Antworten zu, giebt ihm Papier, Federn, Bleistifte: kurz, er behandelt ihn wie einen Bruder, als wolle er ihn für das Unglück seines Vaters, das ihn betroffen hat und das er nicht kennt, entschädigen. Mehrere Tage betrachtete die Gemüsefrau

Derossi und es schien, als könne sie die Augen nicht mehr von ihm abwenden, denn sie ist eine gute Frau, die nur für ihren Knaben lebt; und Derossi, der ihm hilft, der ihn nie im Stiche läßt, Derossi, der ein Herr, der Erste der Schule ist, erscheint ihr wie ein König, wie ein Heiliger. Sie betrachtet ihn immer, als wolle sie ihm etwas sagen und scheue sich doch. Aber gestern Morgen endlich faßte sie Mut, hielt ihn vor einer großen Türe an und sagte zu ihm: — Entschuldigen Sie, kleiner Herr, Sie sind so gut und haben meinen Sohn so lieb, machen Sie mir das Vergnügen, dieses kleine Andenken an eine arme Mutter anzunehmen; — und sie zog aus dem Kräuterkorb eine Schachtel aus weißem, vergoldetem Pappdeckel hervor. Derossi errötete, und weigerte sich etwas anzunehmen, indem er entschlossen sagte: — „Geben Sie es Ihrem Sohne, ich nehme nichts an." — Die Frau war ganz eingeschüchtert und bat um Entschuldigung, indem sie stotterte: — „Ich wollte Sie nicht beleidigen . . . es ist nur Gerstenzucker." Aber Derossi sagte wieder nein, indem er den Kopf schüttelte. — Da nahm sie furchtsam aus dem Korbe ein Büschelchen Rettige und sagte: — „Nehmen Sie wenigstens diese an, sie sind frisch, bringen Sie sie ihrer Mutter." — Derossi lächelte und antwortete: — „Nein, ich danke, ich will nichts, ich werde immer für Crossi thun, was ich kann, aber ich kann nichts annehmen, immerhin danke ich gleichwohl." — „Aber ich habe Sie doch nicht beleidigt?" — fragte die Frau ängstlich. Derossi sagte ihr nein, nein, indem er lächelte und wegging, während sie ganz gerührt ausrief: — „O welch guter Knabe! Ich habe nie einen so braven und schönen Knaben gesehen!" — Und alles schien beendigt. Aber siehe da, um vier Uhr abends kommt anstatt der Mutter Crossis der Vater desselben mit seinem abgezehrten, melancholischen Gesichte. Er hielt Derossi fest und aus der Art und Weise wie er ihn betrachtete, begriff ich sofort, daß er Verdacht habe, Derossi wisse sein Geheimnis; er sah ihn fest an und sagte mit trauriger und liebreicher Stimme zu ihm: — „Sie sind meinem Sohne gut . . . Warum sind Sie ihm so gut?" — Derossi wurde glühend rot. Er hätte antworten mögen: — „Ich bin ihm gut, weil er unglücklich gewesen ist; weil auch Ihr, sein Vater, mehr unglücklich als schuldig gewesen seid und Euer Verbrechen edel gebüßt habt und ein Mann von Herz seid." — Aber es fehlte ihm der Mut, es ihm zu sagen, denn im Innersten fühlte er doch noch

Furcht und Abscheu vor diesem Manne, der das Blut eines andern vergossen hatte, und sechs Jahre im Gefängnis gewesen war. Aber jener erriet alles und indem er die Stimme dämpfte, flüsterte er Derossi fast zitternd ins Ohr: — „Du liebst den Sohn, aber du hassest und verachtest den Vater, nicht wahr?“ — „Ach nein! nein! Im Gegenteil!“ rief Derossi bewegt aus. Und nun machte der Mann eine ungestüme Bewegung, wie um ihm den Arm um den Hals zu legen; aber er wagte es nicht, und statt dessen nahm er mit zwei Fingern eine seiner blonden Locken, zog sie leicht auseinander und ließ sie wieder gehen; dann legte er seine Hand auf den Mund und küßte sie, indem er Derossi mit feuchten Augen ansah, wie um ihm zu sagen, daß dieser Kuß für ihn bestimmt sei. Dann nahm er den Sohn bei der Hand und ging mit schnellen Schritten weg.

Ein kleiner Toter.

13. — Montag.

Der kleine Knabe aus der ersten Klasse, der im Hofe der Kräuterverkäuferin wohnt, der Schulkamerad meines Bruders, ist gestorben. Die Lehrerin Delcati kam am Samstag abend ganz betrübt, um es dem Lehrer mitzuteilen; Garrone und Coretti boten sich sofort an, den Sarg tragen zu helfen. Es war ein braver Knabe, er hatte vorige Woche die Medaille erhalten; er liebte meinen Bruder und hatte ihm eine zerbrochene Sparbüchse geschenkt; meine Mutter liebkoste ihn immer, wenn sie ihn antraf. Er trug eine Mütze mit zwei Streifen von rotem Tuche. Sein Vater ist Packträger bei der Eisenbahn. Am gestrigen Sonntag, abends um halb fünf Uhr, sind wir in sein Haus gegangen um ihn zur Kirche zu begleiten. Seine Eltern wohnen im Erdgeschoß. Im Hofe waren schon viele Knaben mit ihren Müttern, fünf oder sechs Lehrerinnen, und einige Nachbarn. Die Lehrerin mit der roten Feder und die Delcati waren hineingegangen und wir sahen sie an einem offenen Fenster weinen; man hörte die Mutter des Knaben, welche heftig schluchzte. Zwei Damen, Mütter von Schulkameraden des Toten, hatten zwei Blumenkränze gebracht. Punkt fünf Uhr traten wir den Weg zur Kirche an. Zu vorderst ging ein Knabe, der das Kreuz trug, dann ein Priester, dann der Sarg, ein ganz kleiner Sarg, armes Kind! mit einem schwarzen

Tuche bedeckt und ringsum hingen die Blumenkränze der beiden Damen. Auf einer Seite des schwarzen Tuches hatten sie die Medaille und die Ehrenmeldungen, welche sich der Knabe im Laufe des Jahres erworben hatte, befestigt. Garrone, Coretti und zwei Knaben des Hofes trugen den Sarg. Hinter dem Sarge kam zuerst die Delcati, die weinte, als ob der kleine Tote ihr gehöre; hinter ihr die andern Lehrerinnen und hinter den Lehrerinnen die Knaben, unter ihnen einige sehr kleine, die die Totenbahre verwundert betrachteten, in einer Hand Veilchensträußchen trugen und an der andern von ihren Müttern geführt wurden. Ich hörte einen der sagte: — „Und jetzt kommt er nicht mehr in die Schule?" — Als der Sarg aus dem Hofe getragen wurde, hörte man einen verzweifelten Schrei aus dem Fenster: es war die Mutter des Kleinen; aber sofort führte man sie ins Zimmer zurück. In der Straße angekommen trafen wir die Knaben eines Instituts an, die in Doppelreihen vorübergingen und beim Anblick der Bahre mit der Medaille und der Lehrerinnen die Mützen abnahmen. Armer Kleiner, er ging nun für immer, um bei seiner Medaille zu schlafen. Wir werden seine rote Mütze nie mehr sehen. Er war immer gesund; nach kurzer Krankheit von vier Tagen starb er. Den letzten Tag noch zwang er sich aufzustehen, um seine kleine Aufgabe, ein Verzeichnis von Namen, zu machen und er wollte seine Medaille auf dem Bette haben, aus Furcht, man könnte sie ihm rauben. Niemand wird sie dir mehr nehmen, armer Knabe! Addio, addio. Wir werden uns in der Abteilung Baretti immer deiner erinnern. Schlafe in Frieden, lieber Knabe.

Der Vorabend des 14. März.

Der heutige Tag war heiterer als der gestrige. Der dreizehnte März ist der Vorabend der Preisverteilung im Theater Viktor Emanuel, das große und schöne Fest jedes Jahres! Aber dieses Mal werden die Knaben, die auf die Bühne gehen müssen, um die Zeugnisse den Herren zu überbringen, welche die Preise verteilen, nicht mehr aufs Geratewohl gewählt. Der Direktor kam diesen Morgen am Ende der Stunde und sagte: — „Knaben, ich habe eine freudige Nachricht! Dann rief er: „Coraci!" Es ist der Name des Kalabresen. Derselbe erhob sich. — „Willst du unter denen sein, die morgen im Theater

der Behörde die Preise überreichen?" — Der Kalabrese antwortete: „ja." „Gut," sagte der Direktor; „so wird auch ein Vertreter Kalabriens da sein. Das ist schön. Der Stadtrat hat dieses Jahr gewünscht, daß die zehn oder zwölf Knaben, welche die Preise überbringen, Knaben aus allen Teilen Italiens sein und aus den verschiedenen Abteilungen der öffentlichen Schulen genommen werden sollen. Wir haben zwanzig Abteilungen mit fünf Neben-Instituten: siebentausend Schüler; unter einer so großen Zahl war es leicht, für jede Gegend Italiens einen Knaben zu finden. In der Sektion Torquato Tasso fanden sich zwei Vertreter der Inseln: ein Sardinier und ein Sicilianer; die Schule Boncompagni lieferte einen kleinen Florentiner, den Sohn eines Holzschnitzers; in der Sektion Tommaseo ist ein Römer, gebürtig aus Rom selbst; Venetianer, Lombarden, Romagnolen fanden sich etliche; einen Neapolitaner, den Sohn eines Offiziers, giebt die Abteilung Monviso; wir geben einen Genuesen und einen Kalabresen, dich, Coraci. Mit dem Piemontesen sind es zwölf. Das ist schön, nicht war? Eure Brüder aus ganz Italien werden euch die Preise geben. Gebt acht: alle zwölf werden mit einander auf der Bühne erscheinen. Empfanget sie mit mächtigem Beifallssturm. Es sind Knaben wir ihr; aber sie vertreten das Land, als ob sie Männer wären: eine kleine dreifarbige Fahne ist so gut das Symbol Italiens wie eine große, nicht wahr? Spendet also feurigen Beifall. Zeiget, daß auch eure kleinen Herzen entbrennen, daß auch eure jungen Seelen frohlocken vor dem Bilde des Vaterlandes." — Nachdem er das gesagt hatte, entfernte er sich und der Lehrer sagte lächelnd: — „Also, Coraci, du bist der Gesandte Kalabriens." — Nun klatschten alle in die Hände und als wir auf der Straße waren, umgaben wir Coraci, faßten ihn bei den Beinen, hoben ihn in die Höhe und trugen ihn im Triumph umher, indem wir riefen: Hoch lebe der Deputierte Kalabriens! — Das thaten wir aus lauter Freude, es versteht sich, aber nicht um uns über ihn lustig zu machen, im Gegenteil, um ihn zu feiern, aus vollem Herzen, denn er ist ein Knabe, der allen gefällt; und er lächelte. Wir trugen ihn bis an die Straßenecke, wo wir unerwartet auf einen Herrn mit schwarzem Bart stießen, der zu lachen anfing. Der Kalabrese sagte: — „Es ist mein Vater." — Und nun überließen ihn die Knaben dessen Armen und stoben nach allen Seiten auseinander.

Die Preisverteilung.

14. März.

Gegen zwei Uhr war das ganze große Theater gedrängt voll; Parterre, Gallerien, Logen, Bühne, alles wimmelte; Tausende von Gesichtern, Knaben, Damen, Lehrer, Handwerker, Frauen aus dem Volke, Kinder; das war ein Bewegen von Köpfen und Händen, ein Zittern von Federn, Bändern, Locken, ein festliches Gemurmel, das heiter stimmte. Das Theater war ganz mit rotem, weißem und grünem Tuche ausgeschlagen. Im Parterre hatte man zwei Treppen angebracht: eine zur Rechten, über welche die Prämierten auf die Bühne gelangen, eine zur Linken, auf welcher sie herunter kommen sollten, nachdem sie die Preise erhalten. Im Vordergrunde der Bühne stand eine Reihe roter Stühle und an der Lehne des mittelsten hing ein Lorbeerkranz; im Hintergrund der Bühne war eine Trophäe von Fahnen; auf einer Seite ein grünes Tischchen mit allen Preisen, die mit dreifarbigen Bändern gebunden waren. Das Musikcorps befand sich im Parterre vor der Bühne; die Lehrer und Lehrerinnen füllten eine ganze Hälfte der ersten Gallerie, welche für sie reserviert war; die Bänke und die Gänge des Parterre waren von Hunderten von Knaben angefüllt, welche singen sollten und die Notenblätter in den Händen hielten. Hinten und ringsum sah man Lehrer und Lehrerinnen gehen und kommen, welche die Prämierten in eine Reihe stellten, und da waren auch Eltern, welche den Kindern die Haare ordneten und ihre Halsbinden zurecht rückten.

Kaum war ich mit den Meinigen in die Loge getreten, so sah ich in einer Loge uns gegenüber die Lehrerin mit der roten Feder, welche lachte, mit ihren schönen Grübchen in den Wangen, und bei ihr befand sich die Lehrerin meines Bruders und das „Nönnchen“, ganz schwarz gekleidet; auch meine gute Lehrerin der ersten Klasse war da, aber sie sah so blaß aus, die Arme, und hustete so stark, daß man es von einem Ende des Theaters bis zum andern hörte. Im Parterre entdeckte ich sofort Garrones liebes Gesicht, und den kleinen blonden Kopf Nellis, der an Garrones Schulter lehnte. Etwas weiter entfernt sah ich Garoffi, mit seiner Habichtsnase, der sich große Mühe gab, die gedruckten Verzeichnisse der Prämierten zu erhaschen, und er hatte wirklich schon ein großes Bündel beisammen um damit irgend

ein Geschäft zu machen .... was für eins werden wir morgen erfahren. In der Nähe der Türe war der Holzhändler mit seiner Frau, beide festlich gekleidet, mit ihrem Knaben, der einen dritten Preis der zweiten Abteilung hat: ich war ganz verwundert, die Mütze aus Katzenfell und die braune Jacke nicht mehr zu sehen: Dieses Mal war er wie ein Herrchen gekleidet. In einer Gallerie sah ich auf einen Augenblick Votini, mit einem Spitzenkragen; dann verschwand er. In einer ganz besetzten Loge des Prosceniums war der Artilleriehauptmann, der Vater Robettis, des Knaben mit den Krücken, der ein Kind vor dem Überfahren rettete.

Als die Glocke zwei Uhr schlug, spielte die Musik und zu gleicher Zeit stiegen auf den Treppen zur Rechten der Bürgermeister, der Präfekt, der Assessor und der Schulrat und viele andere Herren, alle in Schwarz gekleidet, empor und setzten sich auf die roten Sessel im Vordergrund der Bühne. Die Musik hörte auf. Der Musikdirektor der Schulen trat vor, den Taktstock in der Hand. Auf sein Zeichen erhoben sich alle Knaben im Parterre; auf ein anderes Zeichen begannen sie zu singen. Es waren sechshundert, die ein herrliches Lied sangen; sechshundert Knabenstimmen, welche zusammen singen, wie schön das ist! Alle hörten unbeweglich zu: es war ein süßer, klarer, langsamer Gesang, wie ein Kirchengesang. Als sie schwiegen, klatschten alle Anwesenden Beifall: Dann wurde es sehr still. Die Verteilung der Preise sollte beginnen. Schon war mein kleiner Lehrer der zweiten Klasse mit seinem roten Kopf und den lebhaften Augen auf der Bühne vorgetreten, um die Namen der Prämierten zu lesen. Man erwartete die zwölf Knaben, die eintreten sollten um die Preise zu überbringen. Die Zeitungen hatten schon berichtet, daß es zwölf Knaben aus allen Provinzen Italiens sein würden. Alle wußten es und erwarteten sie, neugierig nach der Türe blickend, durch welche sie eintreten sollten; auch der Bürgermeister und die andern Herren und das ganze Theater verharrten in lautloser Stille.

Plötzlich erschienen sie, gingen eilig auf die Bühne und blieben da in einer Reihe stehen; alle zwölf lächelten. Das ganze Theater, dreitausend Personen, erhoben sich wie mit einem Schlage, in einen Beifallssturm ausbrechend, der dem Rollen des Donners glich. Die Knaben blieben einen Augenblick wie aus der Fassung gebracht. — „Das ist Italien,“ sagte eine Stimme auf der Bühne. Ich erkannte

sofort Coraci, den Kalabresen, schwarz gekleidet wie immer. Ein Herr vom Stadtrat, der bei uns war, kannte sie alle und zeigte sie meiner Mutter: — Jener Kleine, Blonde ist der Repräsentant von Venedig. Der Römer ist jener große, lockige. Zwei oder drei waren als Herrchen gekleidet; die andern waren Söhne von Handwerkern, aber alle gut und reinlich angezogen. Der Florentiner, welcher der kleinste war, hatte eine blaue Schärpe um den Leib. Alle gingen beim Bürgermeister vorbei, der einen nach dem andern auf die Stirne küßte, während ein Herr in seiner Nähe ihm leise und lächelnd die Namen der Städte nannte: — Florenz, Neapel, Bologna, Palermo .... — und bei jedem der vorbeiging, klatschte das ganze Theater in die Hände. Dann gingen alle zum grünen Tischchen, um die Preise zu nehmen, der Lehrer begann das Verzeichnis zu lesen, indem er die Abteilung, die Klasse und den Namen nannte, und die Prämierten begannen hinauf- und wieder hinunterzusteigen.

Kaum waren die ersten hinaufgestiegen, als man hinter der Scene eine sehr sanfte Musik von Geigen hörte, welche während der ganzen Dauer des Verteilens nicht mehr aufhörte eine liebliche und immer gleiche Arie zu spielen, die ein Gemurmel von vielen leisen Stimmen schien, Stimmen von allen Müttern, Lehrern und Lehrerinnen, welche alle zusammen Rat zu geben, zu bitten und liebreiche Vorwürfe zu machen schienen. Und unterdessen gingen die Prämierten einer nach dem andern bei den sitzenden Herren vorbei, welche die Preise überreichten und für jeden ein Wort oder eine Liebkosung hatten. Im Parterre und in der Gallerie klatschten die Knaben jedesmal wenn ein sehr kleiner, oder einer der nach der Kleidung zu schließen arm war, hinaufging, und auch jenen klatschten sie zu, welche lange, lockige Haare hatten, oder weiß und rot gekleidet waren. Es stiegen solche aus der ersten Klasse hinauf, welche, oben angekommen, in Verwirrung gerieten und nicht mehr wußten wohin sie sich wenden sollten, und das ganze Theater lachte. Es war einer dabei, kaum drei Spannen hoch, mit einer großen, rosafarbigen Schleife über der Schulter, der kaum recht gehen konnte, an dem Bodenteppich stolperte und fiel; der Präfekt hob ihn auf und alle lachten und klatschten in die Hände. Ein anderer rollte über die Treppe hinunter, und gelangte so wieder ins Parterre; man hörte Angstgeschrei aber er hatte sich nicht wehe gethan. Gesichter aller Arten gab es da, Gesichter

von Gassenbuben, Gesichter von Zaghaften, andere rotwangig wie Kirschen, welche jedermann ins Gesicht lachten; und kaum ins Parterre niedergestiegen, wurden sie von Väterchen und Mütterchen erhascht und fortgetragen. Als unsere Abteilung an die Reihe kam, ja da hatte ich zu schauen! Da waren viele, die ich kannte. Es kam Coretti, vom Kopf bis zu den Füßen neu gekleidet, mit seinem schönen, heitern Lächeln, das alle seine weißen Zähne sehen ließ: und doch, wer weiß wie viele Zentner Holz er diesen Morgen schon getragen hatte! Als der Bürgermeister ihm den Preis gab, fragte er ihn, woher er das rote Zeichen auf seiner Stirne habe und unterdessen legte er ihm eine Hand auf die Schulter: ich spähte im Parterre nach seinem Vater und seiner Mutter und sah, daß sie den Mund mit der Hand bedeckten und lachten. Dann kam Derossi, ganz blau gekleidet, mit glänzenden Knöpfen, mit seinen goldenen Locken, behend, ungezwungen, mit hoher Stirn, so schön, so sympathisch, daß ich ihm hätte einen Kuß schicken mögen, und alle die Herren wollten mit ihm sprechen und ihm die Hände drücken. Nun rief der Lehrer: — „Giulio Robetti!“ — und man sah den Sohn des Artilleriehauptmanns vorwärts kommen. Hunderte von Knaben kannten den Vorfall, die Nachricht verbreitete sich in einem Augenblicke in der Versammlung, ein Sturm von Beifall und Rufen brach los, von dem das Theater erbebte; die Männer standen auf, die Damen schwenkten die Taschentücher und der arme Knabe, mitten auf der Bühne angekommen, hielt an, bestürzt und zitternd .... Der Bürgermeister zog ihn an sich, gab ihm den Preis und einen Kuß, löste den Lorbeerkranz von der Stuhllehne und hing sie ihm an das Querstück der Krücken .... Dann begleitete er ihn bis zur Loge des Prosceniums, wo der Hauptmann, sein Vater, war und dieser hob ihn mit beiden Armen in die Höhe, und setzte ihn hinein, unter einem unbeschreiblichen Rufen von Bravo und Lebehoch. Und unterdessen spielte die sanfte und liebliche Musik der Geigen weiter und die Knaben folgten sich: die der Abteilung Della Consolata, fast alles Kaufmannssöhne; die der Abteilung Di Vanchiglia, Söhne von Handwerkern, diejenigen der Abteilung Boncompagni, von denen viele Bauernkinder sind; die der Schule Rayneri, welche die letzte war. Kaum war alles zu Ende, so sangen die sechshundert Knaben im Parterre ein anderes, sehr schönes Lied; dann sprach der Bürgermeister und nach ihm der Assessor, der am Schlusse seiner Rede

zu den Knaben sagte: — . . . . „Aber gehet nicht von hier fort, ohne denjenigen einen Gruß geschickt zu haben, welche für euch so viel arbeiten, welche euch alle Kräfte ihrer Intelligenz und ihres Herzens gewidmet haben, welche für euch leben und sterben." Dort sind sie! — Und er zeigte auf die Gallerien der Lehrer. Und nun erhoben sich alle Knaben der Gallerien, der Logen, des Parterre, und streckten die Hände rufend gegen die Lehrerinnen und Lehrer, welche antworteten, indem sie sich erhoben und gerührt mit den Händen, den Hüten, den Taschentüchern winkten. Nachher spielte die Musik noch einmal und das Publikum schickte den in einer Reihe stehenden Knaben aller Provinzen, welche ihre Hände ineinandergeschlungen hatten, einen letzten, donnernden Gruß zu unter einem Regen von Blumensträußen.

Streit.

20. — Montag.

Und doch, nein, es geschah nicht aus Neid darüber, daß er einen Preis erhielt und ich keinen, daß ich mich diesen Morgen mit Coretti heftig zankte! Es war nicht aus Neid. Aber ich hatte doch unrecht. Der Lehrer hatte ihn neben mich gesetzt; ich schrieb in mein Schreibheft, er stieß mich mit dem Ellbogen, so daß ich einen Klecks machte und auch die Erzählung „Romagnolisches Blut" befleckte, die ich für das „Maurermeisterlein", das krank ist, abschreiben mußte. Ich wurde zornig und sagte ihm ein häßliches Wort. Er antwortete mir lächelnd: — „Ich habe es nicht absichtlich gethan." — Ich hätte ihm glauben sollen, da ich ihn kenne; aber es gefiel mir nicht, daß er lächelte und ich dachte: — „O! jetzt da er den Preis erhalten hat, wird ihm der Kamm geschwollen sein!" — und kurz nachher gab ich ihm, um mich zu rächen, einen heftigen Stoß, der ihm eine ganze Seite verdarb. Jetzt, ganz rot vor Zorn, sagte er zu mir: — „Du freilich hast es absichtlich gethan!" — und erhob den Finger, — der Lehrer sah her — Coretti zog den Finger zurück. Aber er sagte: — „Ich erwarte dich draußen!" — Ich schämte mich, die Wut hörte auf zu kochen, ich bereute. Nein, Coretti konnte es nicht absichtlich gethan haben. Er ist gut, dachte ich. Ich erinnerte mich an damals, als ich ihn in seinem Hause sah, wie er arbeitete, wie er seiner kranken Mutter beistand, und dann welche Freude ich ihm in unserm Hause

bereitet und wie er meinem Vater gefallen hatte. Wie viel hätte ich gegeben, jenes Wort nicht gesagt, ihm diesen Schimpf nicht angethan zu haben. Und ich dachte an den Rat, den mir mein Vater geben würde: — „Hast du unrecht?" — „Ja." — „Also bitte um Verzeihung." — Aber dies zu thun hatte ich nicht den Mut, ich schämte mich, mich zu erniedrigen. Ich betrachtete ihn verstohlen, sah, daß seine Jacke an der Schulter zerschlissen war, vielleicht weil er zu viel Holz getragen hatte und ich fühlte, daß ich ihm gut sei und sagte mir: — „Mut!" — aber das Wort: — „Verzeih mir," — blieb mir in der Kehle stecken. Er sah mich von Zeit zu Zeit von der Seite an und schien mir mehr gekränkt als zornig zu sein. Aber dann betrachtete auch ich ihn trotzig, um zu zeigen, daß ich keine Furcht habe. Er wiederholte: — „Wir werden uns draußen sehen!" — Und ich: — „Wir werden uns draußen sehen!" — Aber ich dachte an das, was mir mein Vater einmal gesagt hatte: — „Wenn du unrecht hast, verteidige dich, aber schlage nicht!" — Und ich sagte zu mir selbst: — „Ich werde mich verteidigen, aber ich werde nicht schlagen." Aber ich war unzufrieden, traurig und hörte selbst den Lehrer nicht mehr. Endlich kam der Augenblick, wo wir hinausgingen. Als ich allein in der Straße war, sah ich daß er mir folgte. Ich hielt an und erwartete ihn, das Lineal in der Hand. Er näherte sich, ich erhob das Lineal. — „Nein, Heinrich," sagte er, mit seinem guten Lächeln, das Lineal mit der Hand wegschiebend, — „seien wir wieder Freunde, wie bisher." — Ich blieb einen Augenblick verwundert und dann war es mir als gebe eine Hand mir einen Stoß auf die Schulter und ich befand mich in seinen Armen. Er küßte mich und sagte: — „Keine Rauferei zwischen uns, nicht wahr?" — „Nie mehr! nie mehr!" — antwortete ich. Und wir trennten uns zufrieden. Aber als ich zu Hause ankam und meinem Vater alles erzählte, da ich glaubte, ihm Vergnügen zu machen, machte er ein finsteres Gesicht und sagte: — „du hättest zuerst ihm die Hand reichen sollen, da du unrecht hattest." Dann sagte er: — „Du solltest nicht das Lineal gegen einen Kameraden erheben, der besser ist als du, gegen den Sohn eines Soldaten!" Und er riß mir das Lineal aus der Hand, brach es in zwei Stücke und warf es gegen die Wand.

Meine Schwester.

24. — Freitag.

Warum, Heinrich, bist du, nachdem dich unser Vater schon getadelt hatte, weil du dich gegen Coretti so schlecht betragen, nun auch gegen mich so unartig gewesen? Du kannst dir nicht vorstellen, welchen Schmerz ich empfand. Weisst du nicht, dass, als du noch ein ganz kleines Kind warst, ich Stunden und Stunden lang an deiner Wiege stand, anstatt mich mit meinen Gefährtinnen zu belustigen, und dass, wenn du krank warst, ich jede Nacht aus dem Bette stieg, um zu fühlen, ob deine Stirne fieberheiss sei? Weisst du es nicht, der du deine Schwester beleidigst, dass, wenn ein schreckliches Unglück uns treffen sollte, ich Mutterstelle an dir vertreten und dich lieben würde wie einen Sohn? Weisst du nicht, dass, wenn unser Vater und unsere Mutter nicht mehr sein werden, ich dann deine beste Freundin bin, die einzige, mit der du von unsern Toten und deiner Kindheit sprechen kannst, und die, wenn es nötig wäre, für dich arbeiten würde, Heinrich, um für dich Brot zu verdienen, um dir zum Studium zu verhelfen? dass ich dich immer lieben werde, wenn du gross sein wirst, dass meine Gedanken dir folgen werden, wenn du weit fortgehen wirst, — immer, denn wir sind mit einander aufgewachsen und haben das gleiche Blut. O Heinrich, sei sicher, wenn du ein Mann sein wirst, wenn dir ein Unglück begegnet, wenn du allein bist, gewiss, dann wirst du zu mir kommen

und mir sagen: — „Silvia, Schwester, lass mich ein wenig bei dir bleiben, sprechen wir von den Zeiten, in denen wir noch glücklich waren, erinnerst du dich? sprechen wir von unserer Mutter, von unserem Hause, von jenen schönen, längst entflohenen Tagen.“ O Heinrich, du wirst bei deiner Schwester immer offene Arme finden. Ja, lieber Heinrich, und verzeihe mir auch den Vorwurf, den ich dir jetzt mache. Ich werde mich nicht an ein Unrecht erinnern, das du mir je gethan, und wenn du mir auch noch mehr Schmerz bereiten würdest, was liegt daran? du wirst dennoch stets mein Bruder bleiben, ich werde mich an nichts mehr erinnern, als dass ich dich als kleines Kind auf meinen Armen getragen, Vater und Mutter mit dir geliebt, dich wachsen gesehen habe, während so vieler Jahre deine treueste Gefährtin gewesen bin. Aber du wirst mir ein gutes Wort in dieses gleiche Heft schreiben und ich werde vor abend zu dir kommen, um es zu lesen. Unterdessen habe ich für dich, um dir zu zeigen, dass ich dir nicht böse bin und da ich gesehen habe, dass du müde warst, die monatliche Erzählung „Romagnolisches Blut“, die du für das kranke Maurermeisterlein kopieren solltest, abgeschrieben, suche sie im linken Fache deines Tischchens; ich habe alles in dieser Nacht geschrieben, während du schliefest. Schreibe mir ein gutes Wort, Heinrich, ich bitte dich.

Deine Schwester Silvia.

Ich bin nicht würdig, dir die Hände zu küssen. Heinrich.

Romagnolisches Blut.

(Monatliche Erzählung.)

Heute war das Haus Ferruccios ruhiger als gewöhnlich. Der Vater, der einen kleinen Krämerladen hatte, war nach Forli gegangen um Einkäufe zu machen, und seine Frau hatte ihn mit Luigina begleitet, einem Mägdlein, das sie zum Arzte führte, um sein krankes Auge operieren zu lassen; sie konnten vor dem nächsten Morgen nicht zurück sein. Es war nahe an Mitternacht. Die Frau, welche den Tag über die Dienste verrichtet hatte, war gegen Dämmerzeit fortgegangen. Im Hause blieben nur die Großmutter mit gelähmten Beinen und Ferruccio, ein Knabe von dreizehn Jahren zurück. Es war eine Hütte mit nur einem Erdgeschoß, an der Straße gelegen, einen Flintenschuß weit von einem Dorfe, nicht sehr weit von Forli, einer Stadt in der Romagna; in der Nähe gab es nur ein unbewohntes Haus, welches zwei Monate vorher von einer Feuersbrunst zerstört worden war, und an welchem man noch das Schild eines Wirtshauses sah. Hinter dem Häuschen befand sich ein kleiner Gemüsegarten, von einem Zaun umgeben, durch welchen ein roh gearbeitetes Türchen führte; die Türe des Ladens, die auch als Haustüre diente, ging auf die Straße. Ringsherum breitete sich die Landschaft aus, weite, angebaute mit Maulbeerbäumen bepflanzte Felder.

Mitternacht war nahe, es regnete, der Wind wehte. Ferruccio und die Großmutter befanden sich noch wach im Wohnzimmer; zwischen diesem und dem Garten war ein kleines Zimmer mit alten Möbeln. Ferruccio war erst um elf Uhr, nach einer Abwesenheit von vielen Stunden, nach Hause gekommen und die Großmutter hatte ihn, von Angst gequält, schlaflos erwartet. Sie saß in einem breiten Armstuhl, auf dem sie den ganzen Tag und oft auch die ganze Nacht zubringen mußte, festgebannt, da sie sich wegen Atembeklemmungen nicht ins Bett legen konnte.

Es regnete und der Wind schlug die Tropfen gegen die Scheiben; die Nacht war rabenschwarz. Ferruccio war müde, beschmutzt, mit zerrissener Jacke heimgekehrt, das blutunterlaufene Zeichen eines Steinwurfes auf der Stirne; er hatte mit seinen Gefährten Steine geworfen, sie waren einander in die Haare geraten,

wie gewöhnlich, und zum Schlusse hatte er gespielt und alle seine Soldi verloren und die Mütze in einem Graben gelassen.

Obgleich das Gemach nur von einem kleinen Öllichte, welches in der Nähe des Sessels auf einer Tischecke stand, erleuchtet war, so hatte die arme Großmutter sogleich gesehen, in welch' erbärmlichem Zustand sich ihr Enkel befand und zum Teil seine liederlichen Streiche erraten, zum Teil hatte er sie gebeichtet.

Sie liebte diesen Knaben von ganzem Herzen. Als sie alles wußte, fing sie an zu weinen.

— Ach! — sagte sie dann, nach langem Schweigen; — nein — du hast kein Herz für deine arme Großmutter. Du hast kein Herz, sonst würdest du die Abwesenheit deines Vaters und deiner Mutter nicht benützen, um mir solchen Schmerz zu bereiten. Den ganzen Tag hast du mich allein gelassen! Du hast nicht das geringste Mitleiden mit mir! Nimm dich in acht, Ferruccio! Du wandelst auf schlechten Wegen, die dich zu einem traurigen Ende führen. Ich habe schon andere gesehen, die anfingen wie du und ein böses Ende nahmen. Zuerst läuft man vom Hause weg, fängt mit den andern Knaben Streit an, verspielt seine Soldi und dann nach und nach geht es von den Steinen zum Messer, vom Spiel zu andern Lastern und von diesen . . . . zum Diebstahl.

Ferruccio hörte zu; in einer Entfernung von drei Schritten stand er an einen Speiseschrank angelehnt, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Stirne gerunzelt, noch ganz heiß vom Zorn des Streites. Ein Büschel schöner, kastanienbrauner Haare hieng ihm über die Stirne und die himmelblauen unbeweglichen Augen.

— Vom Spiel zum Diebstahl, — wiederholte die Großmutter, indem sie zu weinen fortfuhr. — Denke daran, Ferruccio. Denke an das unglückliche Beispiel unseres Dorfes, an Vito Mozzoni, der jetzt in der Stadt ein Herumstreicher ist; der im Alter von vierundzwanzig Jahren schon zweimal im Gefängnis war und dessen Mutter aus Herzeleid starb — die arme Frau, ich kannte sie, und sein Vater ist aus Verzweiflung in die Schweiz geflohen. Denke an dieses traurige Subjekt, das zu grüßen dein Vater sich schämt; immer steckt es in Gesellschaft von Bösewichtern, die noch schlimmer sind als er und eines Tages wird er auf den Galeeren sein Leben beschließen. Ja, ich habe ihn als Knaben gekannt, er hat begonnen

wie du. Denke, daß du deinem Vater und deiner Mutter ein gleiches Ende bereitest, wie er den seinigen.

Ferruccio schwieg. Er hatte kein verdorbenes Herz, gar nicht; sein zügelloses Leben rührte mehr von allzugroßer Lebhaftigkeit und Kühnheit her, als aus schlechtem Herzen; und sein Vater hatte ihn gerade dadurch verzogen, daß er ihm die Zügel frei ließ, sich mit der Überzeugung beruhigend, daß der Knabe im Grunde ein besseres Gemüt habe und auch, wenn es darauf ankomme, einer großen und edelmütigen Handlung fähig sei; so hoffte er, daß er von selbst auf den rechten Weg kommen werde. Er war eher gut als verdorben, aber halsstarrig und verschlossen. Auch jetzt, als ihm das Herz zusammengepreßt war von Reue, und er im Begriffe stand um Verzeihung zu bitten, konnte er die schönen Worte nicht über seine Lippen bringen: Ja, ich habe unrecht, ich werde es nicht mehr thun, verzeihe mir. Oft war seine Seele voll weicher Gefühle; aber der Stolz ließ sie ihn nicht aussprechen.

— Ah! — Ferruccio! — fuhr die Großmutter fort, da sie ihn so stumm sah. — Nicht ein Wort der Reue sagst du mir? Du siehst in welchem Zustande ich bin; man könnte mich gleich begraben. Du solltest nicht das Herz haben, mir wehe zu thun, die Mutter deiner Mutter weinen zu machen, deine arme Großmutter, die so alt und ihrem letzten Tage so nahe ist, die dir immer gut war; die dich ganze Nächte hindurch wiegte, als du ein Kindlein von wenig Monaten warest, und die nichts aß, um sich für dich einen Bissen vom Munde abzusparen, du weißt es nicht! Ich sagte immer: — Das Kind wird mein Trost sein! — Und jetzt kränkst du mich zu Tode! Ich würde gerne dieses Stückchen Leben hingeben, könnte ich dich wieder gut und gehorsam sehen, wie in jenen Tagen .... als ich dich zur Kirche führte, erinnerst du dich, Ferruccio! wie du mir die Taschen mit kleinen Steinen und Blumen fülltest und ich dich in meinen Armen eingeschlafen nach Hause trug? Damals warst du deiner armen Großmutter gut. Und jetzt, da ich gelähmt bin, da mir deine Zuneigung nötig wäre, wie die Luft zum Atmen, da ich sonst nichts auf der Welt habe, ich arme, halbtote Frau, mein Gott! mein Gott! ....

Ferruccio war im Begriffe, von der Bewegung besiegt, sich der Großmutter an den Hals zu werfen, als er im benachbarten

Zimmerchen, das auf den Gemüsegarten ging, ein leichtes klirrendes Geräusch zu hören glaubte. — Aber er wußte nicht, ob der Wind die Fensterflügel bewege, oder ob es etwas anderes sei.

Er lauschte.

Der Regen prasselte an die Fenster.

Das Geräusch wiederholte sich. Auch die Großmutter hörte es. — Was ist das? — fragte sie nach einem Augenblick beunruhigt.

— Der Regen, — murmelte der Knabe.

— Also, Ferruccio, — sagte die Alte, indem sie sich die Augen trocknete, versprichst du mir, daß du gut sein wirst, daß du deine arme Großmutter nicht mehr weinen machen wirst ....

Ein neues, leichtes Geräusch unterbrach sie.

— Aber das scheint nicht der Regen zu sein! — rief sie erbleichend aus — ... geh' und sieh' nach!

Aber sofort sagte sie: — Nein, bleibe da! — und ergriff Ferruccio an der Hand.

Beide hielten den Atem an. Sie hörten nichts als das Rauschen des Wassers.

Dann schauerten beide zusammen.

Es hatte ihnen geschienen, als hätten sie im Zimmerchen Fußtritte gehört.

— Wer ist da? — fragte der Knabe, mit gepreßtem Atem.

Niemand antwortete.

— Wer ist's? — rief Ferruccio wieder, vor Angst fast starr.

Aber kaum hatte er das Wort gesprochen, als beide einen Schreckensruf ausstießen. Zwei Männer waren ins Zimmer gesprungen; der eine ergriff den Knaben und preßte ihm die Hand auf den Mund; der andere würgte die Alte an der Kehle; der erste sagte: — Still, wenn du nicht sterben willst! — der zweite: — Schweiget! — und hob das Messer. Jeder hatte vor dem Gesichte ein dunkles Taschentuch mit zwei Löchern für die Augen.

— Einen Augenblick hörte man nichts als das unterdrückte Atmen von allen vieren und das Plätschern des Regens; die Alte röchelte leise und ihre Augen waren aus den Höhlen getreten.

Der, welcher den Knaben hielt, sagte ihm ins Ohr: — Wo hat dein Vater das Geld?

Der Knabe antwortete mit leiser Stimme und mit den Zähnen klappernd: Dort .... im Schrank.

— Komm mit, sagte der Mann. Und er schleppte ihn ins Zimmer, indem er ihm die Kehle zusammendrückte. Dort stand eine Blendlaterne auf dem Boden.

— Wo ist der Schrank? — fragte er. Der Knabe, halb erstickt, bezeichnete den Schrank. Nun, um sicher zu sein, warf ihn der Mann vor dem Schrank auf die Knie, preßte ihm den Kopf zwischen die Beine, um ihn zu erwürgen, falls er schrie und die Laterne in der Hand, nahm er mit der andern ein spitzes Eisen, stieß es ins Schloß, drückte, erbrach es, öffnete die Türen, warf alles durcheinander, füllte sich die Taschen, schloß, öffnete wieder, durchstöberte den Schrank noch einmal: dann faßte er den Knaben wieder fester und stieß ihn ins Zimmer, wo der andere die Alte noch fest hielt, welche in Krämpfen lag und den Kopf mit offenem Munde rückwärts gedreht hatte.

Mit leiser Stimme fragte dieser: — Gefunden?

Der Gefährte antwortete: — Gefunden. Und fuhr fort: — Sieh' nach dem Ausgange. Der welcher die Alte hielt, lief zur Türe gegen den Garten, um nachzusehen, ob niemand da sei und sagte dann von der kleinen Kammer aus mit einer Stimme, die wie ein Pfiff tönte: — Komm.

Der, welcher zurückgeblieben war und Ferruccio noch hielt, zeigte dem Knaben und der Alten, welche die Augen wieder öffnete, das Messer und sagte: — Keinen Laut oder ich kehre zurück und schneide euch die Kehle ab.

Und er sah beide einen Augenblick fest an.

In diesem Augenblick hörte man von weitem auf der Straße einen Gesang vieler Stimmen.

Der Dieb wandte den Kopf schnell gegen den Ausgang und bei dieser raschen Bewegung fiel ihm das Tuch vom Gesichte.

Die Alte stieß einen Schrei aus: — Mozzoni!

— Verdammt! — heulte der erkannte Dieb. — Du mußt sterben!

Und mit erhobenem Messer näherte er sich der Alten, welche in Ohnmacht sank.

Der Mörder führte den Stoß.

Aber mit einer raschen Bewegung hatte sich Ferruccio, einen verzweifelten Schrei ausstoßend, auf die Großmutter gestürzt und sie mit dem eigenen Körper bedeckt.

Der Mörder floh, indem er an den Tisch stieß und das Licht umstürzte, welches erlosch.

Der Knabe glitt langsam an der Großmutter herunter und fiel auf die Knie und in dieser Stellung blieb er die Arme um ihren Leib geschlungen und den Kopf an ihrem Busen.

Einige Augenblicke verstrichen; dichte Finsternis herrschte; der Gesang der Bauern entfernte sich nach dem Felde hin. — Die Alte kam wieder zur Besinnung.

— Ferruccio! — rief sie mit kaum verständlicher Stimme, indem ihr die Zähne klapperten.

— Großmutter, — antwortete der Knabe.

Die Alte machte eine Anstrengung, um zu sprechen; aber der Schreck lähmte ihr die Zunge.

Sie blieb einen Augenblick still und zitterte heftig.

Dann gelang es ihr zu fragen: — Sind sie nicht mehr da?

— Nein.

— Sie haben mich nicht ermordet, — murmelte die Alte mit erstickter Stimme.

— Nein, Ihr seid gerettet, — sagte Ferruccio mit dünner Stimme. Ihr seid gerettet, liebe Großmutter. Sie haben das Geld fortgetragen. Aber der Vater . . . . hatte ja fast alles mit sich genommen.

— Die Großmutter atmete auf.

— Großmutter, — sagte Ferruccio, immer noch auf den Knien, sie um den Leib haltend, — liebe Großmutter . . . . ihr seid mir gut, nicht wahr?

— O Ferruccio! mein armer Sohn! — antwortete diese, indem sie ihm die Hände auf den Kopf legte, — welchen Schreck mußt du ausgestanden haben! O barmherziger Gott! Zünde ein wenig Licht an . . . . Nein, bleiben wir lieber im Dunkeln, ich habe noch Furcht.

— Großmutter, — fuhr der Knabe fort, — ich habe Euch oft beleidigt . . . — Nein Ferruccio, rede nicht so, ich denke nicht mehr daran, ich habe dich so gern!

— Ich habe Euch immer weh gethan, — fuhr Ferruccio fort, mühsam und mit zitternder Stimme; — aber .... ich habe Euch immer lieb gehabt. Verzeiht Ihr mir? ... Verzeiht mir, Großmutter.

— Ja, mein Kind, ich verzeihe dir, ich verzeihe dir von ganzem Herzen. Wie sollte ich dir nicht verzeihen? Stehe auf, mein Kind. Ich werde dich nie mehr schelten. Du bist gut, du bist so gut! Wir wollen ein Licht anzünden. Wir wollen Mut fassen. Erhebe dich, Ferruccio.

— Dank, Großmutter, — sagte der Knabe mit immer schwächerer Stimme. — Nun .... bin ich zufrieden. Ihr werdet mich nicht vergessen, Großmutter, ... nicht wahr? Ihr werdet immer meiner gedenken; ... Eures Ferruccio.

— Mein Ferruccio! — rief die Großmutter, verwundert und unruhig, indem sie ihm die Hände auf die Schultern legte und den Kopf neigte, als wolle sie ihm ins Gesicht sehen.

— Denket an mich — murmelte der Knabe, mit einer Stimme, die nur noch ein Hauch schien. — Gebet meiner Mutter ... meinem Vater ... Luigina ... einen Kuß ... Addio Großmutter.

— Um Gottes Willen, was hast du? — schrie die Alte ängstlich, das Haupt des Knaben befühlend, das auf ihren Knieen lag, und dann, mit aller Stimme, die sie noch hatte: Ferruccio! Ferruccio! Ferruccio! Mein Kind! Meine Liebe! Engel des Paradieses stehet mir bei!

Aber Ferruccio antwortete nicht mehr. Der kleine Held, der Retter seiner Großmutter hatte, von einem Messerstich in den Rücken getroffen, die schöne und mutige Seele Gott zurückgegeben.

Das todkranke Maurermeisterlein.

18. — Dienstag.

Das arme Maurermeisterlein ist schwer krank; der Lehrer sagte uns, wir sollten hingehen, um es zu besuchen. Garrone, Derossi und ich verabredeten miteinander hin zu gehen. Auch Stardi wäre gekommen, aber weil uns der Lehrer als Aufsatz die Beschreibung vom Monumente Cavours gab, sagte er, er müsse zum Denkmal gehen und es anschauen, um eine genauere Beschreibung machen zu können.

So luden wir denn zur Probe auch den aufgeblasenen Nobis ein, der uns nur antwortete: — Nein! Auch Votini entschuldigte sich, vielleicht aus Furcht er könnte sich den Anzug mit Kalk beflecken. Wir gingen nach Schluß der Schule um vier Uhr. Es regnete, als ob man das Wasser aus Kannen vom Himmel gegossen hätte. Unterwegs stand Garrone still und sagte, den Mund voll Brot: — Was kaufen wir? — und ließ zwei Soldi in der Tasche klingen. Jeder gab zwei Soldi und wir kauften drei große Orangen. Wir stiegen in die Dachstube. Vor der Türe nahm sich Derossi die Medaille ab und steckte sie in die Tasche; wir fragten ihn warum: — Ich weiß es nicht, — antwortete er, — um nicht das Ansehen zu haben . . . . es scheint mir besser ohne Medaille einzutreten. — Wir klopften an; der Vater, der riesengroße Mann, öffnete uns: er hatte ein sehr verändertes Gesicht und sah bekümmert aus. — „Wer seid ihr?" — fragte er. — Garrone antwortete: — Wir sind Schulkameraden von Antonio, wir bringen ihm drei Orangen. — Ach! armer Tonino, — rief der Maurer aus, indem er den Kopf schüttelte, — ich fürchte, er kann eure Orangen nicht mehr essen! — und er wischte sich die Augen mit dem Rücken der Hand. Er hieß uns eintreten: wir traten in eine Dachstube, wo wir das Maurermeisterlein, das in einem kleinen, eisernen Bett schlief, sahen: seine Mutter neigte sich wie selbstverloren aufs Bett, das Gesicht in beide Hände begraben, und wandte sich kaum um, uns zu betrachten; auf einer Seite hingen Maurerpinsel, ein Spitzhammer und ein Kalksieb; auf den Füßen des Kranken war die von Gips weiße Jacke des Maurers ausgebreitet. Der arme Knabe war abgemagert, sehr blaß, mit hervorstehender Nase, er atmete kurz. O lieber, guter, munterer Tonino, mein kleiner Kamerad, wie betrübte mich dein Zustand, wie viel hätte ich gegeben, dich das Hasenmäulchen machen zu sehen, armes Maurermeisterlein! Garrone legte ihm eine Orange aufs Kissen, in die Nähe des Gesichts: der Geruch weckte ihn, er ergriff sie sofort, aber dann ließ er sie fallen und sah Garrone starr an. — Ich bin es, — sagte dieser, — Garrone, kennst du mich? Ein Lächeln, das man kaum bemerkte, flog über sein Gesicht und er erhob mit Mühe die kleine Hand vom Bette und streckte sie Garrone hin, der sie zwischen die seinigen nahm und an die Wangen legte, indem er sagte: — Mut, Mut, Maurermeisterlein; bald wirst du gesund sein und wieder in die Schule

kommen und der Lehrer wird dich neben mich setzen, bist du so zufrieden? — Aber das Maurermeisterlein antwortete nicht. Die Mutter brach in Schluchzen aus: — O mein armer Tonino! mein armer Tonino! Er ist so brav und gut, und Gott will ihn mir nehmen! — Schweige! — rief ihr der Maurer in verzweifeltem Tone zu, — schweige um Gotteswillen, oder ich verliere den Kopf. — Dann sagte er ängstlich zu uns: — Gehet, gehet meine Knaben; ich danke; gehet; was wollt ihr hier thun? Dank; gehet nach Hause. — Der Knabe hatte die Augen wieder geschlossen und schien tot. — Kann ich Euch irgend einen Dienst erweisen? — fragte Garrone. — Nein, guter Knabe, Dank, — antwortete der Maurer; — gehet nach Hause. — Und so sprechend schob er uns auf die Treppe und schloß die Türe wieder zu. — Aber wir waren noch nicht in der Mitte der Treppe angelangt, als wir ihn rufen hörten: — Garrone, Garrone! — Alle drei stiegen in Eile hinauf. — Garrone! — rief der Maurer mit erfreutem Gesicht, — er hat dich beim Namen gerufen, seit zwei Tagen hat er nicht mehr gesprochen, er hat dich zweimal gerufen, er will dich sehen, komm sofort. Ach, heiliger Gott, wenn das ein gutes Zeichen wäre! — Auf Wiedersehen, — sagte Garrone zu uns, — ich bleibe, — und er eilte mit dem Vater ins Zimmer zurück. Derossi hatte die Augen voll Thränen. Ich sagte zu ihm: — Weinst du wegen des Maurermeisterleins? Er hat gesprochen, er wird genesen. — Ich glaube es, antwortete Derossi; — aber ich dachte nicht an ihn .... Ich dachte, wie gut, welch' schöne Seele Garrone ist.

Der Graf Cavour.

29. — Mittwoch.

Du sollst die Beschreibung des Denkmals, das man dem Grafen Cavour errichtet hat, machen. Du kannst sie machen. Aber wer der Graf Cavour gewesen ist, kannst du jetzt nicht verstehen. Doch sollst du vor der Hand folgendes wissen: er war während mehrerer Jahre der erste Minister von Piemont; er ist es, der das piemontesische Heer

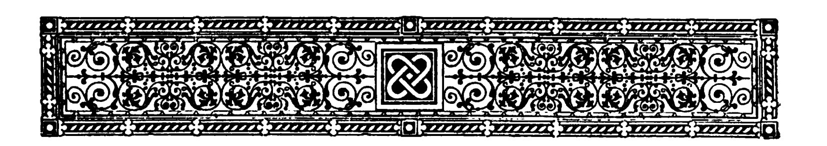
in die Krim schickte, um durch den Sieg an der Cernaia unsern militärischen Ruhm, der mit der gänzlichen Niederlage von Novara dahin war, wieder aufzurichten; er ist es, der Italien in der feierlichsten Periode unserer Revolution regierte, der in jenen Jahren zu dem heiligen Einigungswerk des Vaterlandes den mächtigsten Anstoss gab, er, mit seinem glänzenden Genie, seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit, seiner übermenschlichen Arbeitskraft. Viele Generäle brachten auf dem Schlachtfelde schreckliche Stunden zu; aber er verlebte noch schrecklichere in seinem Studierzimmer, bei dem Gedanken zitternd, dass sein ungeheures Werk, wie ein zerbrechliches Gebäude beim Stoss eines Erdbebens, von Augenblick zu Augenblick wieder in Trümmer stürzen könnte; Stunden, Nächte des Kampfes und der Angst, dazu angethan den stärksten Geist zu trüben und dem Herzen den Todesstoss zu geben. Und diese Riesenarbeit in sturmbewegter Zeit war es, die ihm das Leben um zwanzig Jahre verkürzte. Und doch, vom Fieber verzehrt, das ihn ins Grab bringen sollte, kämpfte er noch verzweifelt mit der Krankheit, um für sein Land zu wirken. — Es ist seltsam, sagte er kummervoll auf seinem Sterbebette, — ich kann nicht mehr lesen, ich kann nicht mehr lesen. — Während man ihm zu Ader liess und das Fieber zunahm, dachte er an sein Vaterland, und sagte gebieterisch: — Macht mich gesund, mein Verstand verdunkelt sich, ich habe alle meine

Fähigkeiten notwendig, um wichtige Geschäfte zu erledigen. — Als er sich schon in der grössten Gefahr befand, und als die ganze Stadt in Bewegung war und der König ihm zu Häupten am Bette stand, sagte er mit grösster Mühe: — Ich habe Ihnen viel zu sagen, Sire, muss Ihnen viel zeigen; aber ich bin krank, ich kann nicht, ich kann nicht; — und er war untröstlich. Und immer waren seine Fiebergedanken mit dem Staate beschäftigt, mit den neuen italienischen Provinzen, die sich mit uns vereinigt hatten, mit den vielen Dingen, die noch zu erledigen blieben. Als das Delirium ihn ergriff, rief er unter schwerem Keuchen aus: — Erziehet die Jugend, — erziehet die Jugend . . . regieret mit der Freiheit. — Das Delirium wuchs, der Tod trat an ihn heran, und er rief mit fieberheissen Worten den General Garibaldi, mit dem er Misshelligkeiten gehabt hatte, herbei; Venedig und Rom, die noch nicht frei waren, beschäftigten ihn; er hatte Visionen von der Zukunft Italiens und Europas; er träumte von feindlichem Einfalle, fragte wo die Regimenter und Generäle seien, bebte noch für uns, für sein Volk. Wisse, sein grosser Schmerz war nicht der, sein Leben schwinden zu fühlen, sondern dass er sein Vaterland im Stiche lassen musste, das ihn noch so nötig hatte, und für welches er in wenig Jahren die wunderbare Kraft einer ungewöhnlichen Natur aufgezehrt hatte. Er starb mit dem Schlachtruf in der Kehle und sein Tod war gross wie sein

Leben. — Nun denke ein wenig nach, Heinrich, was ist unsre Arbeit, die doch so hart drückt, was sind unsre Schmerzen, unser Tod selbst, im Vergleiche zu den Mühen, den ungeheuren Sorgen, den schrecklichen Todeskämpfen dieser Männer, denen eine Welt auf dem Herzen liegt! Denke an das, mein Sohn, wenn du bei diesem marmornen Bilde vorbeigehst, und sage in deinem Herzen: Ehre ihm!

Dein Vater.





April.



Frühling.

1. — Samstag.

Der erste April! Nur noch drei Monate. Das ist einer der schönsten Morgen des ganzen Jahres gewesen. Ich war zufrieden in der Schule, denn Coretti hatte mir versprochen, übermorgen zu kommen, um den König ankommen zu sehen, zusammen mit seinem Vater, „der ihn kennt", wie er zu sagen pflegt, und weil mir meine Mutter am gleichen Tage versprochen hatte, mich in die Kinderbewahranstalt auf dem Corso Valdocco zu führen. Auch war ich heiter gestimmt, weil sich das Maurermeisterlein besser befindet, und weil gestern abend der Lehrer zu meinem Vater im Vorbeigehen sagte: — Es geht gut, es geht gut. Und zudem war es ein schöner Frühlingsmorgen. Durch die Fenster der Schule sah man den blauen Himmel, die Bäume des Gartens, ganz mit Knospen bedeckt und die geöffneten Fenster der Häuser mit Kistchen und Töpfen, in denen es schon grünte. Der Lehrer lachte nicht, denn er lacht nie, aber er war guter Laune, so sehr, daß man die gerade Furche auf der Mitte der Stirne fast nicht mehr sah, und er erklärte scherzend ein Rechenexempel an der Wandtafel. Man sah, daß er sich freute die frische Luft des Gartens einzuatmen, die durch die offenen Fenster hereinzog, erfüllt von einem guten, frischen Erd- und Blättergeruch, der an die Spaziergänge auf dem Lande erinnerte. Während er erklärte, hörte man in einer benachbarten Straße einen Schmied auf den Amboß schlagen, und in

dem Hause gegenüber eine Frau singen, um ihr Kind einzuschläfern; weit weg in der Kaserne Cernaia tönten Trompeten. Alle schienen zufrieden, mit Ausnahme Stardis. Auf einmal schlug der Schmied stärker, die Frau sang lauter. Der Lehrer unterbrach sich und lauschte. Dann sagte er langsam, durch das Fenster blickend: — Ein lachender Himmel, eine Mutter welche singt, ein Ehrenmann der arbeitet, Knaben welche studieren . . . wie schön ist das alles! — Als wir aus der Schule traten, sahen wir, daß auch alle andern lustig waren; alle gingen in Reihen, trällernd und mit den Füßen stampfend, wie am Vorabend einer viertägigen Vakanz; die Lehrerinnen schäkerten; die mit der roten Feder hüpfte hinter ihren Kinderchen her, wie eine kleine Schülerin; die Eltern sprachen und lachten zusammen, und die Mutter Crossis, die Gemüsefrau, hatte im Korbe so viele Veilchensträußchen, daß der Wohlgeruch das ganze, große Vorzimmer erfüllte. Ich fühlte mich noch nie so froh wie diesen Morgen, besonders als ich meine Mutter auf der Straße auf mich warten sah. Und ich sagte zu ihr, als ich ihr entgegenging: — Ich bin so froh; was ist es nur, das mich diesen Morgen so fröhlich macht? — Und meine Mutter antwortete mir lächelnd, es sei die schöne Jahreszeit und das gute Gewissen.

König Humbert.

3. — Montag.

Punkt zehn Uhr sah mein Vater durch das Fenster Coretti, den Holzhändler und dessen Sohn, welche mich auf dem Platze erwarteten, und er sagte zu mir: — Da sind sie, Heinrich; gehe und schaue deinen König an.

Ich ging hinunter, geschwind wie der Blitz: Vater und Sohn waren noch lebhafter als gewöhnlich und es schien mir, sie hätten sich noch nie so ähnlich gesehn, wie diesen Morgen; der Vater hatte auf der Jacke die Ehrenmedaille zwischen zwei Denkmünzen und trug den Schnurrbart frisiert und spitz wie zwei Nadeln.

Wir machten uns sofort auf den Weg nach dem Bahnhof, wo der König um halb elf Uhr ankommen sollte. Vater Coretti rauchte die Pfeife und rieb sich die Hände. — Wisset ihr, — sagte er, daß ich ihn seit dem Kriege von Sechsundsechzig nicht mehr gesehen habe? Die Kleinigkeit von fünfzehn und einem halben Jahre!

Coretti nannte den König: — Humbert, — wie einen Kameraden. — Humbert befehligte die 16. Division, Humbert war zweiundzwanzig Jahre und so und so viele Tage alt, Humbert ritt ein Pferd so und so. —

— Fünfzehn Jahre! — sagte er laut, indem er den Schritt beschleunigte. — Ich wünsche wirklich von Herzen, ihn wieder zu sehen. Ich habe ihn verlassen als er Prinz war, ich werde ihn als König wieder sehen Und auch ich habe meinen Beruf gewechselt: ich bin vom Soldaten zum Holzhändler avanciert. — Und er lachte.

Der Sohn fragte: — Wenn er Euch sähe, würde er Euch wieder erkennen?

Der Vater fing an zu lachen.

— Du bist nicht gescheidt, — antwortete er. — Das müßte seltsam zugehen. — Er, Humbert, war nur einer und wir so viele wie die Fliegen. Und dann, ja, da hatte er wohl mehr zu thun, als uns einen nach dem andern zu betrachten!

Wir gelangten auf den Corso Viktor Emanuel; dort war eine große Menge, die sich dem Bahnhofe zuwälzte. Eine Kompagnie Alpenjäger zog unter Trompetenklang vorüber. Zwei Carabinieri galoppierten vorbei. Alles funkelte und blitzte.

Wir waren am Bahnhof angelangt; da war eine große Menge Kutschen, Wachen, Carabinieri, Gesellschaften mit Fahnen. Eine Regimentsmusik spielte. Vater Coretti versuchte unter die Halle zu treten, aber es wurde ihm untersagt. Nun suchte er sich in die vorderste Reihe der Menge, welche Spalier bildete, durchzudrängen, und indem er sich Bahn brach, gelang es ihm auch uns vorwärts zu bringen. Aber die wogende Menge drängte uns bald hier-, bald dorthin.

Der Holzhändler richtete seine Augen auf den ersten Stützpfeiler der Halle, wo die Wachen niemanden stehen ließen. — Kommt mit mir, — sagte er plötzlich; und indem er uns bei den Händen zog, durchlief er in zwei Sprüngen den leeren Raum und stellte sich dort auf, mit den Schultern an der Mauer.

Sofort lief ein Polizeimann herbei und sagte zu ihm: — Hier darf man nicht stehen.

— Ich bin vom vierten Bataillon des Neunundvierzigsten — antwortete Coretti, indem er seine Medaille berührte.

Der Brigadier sah ihn an und sagte: — Bleibt.

— Hab' ich es nicht gesagt? — rief Coretti triumphierend aus; — es ist ein magisches Wort, dieses vierte vom Neunundvierzigsten! Habe ich nicht das Recht, meinen General ein wenig bequem zu sehen, ich, der in seinem Heere gedient hat!

Indessen sah man im Wartesaal und vor demselben eine große Menge von Herren und Offizieren und vor der Türe hielten in einer Reihe die Kutschen bei denen sich rot gekleidete Dienerschaft befand.

Ja, damals! rief Vater Coretti. Der Teufel war los! Sie stürzten auf uns los wie Furien. Sie umschwirrten die Haufen, die Carrés, die Kanonen, wie wenn sie ein Wirbelwind herumgedreht hätte und hieben alles zusammen. Es war ein Durcheinander von leicht bewaffneten Reitern von Alexandrien, von Lanzenträgern von Foggia, von Infanterie, Uhlanen, Schützen, ein Höllenlärm, daß man nichts mehr verstand. Ich hörte rufen: — Hoheit! — ich sah die gesenkten Lanzen kommen, wir feuerten die Gewehre ab, eine Rauchwolke verdeckte alles .... Dann verzog sich der Rauch .... Die Erde war mit verwundeten und toten Pferden und Uhlanen bedeckt. Ich kehrte mich um und sah in unserer Mitte Humbert, mit einem Ausdruck als wolle er fragen: — Ist von meinen Jungen keiner verletzt? Und wir schrieen ihm zu: — Evviva! — ihm gerade ins Gesicht, wie verrückt. Heiliger Gott, welcher Augenblick! .... Da kommt der Zug an.

Die Musik spielte, die Offiziere liefen herbei, die Menge erhob sich auf die Fußspitzen.

— O, er kommt nicht sogleich heraus, — sagte eine Wache; — jetzt halten sie ihm eine Rede.

Vater Coretti wollte aus der Haut fahren. — Ach! wenn ich daran denke, — sagte er, — ich sehe den König immer inmitten des Schlachtgewühls mit dem ruhigen Angesicht. Ein Held ist er, unser König. Ihr wisset, ihr Jungen, wie er, als die Cholera in Neapel wütete und die Menschen dort vor Angst den Kopf verloren hatten, ruhig und fest selber die Spitäler besuchte und furchtlos auf den Stätten des Todes wandelte. Ja, das Volk Italiens glaubt an seinen König, denn er ist ein guter Vater seines treuen Volkes.

Brausende Rufe unterbrachen ihn, Tausende von Hüten erhoben sich in die Luft, vier schwarzgekleidete Herren stiegen in den ersten Wagen.

— Er ist's! — schrie Coretti und schwieg wie bezaubert.

Dann sagte er leise: — Heilige Madonna, wie ist er grau geworden!

Wir alle drei zogen die Hüte: die Kutsche kam langsam vorwärts, mitten durch die Menge, welche schrie und die Hüte schwang. Ich betrachtete Vater Coretti. Er schien mir ein anderer, er schien größer geworden zu sein, ernst, ein wenig bleich, gerade stehend, an den Pfeiler gelehnt.

Die Kutsche kam vor uns an, einen Schritt vom Pfeiler. — Evviva! — riefen viele Stimmen.

— Evviva! — rief Coretti nach den andern. Der König sah ihm ins Gesicht und heftete seinen Blick auf die drei Medaillen.

Nun verlor Coretti den Kopf und schrie: — Viertes Bataillon vom Neunundvierzigsten!

Der König, der sich schon nach einer andern Seite gedreht hatte, kehrte sich gegen uns, und indem er Coretti in die Augen sah, streckte er die Hand aus der Kutsche.

Coretti machte einen Sprung vorwärts und drückte sie ihm. Die Kutsche fuhr vorbei, die Menge brach herein, und trennte uns, wir verloren Vater Coretti aus den Augen. Aber nur einen Augenblick. Sofort fanden wir ihn, schwer atmend, mit feuchten Augen, den Sohn beim Namen rufend, indem er die Hand in die Höhe hielt. Der Sohn warf sich gegen ihn und er rief: — Hier, Kleiner, meine Hand ist noch warm! — und er fuhr ihm mit der Hand um das Gesicht herum, indem er sagte: — Das ist eine Liebkosung vom Könige.

Und wie träumend blieb er stehen, die Augen auf die sich entfernende Kutsche heftend, lächelnd, die Pfeife zwischen den Händen, mitten in einer Gruppe von Neugierigen, die ihn betrachteten. — Es ist einer vom Neunundvierzigsten, — sagten sie. — Es ist ein Soldat, der den König kennt. — Und der König hat ihn wieder erkannt. — Und hat ihm die Hand gedrückt. — Er hat dem König eine Bittschrift gegeben, — sagte einer laut.

— Nein, — sagte Coretti, indem er sich rasch umwandte — ich habe ihm keine Bittschrift gegeben, ich. Ich würde ihm etwas anderes geben, wenn er es verlangte. —

Alle betrachteten ihn.

Und er sagte einfach: — Mein Blut.

Die Kinderbewahranstalt.

4. — Dienstag.

Meine Mutter führte mich gestern, wie sie mir versprochen hatte, nach dem Frühstück in die Kleinkinder-Anstalt am Corso Valdocco, um der Direktorin die kleine Schwester von Precossi zu empfehlen. Ich hatte nie ein Asyl gesehen. Wie lustig war es darin! Zweihundert Knaben und Mädchen, so klein, daß die unserer unteren Abteilung der ersten Klasse im Vergleich zu ihnen Riesen sind. Wir kamen gerade in dem Augenblicke an, als sie in einer Reihe in den Speisesaal traten, wo zwei sehr lange Tische mit vielen runden Löchern waren und in jedem Loch ein Suppennapf voll Reis und Bohnen, mit einem zinnernen Löffel daneben. Kaum waren sie eingetreten, als einige auf dem Boden zu spielen anfingen, bis die Lehrerinnen kamen und sie aufrichteten. Viele hielten vor einem Napf an, da sie glaubten, dies sei ihr Platz, und verschlangen schnell einen Löffel voll. Dann kam eine Lehrerin und sagte: — Vorwärts! — und nun rückten jene um drei oder vier Schritte weiter und mausten einen andern Löffel voll. Dann gings wieder vorwärts, bis sie an ihrem Platze ankamen, nachdem sie fast eine halbe Portion Suppe stibitzt hatten. Endlich, nach vielem Stoßen und Rufen: — Geschwind! Geschwind! — stellten sich alle nach der Ordnung auf und das Gebet begann. Aber alle von der innern Reihe, welche um zu beten dem Suppennapf den Rücken wenden mußten, drehten den Kopf rückwärts, um den Napf im Auge zu behalten, daß niemand darin fische, und dann beteten sie so, mit gefalteten Händen und den Augen gegen den Himmel, aber mit dem Herzen beim Brei. Dann setzten sie sich zu Tische. Ach, welch' lustiges Schauspiel! Eines aß mit zwei Löffeln, das andere mit den Händen; viele lasen die Bohnen eine um die andere heraus und steckten sie in die Tasche, andere hingegen drehten sie in den kleinen Schürzen fest und klopften darauf, um einen Kuchen zu machen. Es waren auch solche da, welche nicht aßen, um die Fliegen herumschwirren zu sehen. Es kam mir vor wie ein Hühnerhaus. Aber köstlich war es! wahrlich ein schöner Anblick, diese zwei Reihen kleiner Mädchen, alle mit auf dem Wirbel gebundenen Haaren, in welche viel rote, grüne und blaue Bänder geschlungen waren. Eine Lehrerin fragte eine Reihe von acht Mäd-

chen: — Wo wächst der Reis? — Alle acht sperrten den Mund voll Suppe auf, und antworteten mit einander in singendem Tone: — Er — wächst — im — Wasser. — Dann befahl die Lehrerin: — Die Hände in die Höhe! — Und nun war es schön zu sehen, wie diese Ärmchen, die vor wenig Monaten noch in den Wickelbändern waren, in die Höhe schnellten, und wie sich alle diese Händchen wie ein Schwarm weißer und rosenfarbiger Schmetterlinge bewegten.

Nach dem Essen war die Freistunde; zuerst nahmen alle ihre Körbchen, die an der Wand aufgehängt waren, mit den Eßwaren darin, herunter, dann gingen sie in den Garten und zerstreuten sich, indem sie ihre Vorräte hervorzogen: Brot, gekochte Pflaumen, ein Stückchen Käse, ein gesottenes Ei, kleine Äpfel, eine Hand voll gesottener Erbsen, den Flügel eines Hahns. In einem Augenblick war der ganze Garten mit Krümchen bedeckt, als ob man sie für einen Schwarm Vögel gestreut hätte. Sie aßen auf die seltsamste Weise, wie die Kaninchen, wie Ratten, oder wie Katzen, nagend, leckend, saugend. Da war ein Kind, das einen Zwiebackstengel auf der Brust hielt und mit einer Mispel rieb, als wolle es einen Säbel glänzend machen. Mädchen preßten in der Faust kleine, weiche Stückchen Käse, welcher wie Milch durch die Finger und in die Ärmel hineinlief; und sie bemerkten es gar nicht! Sie liefen und jagten sich, mit den Äpfeln und den Brötchen zwischen den Zähnen, wie Hündchen. Ich sah drei, welche mit einem Holzspahn ein gesottenes Ei aushölten, als glaubten sie Schätze darin zu entdecken. Sie streuten die Hälfte auf die Erde und lasen dann Stückchen für Stückchen mit großer Geduld auf, als ob es Perlen wären. Um diejenigen, welche etwas Außergewöhnliches hatten, standen zu acht oder zehn mit geneigtem Kopfe, um in das Körbchen zu sehen, als hätten sie den Mond im Sodbrunnen entdeckt. Wohl zwanzig umstanden ein winzig kleines Kerlchen, das in der Hand ein Päckchen mit Zucker hatte, und alle machten ihm Komplimente, um die Erlaubnis zu bekommen, das Brot tunken zu dürfen und er erlaubte es einigen, andern aber, so sehr sie baten, ließ er nur seinen Finger und sie durften daran saugen. Unterdessen war meine Mutter in den Garten gekommen und liebkoste bald das eine, bald das andere. Viele liefen ihr nach, kletterten sogar an ihr hinauf, um einen Kuß zu erhaschen, indem sie das Gesicht in die Höhe streckten, als ob sie in ein drittes Stockwerk hinaufschauten und den

Mund öffneten und schlossen. Eines bot ihr ein angebissenes Viertel einer Orange, ein anderes eine Brotkruste; ein Mädchen gab ihr ein Blatt; ein anderes Mädchen zeigte ihr mit großer Ernsthaftigkeit die Spitze des Zeigefingers, wo man beim aufmerksamen Hinsehen eine mikroskopisch kleine Geschwulst bemerkte, die es sich am Tage vorher zugezogen hatte, indem es die Flamme der Kerze berührte. Sie zeigten ihr, als wären es große Wunder, die kleinsten Insekten, daß ich nicht wußte, wie sie es nur machten dieselben zu sehen und aufzuheben, halbe Flaschenkorke, Hemdknöpfchen, kleine Blüten, die sie von Topfblumen abgerissen. Ein kleiner Knabe mit verbundenem Kopfe, welcher um jeden Preis gehört sein wollte, stammelte ihr, ich weiß nicht was für eine Geschichte von einem Purzelbaum vor, von der man kein Wort verstand; — ein anderer wollte, daß meine Mutter sich zu ihm herunterneigte und er sagte ihr ins Ohr: — Mein Vater macht Kleiderbürsten. — Und währenddem gab es da und dort tausend Unglücksfälle, so daß die Lehrerinnen hinzuliefen: Mädchen, welche weinten, weil sie einen Knoten am Taschentuch nicht auflösen konnten, andere, welche mit Kratzen und Kreischen um zwei halbe Äpfel stritten, ein Knabe, der mit Gesicht und Bauch auf ein umgestürztes Bänkchen gefallen war und über dieses Unglück schluchzte, ohne sich wieder erheben zu können.

Bevor meine Mutter fortging, nahm sie einige der Kleinen auf den Arm und nun liefen sie von allen Seiten herbei, um auch aufgehoben zu werden. Sie hatten die Gesichter mit Eierdotter und Orangensaft gefärbt, und einige ergriffen ihr die Hände, andere faßten sie am Finger um den Ring zu sehen; das eine zog sie an der Uhrkette, das andere wollte sie an der Haarflechte zausen. — Geben Sie acht, — sagten die Lehrerinnen, — sie verderben Ihnen das ganze Kleid. — Aber meine Mutter achtete nicht auf das Kleid und fuhr fort sie zu küssen und die Kinder drängten sich immer näher, die vordersten breiteten die Arme aus, als wollten sie sich anklammern, die entferntern suchten durch den Haufen zu dringen und alle schrieen: — Addio! Addio! Addio! Endlich gelang es ihr, aus dem Garten zu schlüpfen. Und nun liefen alle, steckten ihre Köpfchen zwischen die Eisenstäbe des Gitterwerkes, um sie vorbeigehen zu sehen, und streckten die Arme hinaus, um sie zu grüßen, wozu sie ihr immer noch Stückchen Brot, Bissen von Mispeln und Kasrinde anboten und alle schrieen mit-

einander: — Addio! Addio! Addio! Komm morgen wieder! Komm ein anderes Mal! — Meine Mutter streifte, als sie davoneilte, mit einer Hand über diese hundert erhobenen Händchen, wie über einen Kranz frischer Rosen und endlich rettete sie sich auf die Straße, ganz mit Krümchen und Flecken bedeckt, zerknittert und zerzaust; eine Hand voll Blumen und die Augen voll Thränen, befriedigt, als käme sie von einem Feste. Und man hörte noch den Lärm von drinnen, wie ein Gezwitscher von Vögeln: — Addio! Addio! Komm ein anderes Mal!

In der Turnstunde.

5. — Mittwoch.

Da das Wetter immer sehr schön ist, turnen wir nicht mehr im großen Saale, sondern an den Geräten im Garten. Garrone war gestern im Zimmer des Direktors, als die Mutter Nellis kam, die blonde, schwarz gekleidete Dame, um ihren Sohn von den neuen Übungen dispensieren zu lassen. Jedes Wort kostete sie große Anstrengung und sie sprach, indem sie eine Hand auf das Haupt des Sohnes legte. — Er kann nicht . . . — sagte sie zum Direktor. Aber Nelli zeigte sich so betrübt, daß ihm die Geräte vorenthalten wurden und er auch diese Demütigung noch erfahren müsse. — Du wirst sehen, Mama, — sagte er, — daß ich es kann wie die andern. — Seine Mutter sah ihn stillschweigend mit einem Ausdruck von Mitleid und Zärtlichkeit an. Dann bemerkte sie mit Zurückhaltung: — Ich fürchte seine Kameraden . . . — Sie wollte sagen: Ich fürchte, daß sie ihn necken. — Aber Nelli antwortete: — das macht mir nichts . . . und dann ist ja Garrone da. Es genügt mir, wenn nur er nicht lacht. — Und dann ließen sie ihn kommen. Der Lehrer, der mit der Narbe am Halse, der unter Garibaldi gedient hat, führte uns sofort ans Klettergerüst, das sehr hoch ist, und man mußte bis zu oberst klettern und sich aufrecht auf den Querbalken stellen. Derossi und Coretti gingen hinauf wie zwei Affen; auch der kleine Precossi stieg schnell, obgleich gehindert durch seine große Jacke, die ihm bis auf die Knie geht; und um ihn lachen zu machen, während er hinaufstieg, wiederholten alle seine stehende Redensart: — Entschuldige mich, entschuldige mich; — Stardi schnaubte wie ein welscher Hahn, biß die Zähne aufeinander, daß er aussah, wie ein toller Hund; aber

mit Ach und Krach wollte er doch oben ankommen und er kam wirklich an und Robis auch, und als er dort oben war, nahm er die Haltung eines Kaisers an; aber Votini rutschte zweimal herab, trotz seines schönen, neuen Kleides mit blauen Streifen, das eigens für das Turnen gemacht ist. Um leichter hinaufzukommen hatten sich alle die Hände mit griechischem Pech, Kolophonium nennt man es, bestrichen; versteht sich, war es der Schacherer Garoffi der allen das Pulver verschafft, indem er die Schachtel für einen Soldo verkauft und natürlich etwas daran gewinnt. Dann kam die Reihe an Garrone, der hinaufstieg, indem er Brot kaute, wie wenn das nichts wäre, und ich glaube, er wäre imstande gewesen, einen von uns auf den Schultern hinaufzutragen, so sehr ist er untersetzt und stark, dieser junge Stier. Nach Garrone kam Nelli. Kaum sahen sie ihn, wie er seine langen und dünnen Hände an die Stangen legte, als viele zu lachen und zu spotten begannen. Aber Garrone kreuzte seine dicken Arme auf der Brust und ließ seine Augen so unzweideutig umherblitzen, gab so deutlich zu verstehen, daß er sofort, auch in des Lehrers Gegenwart, einige Ohrfeigen fliegen lassen würde, daß alle im Augenblick zu lachen aufhörten. Nelli begann zu klettern; er hatte große Mühe, der Arme, sein Gesicht wurde bläulich, er atmete stark, der Schweiß rann ihm von der Stirne. Der Lehrer sagte: — Komm herunter. — Aber nein, er gab sich alle Mühe, war hartnäckig; ich erwartete von einem Augenblick zum andern, ihn halb tot herunterrollen zu sehen. Armer Nelli! Ich dachte, wenn ich an seiner Stelle wäre und meine Mutter mich sähe, wie sie darunter leiden würde, meine arme Mutter, und als ich dieses dachte, war ich Nelli so gut, und würde alles mögliche gegeben haben, wenn ich ihn unbemerkt von unten hätte schieben können, damit es ihm gelänge, hinaufzukommen. Unterdessen sagten Garrone, Derossi und Coretti: — Auf, hinauf, Nelli, Kraft, noch einen Ruck, Mut! — Und Nelli machte noch eine heftige Anstrengung, einen Seufzer ausstoßend, und befand sich nur noch zwei Spannen vom Querbalken. — Bravo! — riefen ihm alle zu. — Mut! noch einen Ruck! — Und wirklich, Nelli hatte den Balken ergriffen. Alle klatschten in die Hände. — Bravo! — sagte der Lehrer, — aber nun ist's gut; steige nur herab. — Aber Nelli wollte bis zu oberst steigen, wie die andern, und nach einer kleinen Anstrengung gelang es ihm die Ellbogen auf den Balken zu stützen, dann die Knie, dann die

Füße: endlich erhob er sich aufrecht und keuchend, und lächelnd betrachtete er uns. Wir klatschten von neuem in die Hände und nun sah er in die Straße. Ich drehte mich nach jener Seite und sah durch die Büsche, welche das Geländer des Gartens bedecken, seine Mutter, welche auf dem Trottoir spazierte, ohne daß sie herzuschauen wagte. Nelli stieg herunter und alle lobten ihn; er war außer Atem, sein Gesicht rosig, die Augen glänzten, er schien nicht mehr der Gleiche. Dann beim Hinausgehen, als seine Mutter ihm entgegenkam, ihn küßte und ein wenig beunruhigt fragte: — Nun, armer Sohn, wie ist's gegangen? — antworteten alle seine Kameraden zusammen: — Er hats gut gemacht! — Er ist hinaufgestiegen wie wir. — Er ist stark, wissen Sie. — Er ist behend. — Er bleibt nicht hinter den andern zurück. — Da hätte man die Freude der Frau sehen sollen! Sie wollte danken und konnte nicht, drückte dreien oder vieren die Hand, machte Garrone eine Liebkosung und zog den Sohn fort, und wir sahen sie noch ein Stück weit in Eile gehen, miteinander reden und gestikulieren, alle beide so froh, wie sie noch niemand gesehen hatte.

Der Lehrer meines Vaters.

11. — Dienstag.

Welch schöne kleine Reise machte ich gestern mit meinem Vater! Als er vorgestern beim Mittagessen die Zeitung las, entfuhr ihm auf einmal ein Ausruf der Verwunderung. Dann sagte er: — Und ich glaubte ihn seit zwanzig Jahren tot! Wißt ihr, daß mein erster Elementarlehrer, Vincenzo Crosetti, der jetzt vierundachtzig Jahre alt ist, noch lebt? Ich sehe, daß ihm das Ministerium für sechzig Jahre Unterrichten die Verdienstmedaille gegeben hat. Sechzig Jahre, versteht ihr? Und erst vor zwei Jahren hat er das Schulhalten aufgegeben. Armer Crosetti! Er wohnt eine Eisenbahnstunde von hier, in Condove, im Dorfe unserer alten Gärtnerin des Landhauses. — Heinrich, fuhr er fort, wir wollen ihm einen Besuch machen. — Und den ganzen Abend sprach er nur noch von ihm. Der Name seines ersten Lehrers rief ihm tausend Dinge aus seiner Knabenzeit ins Gedächtnis zurück, von seinen Gefährten, von seiner verstorbenen Mutter. — Crosetti! — rief er aus. — Er war schon vierzig Jahre alt, als

ich zu ihm ging. Es scheint mir, ich sehe ihn noch. Ein schon etwas gebeugtes Männchen, mit klaren Augen, mit immer glatt rasiertem Gesicht. Er war streng, behandelte uns jedoch gut und wohlwollend wie ein Vater, ließ aber nie etwas durchgehen. Er hatte sich vom Bauern emporgearbeitet, durch vieles Studieren und durch Entbehrungen. Ein Ehrenmann. Meine Mutter verehrte ihn und mein Vater behandelte ihn wie einen Freund. Wie ist's wohl zugegangen, daß er nun in Condove ist, soweit von Turin weg? Er wird mich gewiß nicht mehr erkennen. Thut nichts, ich erkenne ihn. Vierundvierzig Jahre sind vorübergegangen. Vierundvierzig Jahre, Heinrich! — morgen werden wir ihn besuchen.

Und gestern morgen um neun Uhr waren wir an der Station der Eisenbahn nach Susa. Ich wollte, daß auch Garrone mitkäme; aber er konnte nicht, denn seine Mutter ist krank. Es war ein schöner Frühlingstag. Der Zug flog durch grüne Wiesen und blühende Hecken dahin und man sog eine balsamische Luft ein. Mein Vater war gut gelaunt und jeden Augenblick legte er mir den Arm um den Hals und sprach zu mir, wie zu einem Freunde, indem er die Landschaft betrachtete. — Armer Crosetti! — sagte er. — Er ist der erste Mensch nach meinem Vater, der mir gut war und mir Gutes erwies. Einige seiner guten Ratschläge und ein paar barsche Vorwürfe, die mir noch auf dem Heimweg die Kehle zuschnürten, habe ich niemals vergessen. Er hatte dicke, kurze Hände. Ich sehe ihn noch, wie er beim Eintreten in die Schule den Stock in den Winkel stellte und den Mantel immer mit der gleichen Bewegung am Kleiderständer aufhängte. Und alle Tage dieselbe Heiterkeit, immer gewissenhaft, voller Güte und aufmerksam, als ob er jeden Tag zum erstenmale Schule halten würde. Ich erinnere mich, als hörte ich es jetzt, wie er mir zurief: — Bottini, eh, Bottini! Zeigefinger und Mittelfinger auf die Feder! — Er wird sich sehr verändert haben in vierundvierzig Jahren. —

In Condove angelangt, suchten wir unsere alte Gärtnerin von Chieri, welche einen kleinen Laden in einem Gäßchen hat, auf. Wir fanden sie mit ihren Kindern; sie empfing uns mit großer Freude, gab uns Nachrichten von ihrem Mann, der aus Griechenland, wo er seit drei Jahren arbeitet, zurückkehren sollte, und von ihrem ältesten Mädchen, das in der Taubstummenanstalt in Turin ist. Dann be-

zeichnete sie uns den Weg zum Hause des Lehrers, der allgemein bekannt ist.

Wir verließen das Dorf und schlugen einen Fußweg ein, der zwischen blühenden Hecken auf eine Anhöhe führte.

Mein Vater sprach nicht mehr, er schien ganz in seinen Erinnerungen aufzugehen; oft lächelte er und dann schüttelte er wieder den Kopf.

Plötzlich stand er still und sagte: — Da ist er. Ich wette, er ist's.

Uns entgegen den Fußweg herunter kam ein kleiner Greis mit weißem Bart und einem breiten Hut; er stützte sich auf einen Stock, schleppte die Füße nach und seine Hände zitterten.

— Er ist's, — wiederholte mein Vater, den Schritt beflügelnd.

Als wir in seiner Nähe waren, hielten wir an.

Auch der Greis stand still und betrachtete meinen Vater. Er hatte noch ein frisches Gesicht, klare und lebhafte Augen.

— Sind Sie, — fragte mein Vater, indem er den Hut zog, — der Lehrer Vincenzo Crosetti?

Auch der Greis zog den Hut und antwortete mit etwas zitternder, aber voller Stimme: Ich bin's.

— Nun, — sagte mein Vater, indem er seine Hand ergriff, — erlauben Sie einem Ihrer alten Schüler Ihnen die Hand zu drücken und Sie zu fragen, wie es Ihnen ergeht. Ich bin von Turin gekommen, um Sie zu sehen.

Der Alte betrachtete ihn verwundert. Dann sagte er: — Sie thun mir zuviel Ehre an .... ich weiß nicht .... Wann, mein Schüler? entschuldigen Sie. Ihren Namen, mit Erlaubnis.

Mein Vater nannte seinen Namen: Alberto Bottini, und das Jahr, in dem er zu ihm in die Schule gegangen war und wo; und fügte bei: — Sie werden sich meiner natürlich nicht mehr erinnern. Aber ich erkenne Sie so gut.

Der Lehrer senkte den Kopf und sah auf die Erde, nachdenkend, und murmelte zwei- oder dreimal den Namen meines Vaters; dieser betrachtete ihn unterdessen mit unverwandtem, lächelndem Gesicht.

Plötzlich erhob der Greis das Gesicht mit weit geöffneten Augen und sagte langsam: — Alberto Bottini? der Sohn des Ingenieurs Bottini? der auf dem Platze Della Consolata wohnte?

— Derselbe, — antwortete mein Vater, ihm die Hände hinstreckend. — Dann . . . — sagte der Greis, — erlauben Sie mir, lieber Herr, erlauben Sie mir, — und er ging auf meinen Vater zu und umarmte ihn; sein weißes Haupt reichte meinem Vater kaum bis an die Schultern. Mein Vater lehnte die Wange an seine Stirne.

— Haben Sie die Güte mit mir zu kommen, — sagte der Lehrer.

Und ohne zu sprechen wandte er sich um und ging auf sein Haus zu. In wenig Augenblicken langten wir bei einem Häuschen mit zwei Türen an. Um die eine herum war die Mauer ein wenig geweißt.

Der Lehrer öffnete die zweite und hieß uns in ein Zimmer treten: Es waren vier weiße Wände; in einem Winkel ein Feldbett mit einer weiß und blau gewürfelten Decke, in einem andern ein Pult mit einer kleinen Bibliothek; vier Stühle und eine alte, an eine Wand genagelte Wandkarte; ein guter Geruch von Äpfeln war wahrnehmbar.

Wir setzten uns alle drei. Mein Vater und der Lehrer sahen sich einige Augenblicke stillschweigend an.

— Bottini! — rief der Lehrer aus, indem er die Augen auf den mit Ziegelsteinen belegten Boden heftete, wo die Sonne spielte. — O! ich erinnere mich gut, Ihre Mutter war eine so gute Frau! Sie saßen im ersten Jahre eine Zeit lang in der ersten Bank linker Hand, in der Nähe des Fensters. Laßt sehen, ob ich mich noch erinnere. Ich sehe Ihren lockigen Kopf noch. — Dann blieb er ein wenig nachdenkend. — Sie waren ein lebhafter Knabe, nicht wahr? gewiß! Das zweite Jahr waren Sie an der Bräune krank. Ich erinnere mich noch, als man Sie wieder in die Schule brachte, abgemagert und in einen Shawl eingewickelt. Es sind seither vierzig Jahre, nicht wahr? Sie sind recht freundlich, daß Sie sich Ihres armen Lehrers erinnern. Auch andere meiner alten Schüler sind schon gekommen, wissen Sie, in frühern Jahren, mich hier zu besuchen: ein Oberst, Geistliche, mehrere Herren. — Er fragte meinen Vater, welches sein Beruf sei. Dann sagte er: — Ich freue mich, ich freue mich von Herzen. Ich danke Ihnen. Seit langer Zeit habe ich keinen mehr gesehen. Und ich fürchte sehr, Sie seien der letzte, lieber Herr.

— Was sagen Sie nur! — rief mein Vater aus. Sie sind gesund und noch rüstig. Sie dürfen nicht so reden.

— Eh nein, — antwortete der Lehrer; — sehen Sie dieses Zittern? — und er zeigte die Hände. — Das ist ein schlechtes Zeichen. Es hat mich vor drei Jahren gepackt, als ich noch Schule hielt. Anfangs achtete ich es nicht; ich glaubte, es werde vergehen. Aber im Gegenteil, es blieb und nahm zu. Es kam ein Tag, an dem ich nicht mehr schreiben konnte. Ach! jener Tag, jenes erste Mal, da ich einen Klecks auf das Heft eines meiner Schüler machte, war ein Schlag für mein Herz, lieber Herr. Ich schleppte mich noch einige Zeit; aber endlich konnte ich nicht mehr. Nach sechzig Jahren Schulhaltens mußte ich der Schule, den Schülern, der Arbeit lebewohl sagen. Und es war hart, wissen Sie, es war hart. Das letzte Mal, da ich unterrichtete, begleiteten mich alle nach Hause und feierten mich; aber ich war traurig, ich sah ein, daß mein Leben zu Ende sei. Schon das Jahr vorher hatte ich meine Frau und meinen einzigen Sohn verloren. Es blieben mir nur zwei Enkel, welche Bauern sind. Jetzt lebe ich von einigen hundert Franken Pension. Ich leiste nichts mehr; die Tage wollen nie zu Ende gehen. Meine einzige Beschäftigung, sehen Sie, ist die, meine alten Schulbücher, Sammlungen von Schulzeitungen, einige Bücher die mir geschenkt worden sind, zu durchblättern. Da sind sie, sagte er, indem er auf die kleine Bibliothek wies; sie sind meine Erinnerungen, meine ganze Vergangenheit .... Es bleibt mir sonst nichts auf der Welt.

Dann in einem plötzlich heitern Tone: — Ich will Ihnen eine Überraschung bereiten, lieber Herr Bottini.

Er erhob sich und nachdem er zum Pulte getreten war, öffnete er ein langes Schubfach, das mehrere kleine Pakete enthielt, alle mit Schnürchen zusammengebunden und auf jedem war ein Datum in vier Ziffern geschrieben. Nachdem er ein wenig gesucht hatte, öffnete er eines, durchblätterte viele Papiere, zog ein schon vergilbtes Blatt heraus und überreichte es meinem Vater. Es war eine seiner Schularbeiten aus der Zeit vor vierzig Jahren! Oben stand geschrieben: Alberto Bottini. Diktat. 3. April 1838. — Mein Vater erkannte sofort seine große Knabenschrift und fing lächelnd an zu lesen. Aber auf einmal wurden seine Augen feucht. Ich erhob mich und frug ihn, was er habe.

Er schlang einen Arm um meinen Leib und mich an seine Seite drückend sagte er: — Schau dieses Blatt. Siehst du? Das sind die Korrekturen meiner armen Mutter. Sie verstärkte immer die l und t. Und die letzten Zeilen sind ganz von ihr. Sie hatte meine Buchstaben nachahmen gelernt und wenn ich müde und schläfrig war, beendigte sie die Arbeit für mich. Meine gute, heilige Mutter!

Und er küßte diese Seite des Blattes. — Das, — sagte der Lehrer, auf die andern Pakete zeigend, — das sind meine Erinnerungen. Jedes Jahr habe ich eine Arbeit von jedem Schüler bei Seite gelegt und alle sind geordnet und numeriert. Hie und da durchblättere ich sie, und lese da eine Zeile und dort eine und tausend Dinge kommen mir ins Gedächtnis zurück, es scheint mir, als sähe ich die vergangenen Zeiten wieder. Wie viele sind vorbeigegangen, lieber Herr! Ich schließe die Augen und sehe Gesichter hinter Gesichtern, Klassen hinter Klassen, Hunderte und Hunderte von Knaben, von denen wer weiß wie viele schon tot sind. An viele erinnere ich mich gut. Ich erinnere mich gut an die Besten und an die Schlimmsten, an die, welche mir viel Freude bereiteten und an die, welche mir traurige Augenblicke verursachten; denn es mußte auch Schlangen geben, das versteht sich, in einer so großen Zahl! Aber jetzt, Sie begreifen es, ist's, als ob ich schon in der Welt dort oben wäre und ich habe alle gleich lieb.

Er setzte sich wieder und nahm eine meiner Hände zwischen die seinigen.

— Und von mir, — fragte mein Vater lächelnd, erinnern Sie sich keines tollen Streiches?

— Von Ihnen, mein Herr! — antwortete der Greis, auch lächelnd. Nein, im Augenblick nicht. Aber das will gar nicht heißen, als hätten Sie keine begangen. Sie waren jedoch vernünftig, Sie waren ernst für Ihr Alter. Ich erinnere mich an die große Zuneigung, die Sie für Ihre Mutter hatten . . . . Aber das ist recht gut, recht hübsch von Ihnen, daß Sie gekommen sind, mich zu besuchen! Wie haben Sie Ihre Arbeiten im Stiche lassen können, um einen armen, alten Lehrer aufzusuchen?

— Hören Sie, Herr Crosetti — antwortete mein Vater lebhaft, — ich erinnere mich an das erstemal, da meine Mutter mich in die Schule begleitete. Es war das erstemal, daß sie sich für zwei

Stunden von mir trennen und mich außer Hause in andern Händen als in denen meines Vaters lassen mußte; in den Händen einer im ganzen genommen unbekannten Person. Für dieses gute Wesen war mein Eintritt in die Schule wie der Eintritt in die Welt, die erste von einer Reihe notwendiger und schmerzlicher Trennungen; zum erstenmal nahm ihr die Gesellschaft den Sohn, um ihn ihr nie mehr ganz zurückzugeben. Sie war gerührt und ich auch. Sie empfahl mich Ihnen mit zitternder Stimme und als sie fort ging, grüßte sie noch durch die Türspalte mit thränengefüllten Augen. Und im gleichen Augenblick machten Sie ihr eine Gebärde mit einer Hand, indem Sie die andere auf die Brust legten, als ob Sie ihr sagen wollten: — Meine Dame, setzen Sie Vertrauen in mich. — Nun, diese Ihre Gebärde, Ihren Blick, der mir zeigte, wie Sie alle Gefühle, alle Gedanken meiner Mutter verstanden hatten, diesen Blick, der sagen wollte: — Mut! — diese Gebärde, die ein ehrliches Versprechen von Schutz, Zuneigung und Nachsicht war, ich habe sie nie vergessen, sie blieben mir für immer ins Herz gegraben und dieses Andenken ist es, das mich von Turin hieherkommen ließ. Und da bin ich nun, nach vierundvierzig Jahren, um Ihnen zu sagen: Dank, lieber Lehrer.

Der Lehrer antwortete nicht; er streichelte mir die Haare, und seine Hand glitt mir zitternd von den Haaren auf die Stirne, von der Stirne auf die Schultern.

Unterdessen betrachtete mein Vater die nackten Wände, das ärmliche Bett, ein Stück Brot und ein Öllämpchen, die auf dem Fenstersims waren, und es schien, als wolle er sagen: — Armer Lehrer, nach sechzigjähriger Arbeit ist das dein ganzer Lohn?

Aber der gute Alte war zufrieden und er begann wieder mit Lebhaftigkeit von unserer Familie, von andern Lehrern aus jenen Jahren und von den Schulkameraden meines Vaters zu sprechen; dieser erinnerte sich an einige, an andere nicht und einer gab dem andern Nachricht über diesen und jenen; endlich unterbrach mein Vater die Unterhaltung, um den Lehrer zu bitten ins Dorf hinab zu steigen, um mit uns zu frühstücken. Er antwortete mit gedehnten Worten: — Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen; aber er schien unentschieden. Mein Vater ergriff seine beiden Hände und bat ihn wieder. — Aber wie mache ich es nur, um zu essen, — sagte der Lehrer, — mit meinen armen Händen, die immer tanzen? Es ist eine Plage auch

für die andern! — Wir werden Ihnen helfen, Herr Lehrer, — sagte mein Vater. Und nun nahm er an, indem er mit dem Kopfe wackelte und lächelte.

— Ein schöner Tag ist heute, — sagte er, indem er die äußere Türe schloß, — ein schöner Tag, lieber Herr Bottini! Ich versichere Ihnen, daß ich mich daran erinnern werde, so lange ich lebe.

Mein Vater gab dem Lehrer den Arm, dieser nahm mich bei der Hand und wir stiegen den Fußweg hinab. Unterwegs begegneten wir zwei Mädchen, welche barfuß waren und Kühe führten, und einem Knaben, der mit einer großen Bürde Stroh vorbei lief. Der Lehrer sagte uns, es seien zwei Schülerinnen und ein Schüler der zweiten Klasse, welche am Morgen das Vieh auf die Weide führten und barfuß in den Feldern arbeiteten, und am Abend die Schuhe anzögen und in die Schule gingen. Sonst trafen wir niemand an. In wenig Augenblicken langten wir im Wirtshause an und setzten uns an einen großen Tisch, den Lehrer in der Mitte und begannen sofort zu frühstücken. Das Wirtshaus war ruhig wie ein Kloster. Der Lehrer war sehr heiter und die Rührung verstärkte sein Zittern; er konnte fast nicht essen. Mein Vater schnitt ihm das Fleisch, brach ihm das Brot, legte ihm das Salz in den Teller. Um trinken zu können, mußte er das Glas mit beiden Händen halten, und dann klapperte es noch gegen seine Zähne. Aber er sprach lebhaft, mit Wärme, von den Lesebüchern aus der Zeit da er noch jung war, von den Stundenplänen jener Zeit, von den Lobsprüchen, welche ihm seine Vorgesetzten gemacht hatten, von den Reglements aus den letzten Jahren, immer mit demselben heitern Gesicht, das etwas geröteter als früher war und mit einer lustigen Stimme und einem Lachen, das fast tönte wie das eines Jünglings. Und mein Vater betrachtete ihn, betrachtete ihn mit dem gleichen Ausdruck, den ich oft an ihm wahrnehme, wenn er mir zu Hause zusieht, wenn er seinen Gedanken nachhängt und lächelt, das Gesicht auf die Seite geneigt. Der Lehrer ließ sich Wein über die Brust fließen; mein Vater erhob sich und wischte ihm den Rock mit der Serviette ab. — Aber nein, mein Herr, das gebe ich nicht zu! — sagte er und lachte. Er sprach einige lateinische Worte. Und zum Schlusse erhob er das Glas, das ihm in der Hand tanzte und sagte sehr ernst: — Auf Ihre Gesundheit, also, lieber Herr Bottini, auf die Ihrer Kinder, zum Andenken

an Ihre gute Mutter! — Auf die Ihrige, mein guter Herr Lehrer! — antwortete mein Vater, indem er ihm die Hand drückte. Und hinten im Zimmer waren der Wirt und andere, welche uns betrachteten und lächelten, als ob sie die dem Lehrer ihres Dorfes erwiesene Aufmerksamkeit zu schätzen wüßten.

Nach zwei Uhr gingen wir fort und der Lehrer wollte uns an den Bahnhof begleiten. Mein Vater gab ihm von neuem den Arm und er nahm mich wieder bei der Hand: ich trug ihm den Stock. Die Leute standen still, um uns nachzuschauen, denn alle kannten ihn; einige grüßten ihn. Unterwegs hörten wir aus einem Fenster viele Knabenstimmen, die mit einander lasen und buchstabierten. Der Alte hielt an und schien traurig zu werden.

— Das, lieber Herr Bottini, — sagte er, — thut mir weh. Die Stimmen der Knaben in der Schule hören und nicht mehr dort sein können, denken müssen, daß es ein anderer ist! Ich habe sie sechzig Jahre lang gehört, diese Musik und meinem Herzen war so wohl dabei. Jetzt bin ich ohne Familie. Ich habe keine Kinder mehr.

— Nein, Herr Lehrer, — sagte mein Vater, den Weg fortsetzend, — Sie haben noch viele Kinder, zerstreut über die ganze Welt, die sich an Sie erinnern, wie ich mich Ihrer immer erinnert habe.

— Nein, nein, — antwortete der Lehrer mit Traurigkeit; — ich habe keine Schule mehr, ich habe keine Kinder mehr. Und ohne Kinder werde ich nur noch kurze Zeit leben. Meine Stunde wird bald schlagen.

— Sagen Sie das nicht, Herr Lehrer, denken Sie so etwas nicht, — sagte mein Vater. — Wie viel und wie mancherlei Gutes haben Sie gewirkt! In wie edler Weise haben Sie Ihr Leben ausgefüllt!

Der alte Lehrer neigte einen Augenblick das weiße Haupt auf die Schulter meines Vaters und gab mir einen Druck mit der Hand.

Wir waren in den Bahnhof getreten. Der Zug war zur Abfahrt bereit.

Leben Sie wohl — Herr Lehrer! — sagte mein Vater, indem er ihn auf beide Wangen küßte.

— Addio, Dank, Addio, — antwortete der Lehrer, indem er mit seinen beiden zitternden Händen eine Hand meines Vaters ergriff und sie an sein Herz drückte.

Dann küßte ich ihn und fühlte, daß sein Gesicht in Thränen gebadet war. Mein Vater schob mich in den Wagen und im Augenblick, da er einsteigen mußte, nahm er dem Lehrer seinen einfachen Stock schnell aus der Hand und gab ihm statt dessen seinen schönen Stock mit silbernem Knopf und seinen Initialen, indem er sagte: — Behalten Sie ihn zu meinem Andenken.

Der Greis versuchte ihn wieder zu geben und den seinigen zu nehmen; aber mein Vater war schon drinnen und hatte die Türe geschlossen.

— Addio, mein guter Lehrer!

— Addio, mein Sohn, — antwortete der Lehrer, während sich der Zug in Bewegung setzte; — und Gott segne Sie für den Trost, den Sie einem armen Greise gebracht haben.

— Auf Wiedersehen! — rief mein Vater mit bewegter Stimme.

Aber der Lehrer schüttelte das Haupt, als wollte er sagen: — Wir werden uns nicht mehr sehen.

— Doch, doch, — wiederholte mein Vater, — auf Wiedersehen.

Und jener antwortete, indem er die zitternde Hand zum Himmel erhob: — Dort oben!

Und so, die Hand erhoben, entschwand er unsern Blicken.

Genesung.

20. — Donnerstag.

Wer hätte es mir gesagt, als ich so heiter mit meinem Vater von der kleinen Reise zurückkehrte, daß ich zehn Tage lang weder Feld noch Himmel sehen sollte! Ich bin sehr krank, in Lebensgefahr gewesen. Ich habe meine Mutter schluchzen hören, ich habe meinen Vater sehr bleich gesehen, wie er mich starr ansah, und meine Schwester Silvia und meinen Bruder, die mit leiser Stimme sprachen, und den Arzt mit der Brille, der jeden Augenblick da war und mir Dinge sagte, die ich nicht verstand. Wirklich, ich bin auf dem Punkte gewesen, allen Lebewohl zu sagen. Ach, meine arme Mutter! Es sind wenigstens drei oder vier Tage vergangen, deren ich mich fast nicht mehr erinnere, gerade als ob ich einen verwirrten, dunkeln Traum geträumt hätte. Es schien mir, als hätte ich beim Bette meine gute Lehrerin der ersten Klasse gesehen, die sich zwang mit dem Taschentuch

ihren Husten zu unterdrücken, um mich nicht zu stören; ich erinnere mich dunkel an meinen Lehrer, der sich über mich beugte um mich zu küssen und der mich im Gesichte mit dem Barte ein wenig kitzelte, und wie durch einen Nebel habe ich den roten Kopf Crossis, die blonden Löckchen Derossis, den schwarz gekleideten Kalabresen gesehen, und auch Garrone, der eine kleine Orange mit den Blättern brachte und sofort wieder davoneilte, weil seine Mutter krank war. Dann erwachte ich wie aus einem sehr langen Schlafe und fühlte, daß es besser um mich stehe! ich sah meinen Vater und meine Mutter lächeln, und Silvia, welche trällerte. O welch trauriger Traum ist es gewesen! Dann besserte sich mein Befinden jeden Tag. Das Maurermeisterlein kam und machte mich mit seinem Hasenmäulchen zum erstenmal lachen; und wie schön er es jetzt macht, da sein Gesicht durch die Krankheit ein wenig länger geworden ist, der Arme! Coretti ist gekommen, Garoffi ist gekommen und schenkte mir zwei Lose seiner neuen Lotterie für ein Federmesser mit fünf Klingen, welches er von einem Trödler in der Straße Bertola kaufte. Gestern dann, als ich schlief, ist Precossi gekommen und hat die Wange auf meine Hand gelegt, ohne mich zu wecken, und da er aus der kohlengeschwärzten Werkstatt seines Vaters kam, ließ er mir den Abdruck auf dem Ärmel, was mir, als ich es beim Erwachen sah, großes Vergnügen machte. Wie die Bäume in diesen wenigen Tagen grün geworden sind! Und wie ich die Jungen beneide, die ich mit ihren Büchern unter dem Arm in die Schule eilen sehe, wenn mich der Vater ans Fenster trägt! Aber in einigen Tagen werde auch ich wieder dorthin zurückkehren. Ich bin ungeduldig alle diese Knaben, meine Bank, den Garten, die Straßen wieder zu sehen; alles zu vernehmen, was in dieser Zeit vorgefallen ist; mich wieder zu meinen Büchern und Heften zu setzen; es ist mir als hätte ich sie seit einem Jahre nicht mehr gesehen! Meine arme Mutter, wie sie mager und bleich geworden ist! Mein armer Vater, wie ermüdet er aussieht! Und meine guten Kameraden, die mich besuchten und auf den Fußspitzen zu mir traten und mich auf die Stirne küßten! Es macht mich traurig zu denken, daß wir uns eines Tages trennen werden. Mit Derossi, mit einigen andern werde ich die Studien fortsetzen, vielleicht; aber alle die andern? Wenn einmal die vierte Klasse beendet ist, dann Lebewohl! wir werden uns nicht mehr sehen; sie werden nicht mehr an mein Bett kommen,

wenn ich krank bin; Garrone, Precossi, Coretti, so viele brave Knaben, so gute und liebe Kameraden, niemals mehr!

Meine Freunde unter den Arbeitern.

20. — Donnerstag.

Warum Heinrich, „niemals mehr?" Das wird von dir abhängen. Wenn du die vierte Klasse beendet hast, wirst du auf das Gymnasium gehen und sie werden Handwerker; aber ihr bleibt in der gleichen Stadt, vielleicht für viele Jahre. Und warum denn, werdet ihr euch nicht mehr sehen? Wenn du auf der Universität oder im Lyceum bist, wirst du sie in ihren Läden, in ihren Werkstätten aufsuchen und es wird dir grosses Vergnügen machen, deine Jugendgefährten als Männer der Arbeit wieder zu finden. Ich möchte sehen, ob du Coretti oder Precossi nicht aufsuchtest, wo sie auch wären. Du wirst hingehen und wirst ganze Stunden in ihrer Gesellschaft zubringen, und du wirst sehen, wenn du das Leben und die Welt studierst, wie viele Dinge du von ihnen lernen kannst, welche kein anderer dich lehren kann, über ihr Handwerk, über ihre Gesellschaft und über dein Land. Und siehe wohl zu, wenn du diese Freundschaften nicht bewahrst, wird es für dich sehr schwierig sein in Zukunft andere ähnliche anzuknüpfen, Freundschaften, will ich sagen, ausser der Klasse der du angehörst; und so wirst du in einer Klasse allein leben, und der Mensch, der nur

mit einer gesellschaftlichen Klasse Umgang hat, ist wie der Lernbegierige, der nur ein Buch liest. Nimm dir also von nun an vor, diese guten Freunde zu bewahren, auch nachdem ihr getrennt sein werdet, und behandle sie von jetzt an mit Vorzug, gerade weil sie die Söhne von Handwerkern sind. Höre: die Menschen der obern Klassen sind die Offiziere, und die Handwerker sind die Soldaten der Arbeit; aber in der Gesellschaft wie im Heere ist der Soldat nicht weniger edel als der Offizier, denn der Adel liegt in der Arbeit, und nicht im Gewinn, im Wert und nicht im Grade; aber wenn es einen Vorzug des Verdienstes giebt, so ist er auf Seite des Soldaten, des Handwerkers, welche aus der eigenen Arbeit weniger Gewinn ziehen. Liebe also, achte vor allen unter deinen Gefährten die Söhne der Soldaten, der Arbeit, ehre in ihnen die Mühen und die Opfer ihrer Eltern; verachte die Unterschiede von Vermögen und Klasse, wonach nur die niedrig Gesinnten den Grad ihrer Zuneigung und ihrer Höflichkeit abmessen; denke, dass aus den Adern der Arbeiter der Werkstätten und des Feldes fast alles das gesegnete Blut geflossen, das unser Vaterland befreit hat; liebe Garrone, liebe Precossi, liebe Coretti, liebe dein „Maurermeisterlein," denn diese kleinen Handwerker tragen den Adel im Herzen, und schwöre dir selbst, dass kein Glückswechsel imstande sein solle dir jemals diese heiligen Jugendfreundschaften aus der Seele zu reissen. Versprich, dass, wenn du nach dreissig

Jahren auf einer Eisenbahnstation in den Kleidern eines Maschinisten deinen alten Garrone mit schwarzem Gesicht erkennen wirst ... ah, es bedarf keines Schwures: ich bin sicher, dass du auf die Lokomotive springen und ihm die Arme um den Hals werfen würdest, wärest du auch Senator des Königreichs.

Dein Vater.

Garrones Mutter.

29. — Samstag.

In die Schule zurückgekehrt, erfuhr ich sofort eine traurige Nachricht. Seit mehreren Tagen kam Garrone nicht mehr, weil seine Mutter schwer krank war. Samstag abend ist sie gestorben. Gestern morgen sagte der Lehrer zu uns, als er kaum in die Schule getreten war: — dem armen Garrone ist das größte Unglück begegnet, das einem Kinde zustoßen kann. Die Mutter ist ihm gestorben. Morgen wird er in die Schule zurückkehren. Ich bitte euch schon jetzt, Knaben: achtet den fürchterlichen Schmerz, der ihm die Seele zerreißt. Wenn er in die Schule tritt, so grüßt ihn freundlich und ernst; keiner scherze, keiner lache mit ihm, ich empfehle es euch. — Und heute morgen, ein wenig später als die andern, trat Garrone herein. Es ging mir durch's Herz, als ich ihn sah. Er war abgezehrt im Gesichte, hatte rote Augen und stand unsicher auf den Beinen: es schien, als wäre er einen Monat krank gewesen: man kannte ihn fast nicht mehr; er war ganz schwarz gekleidet; er dauerte mich. Keiner atmete; alle sahen auf ihn. Kaum war er eingetreten und hatte zum erstenmal die Schule gesehen, wo ihn seine Mutter fast alle Tage abgeholt hatte, diese Bank, auf die sie sich oftmals an Prüfungstagen gebeugt hatte, um ihm den letzten Zuspruch zu geben und wo er so oft an sie gedacht und mit Ungeduld auf das Hinausgehen gewartet hatte, um ihr entgegenzulaufen, brach er in verzweifeltes Weinen aus. Der Lehrer zog ihn an sich, drückte ihn ans Herz und sagte zu ihm: — Weine, weine nur, armer Knabe; aber fasse Mut. Deine Mutter ist nicht mehr hier, aber sie sieht dich, liebt dich noch, lebt noch in deiner Nähe, und

eines Tages wirst du sie wieder sehen, denn du bist eine gute und rechtschaffene Seele wie sie. Fasse Mut! — Als er dies gesagt hatte, begleitete er ihn zur Bank, neben mich. Ich wagte nicht, ihn anzusehen. Er zog seine Hefte und seine Bücher, die er seit vielen Tagen nicht mehr geöffnet hatte, hervor; und als er das Lesebuch öffnete, in dem ein Titelbild ist, das eine Mutter mit dem Sohn an der Hand darstellt, brach er von neuem in heftiges Weinen aus und senkte den Kopf auf den Arm. Der Lehrer machte uns ein Zeichen, ihn gewähren zu lassen, und begann den Unterricht. Ich hätte ihm gerne etwas gesagt, aber ich wußte nichts. Ich legte ihm eine Hand auf den Arm und sagte ihm ins Ohr: — Weine nicht, Garrone. — Er antwortete nicht, und ohne das Haupt von der Bank zu erheben, legte er die Hand in die meinige und hielt sie ein wenig. Beim Hinausgehen sprach keiner mit ihm, alle umgaben ihn mit Achtung und Ruhe. Ich sah meine Mutter, die mich erwartete und lief hin, sie zu umarmen; aber sie stieß mich zurück und sah auf Garrone. Ich verstand nicht sofort warum; aber dann bemerkte ich, daß Garrone, allein abseits, mich betrachtete; und er betrachtete mich mit einem Blick unsäglicher Traurigkeit, der sagen wollte: — Du küssest deine Mutter und ich werde sie nie mehr küssen! Du hast deine Mutter noch, und die meine ist tot! Nun verstand ich, warum meine Mutter mich zurückgewiesen hatte, und ging hinaus, ohne ihr die Hand zu geben.

Giuseppe Mazzini.

29. — Samstag.

Auch diesen Morgen kam Garrone bleich und mit vom Weinen geschwollenen Augen in die Schule; und er würdigte die kleinen Geschenke, die wir ihm auf die Bank gelegt hatten um ihn zu trösten, kaum eines Blicks. Aber der Lehrer hatte ein Buch gebracht, woraus er ihm eine Seite vorlesen wollte, um ihm Mut einzuflößen. Vorher benachrichtigte er uns, daß wir morgen um zwölf Uhr auf das Rathaus gehen werden, um zu sehen wie man einem Knaben die Bürgermedaille gebe, weil er ein Kind aus dem Po gerettet hat, und daß er uns am Montag die Beschreibung dieses Festes anstatt der monatlichen Erzählung diktieren werde. Dann sagte er zu Garrone, der gesenkten Hauptes dasaß: Garrone, fasse dich und schreibe auch du, was ich diktiere. — Alle ergriffen die Feder. Der Lehrer diktierte:

Giuseppe Mazzini, geboren in Genua im Jahre 1805, gestorben in Pisa 1872, ein Mann mit großer patriotischer Seele, ein großer schriftstellerischer Geist, der Anführer und erste Apostel der italienischen Revolution; welcher aus Vaterlandsliebe vierzig Jahre, des Landes verwiesen und verfolgt, in Armut lebte, heldenhaft, unerschütterlich in seinen Grundsätzen und in seinen Plänen; Giuseppe Mazzini, der seine Mutter anbetete und der ihr verdankte, was in seiner starken und schönen Seele Höchstes und Reinstes war, schrieb so an einen seiner treuen Freunde, um ihn im größten Unglück zu trösten. Es sind ungefähr seine Worte: „Freund, du wirst deine Mutter auf dieser Erde nie mehr sehen. Das ist die fürchterliche Wahrheit. Ich besuche dich nicht, denn dein Schmerz ist einer der feierlichen und heiligen Schmerzen, die man allein tragen und überwinden muß. Verstehst du was ich mit diesen Worten sagen will: — Man muß den Schmerz überwinden? — Dasjenige überwinden, was am Schmerze weniger heilig, weniger veredelnd ist; das was anstatt die Seele zu bessern, sie schwächt und erniedrigt. Aber der andere Teil des Schmerzes, der edle, derjenige der die Seele groß macht und hebt, dieser soll in dir bleiben und dich nie mehr verlassen. Hienieden kann nichts die Mutter ersetzen. In den Schmerzen, in den Tröstungen, die das Leben dir noch geben kann, wirst du sie nie mehr vergessen. Aber du sollst dich an sie erinnern, sie lieben, trauern in einer Weise, die ihrer würdig ist. O Freund, höre mich an. Der Tod existiert nicht, er ist nichts. Man kann ihn nicht einmal verstehen. Das Leben ist Leben und es folgt dem Gesetz des Lebens: der Entwicklung. Du hattest gestern auf Erden eine Mutter: heute hast du anderwärts einen Engel. Alles was gut ist, lebt fort. Also auch die Liebe deiner Mutter. Sie liebt dich jetzt mehr als je. Und du bist ihr für deine Handlungen verantwortlich, mehr als je. Es hängt von dir ab, von deinen Werken, sie wieder anzutreffen, wieder zu sehen in einem andern Dasein. Du sollst also, aus Liebe und Ehrfurcht zu deiner Mutter, besser werden und ihr Freude bereiten. Du mußt von nun an bei jeder deiner Handlungen zu dir selbst sagen: — Würde meine Mutter dies billigen? — Ihre Verwandlung hat für dich einen Schutzengel in die Welt gestellt, vor den du alles bringen sollst. Sei stark und gut; widerstehe dem verzweifelten und niedrigen Schmerz; habe die Ruhe der großen Leiden in großen Seelen: Das ist es, was sie will."

— Garrone, — sagte der Lehrer; — sei stark und ruhig, es ist das, was sie will. Hörst Du?

Garrone nickte mit dem Kopfe „ja“ und unterdessen fielen ihm große, schwere Thränen auf die Hände, auf das Heft, auf die Bank.

Bürgertugend.

(Monatliche Erzählung.)

Um zwölf Uhr waren wir mit dem Lehrer vor dem Stadthaus, um der Überreichung der Bürgermedaille an einen Knaben beizuwohnen, der ein Kind aus dem Po gerettet hatte.

Von der Terrasse der Vorderseite wehte eine große Trikolore herab.

Wir traten in den Hof des Rathauses. Er war schon voll von Leuten. Im Hintergrunde sah man einen Tisch mit einem roten Teppich und Papiere darauf, und dahinter eine Reihe vergoldeter Stühle für den Bürgermeister und den Gerichtshof; da waren auch die Türhüter des Municipiums mit der blauen Weste und den weißen Strümpfen. Auf der Rechten des Hofes stand ein Trupp Bürgerwachen, die viele Medaillen hatten und in ihrer Nähe ein Trupp Zollwächter; auf der andern Seite standen die Feuerwehrmänner und viele Soldaten ohne Ordnung, die auch gekommen waren um das Schauspiel zu sehen: Soldaten von der Kavallerie, Schützen, Artilleristen. Dann ringsherum Herren, Bürger, einige Offiziere und Frauen und Knaben, die sich herzu drängten. Wir zogen uns in einen Winkel zurück, wo schon viele Schüler aus andern Abteilungen mit ihren Lehrern waren; in unserer Nähe befand sich ein Rudel Knaben aus dem Volke zwischen zehn und achtzehn Jahren. Sie lachten und sprachen laut und man sah, daß sie alle aus dem Po-Quartier und Kameraden oder Bekannte desjenigen waren, der die Medaille bekommen sollte. Oben, an allen Fenstern, zeigten sich die Beamten des Municipiums; auch die Gallerie der Bibliothek war voll von Leuten, die sich gegen das Geländer drückten; und auf derjenigen der gegenüberliegenden Seite, über dem Eingangsthor standen zusammengepreßt eine große Zahl Mädchen der öffentlichen Schulen und viele Offizierstöchter mit ihren schönen blauen Schleiern. Es war wie im Theater. Alle

plauderten fröhlich, jeden Augenblick nach der Seite des roten Tisches schauend, ob niemand komme. Die Musik spielte leise im Hintergrunde der Säulenhalle. Auf die hohen Mauern brannte die Sonne. Es war schön.

Auf einmal klatschten alle im Hofe, auf den Gallerien, an den Fenstern in die Hände.

Ich erhob mich auf die Fußspitzen um zu sehen.

Die Menge, die hinter dem roten Tische stand, hatte sich geteilt, und ein Mann und eine Frau waren hervorgekommen. Der Mann führte einen Knaben an der Hand.

Es war der, welcher seinen Kameraden gerettet hatte.

Der Mann war sein Vater, ein Maurer, festlich gekleidet. Die Frau — seine Mutter — klein und blond, trug ein schwarzes Kleid. Der Knabe, auch blond und klein, hatte eine graue Jacke.

Beim Anblick aller dieser Menschen und beim Hören dieser Beifallsrufe blieben alle drei stehen, als ob sie nicht mehr weder zu schauen, noch sich zu bewegen wagten. Ein Türsteher des Municipiums schob sie in die Nähe der Türe zur Rechten.

Alle blieben einen Augenblick still und dann brach der Beifallsturm noch einmal von allen Seiten los. Der Knabe schaute zu den Fenstern hinauf und dann zu dem Balkon der Offizierstöchter; er hielt den Hut zwischen den Händen und es schien, als wisse er nicht recht, wo er sich befinde. Es dünkte mich als ob er im Gesichte Coretti ein wenig gleiche, aber er war röter. Sein Vater und seine Mutter richteten die Augen fest auf den Tisch.

Unterdessen drängten sich die Knaben des Po-Quartiers, welche in unserer Nähe waren, vor, und machten Handbewegungen gegen ihren Kameraden hin, um sich zu zeigen, indem sie leise riefen: — Pin! Pin! Pinot! — Nach vielem Rufen wurden sie gehört. Der Knabe sah auf sie und verbarg ein Lächeln hinter dem Hute.

Auf einmal stellten sich die Wachen „in Achtung".

Der Bürgermeister, begleitet von vielen Herren, trat ein.

Er hatte eine große, dreifarbige Schärpe, und begab sich an den Tisch, während alle andern Herren sich hinter ihm und zu beiden Seiten aufstellten.

Die Musik hörte auf, der Bürgermeister gab ein Zeichen, alle schwiegen.

Er begann zu sprechen. Die ersten Worte verstand ich nicht gut; aber ich hörte, daß er die That des Knaben erzählte. Dann erhob sich seine Stimme und sie verbreitete sich so hell und klangreich über den Hof, daß ich kein Wort mehr verlor. — ....

„Als er vom Ufer aus den Kameraden sah, der schon von Schrecken ergriffen im Fluße mit dem Tode rang, riß er sich die Kleider vom Leibe und lief, ohne einen Augenblick zu zaudern, herbei. Man rief ihm zu: — Du ertrinkst! — er antwortete nicht; sie hielten ihn, er machte sich los; sie riefen ihn beim Namen, er war schon im Wasser. Der Strom war angeschwollen, die Gefahr fürchterlich, auch für einen Mann. Aber er stürzte sich mit der ganzen Kraft seines kleinen Körpers und seines großen Herzens dem Tode entgegen; er erreichte und ergriff zur rechten Zeit den Unglückseligen, der schon unter Wasser war und zog ihn herauf; er kämpfte wütend mit den Wellen, die ihn fortreißen wollten, gegen den Ertrinkenden, der ihn zu umschlingen versuchte, und mehrere Male verschwand er unter dem Wasser und kam mit verzweifelter Anstrengung wieder hervor, beharrlich, unüberwindlich in seinem heiligen Vorsatz, nicht wie ein Knabe, der einen andern Knaben retten will, sondern wie ein Mann, wie ein Vater, welcher kämpft, um seinen Sohn zu retten, der seine Hoffnung, sein Leben ist. Endlich — Gott wollte nicht, daß so kühne Großherzigkeit erfolglos sei — entriß der jugendliche Schwimmer dem reißenden Strome sein Opfer, brachte es wieder aufs feste Land und ließ ihm noch mit andern die erste Sorge angedeihen; darauf kehrte er ruhig nach Hause zurück und erzählte offenherzig seine That.

„Meine Herren! Schön, verehrungswürdig ist der Heldenmut im Manne. Aber im Kinde, in dem noch kein Ehrgeiz oder anderes Interesse möglich ist; im Kinde, das um so mehr Beherztheit haben muß, als es weniger Kraft hat; im Kinde, von dem wir nichts verlangen, das zu nichts verpflichtet ist, das uns schon edel und liebenswürdig genug erscheint, nicht wenn es selbst etwas leistet, sondern dann schon, wenn es nur fremde Opferwilligkeit begreift und erkennt: der Heldenmut im Kinde ist göttlich. Ich werde nichts mehr sagen, meine Herren. Ich will nicht mit überflüssigen Worten eine so einfache Größe schmücken. Da steht er vor euch, der tapfere und edle Retter. Soldaten, grüßt ihn wie einen Bruder; ihr Mütter,

segnet ihn wie einen Sohn; ihr Kinder, erinnert euch seines Namens, prägt euch sein Antlitz in euer Gedächtnis, daß es sich nie mehr in eurem Geiste noch in eurem Herzen auslösche. Komm hieher Knabe! Im Namen des Königs von Italien verleihe ich dir die bürgerliche Verdienstmedaille."

Und der Palast widerhallte von dem stürmischen Hoch! in welches die Versammelten ausbrachen.

Der Bürgermeister nahm die Medaille vom Tische und befestigte sie an der Brust des Knaben. Dann umarmte und küßte er ihn.

Die Mutter legte eine Hand auf die Augen, der Vater senkte das Kinn auf die Brust.

Der Bürgermeister drückte beiden die Hand und nahm das mit einem Bande gebundene Diplom, um es der Frau zu überreichen.

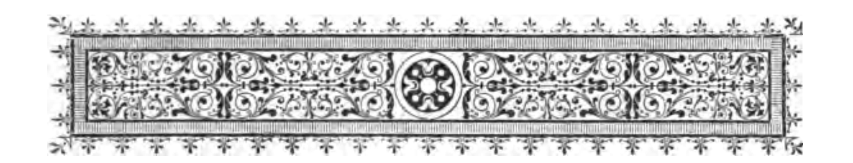
Dann wandte er sich an den Knaben und sagte zu ihm: — Möge die Erinnerung an den für dich so glorreichen, für deinen Vater und deine Mutter so glücklichen Tag dich für dein ganzes Leben auf dem Wege der Tugend und der Ehre erhalten. Addio!

Der Bürgermeister ging hinaus, die Musik spielte und alles schien beendigt, als der Trupp der Feuerwehrmänner sich öffnete und ein Knabe von acht oder neun Jahren, von einer Frau, die sich sofort verbarg, vorwärts geschoben, auf den Dekorierten zueilte und ihm in die Arme fiel.

Ein neuer Sturm von Lebehoch und Beifall machte den Hof erdröhnen; alle errieten, daß dies der aus dem Po gerettete Knabe sei, der kam um seinem Retter zu danken. Nachdem er ihn geküßt hatte, hing er sich ihm an einen Arm, um ihn hinauszubegleiten. Sie beide zuerst, hinter ihnen Vater und Mutter, näherten sich dem Ausgange, indem sie Mühe hatten, die Menge zu durchschreiten, die zu beiden Seiten Spalier bildete: Wachen, Knaben, Soldaten, Frauen, alles durcheinander. Alle drückten sich vorwärts und hoben sich auf die Fußspitzen, um den Knaben zu sehen. Die, welche in der Nähe des Durchganges waren, berührten ihm die Hand. Als er bei den Schulknaben vorbeiging, schwenkten alle die Mützen in der Luft. Diejenigen des Po-Quartiers machten einen großen Lärm, indem sie ihn an den Armen und an der Jacke zogen und schrien:

— Pin, viva Pin! Bravo Pinot! — Ich sah ihn nahe vorbeigehen. Sein Gesicht leuchtete und er war glücklich; die Medaille hatte ein weiß-rot-grünes Bändchen. Seine Mutter weinte und lachte; sein Vater zupfte sich den Schnurrbart mit einer Hand, die ihm stark zitterte, als ob er Fieber hätte. Und droben an den Fenstern und auf den Altanen fuhren sie fort, sich herauszulehnen und Beifall zu rufen. Mit einem Mal kam, als sie unter die Säulenhalle treten wollten, von der Gallerie der Offizierstöchter ein wahrer Regen von Pensées-, Veilchen- und Margueritensträußchen herab, welche auf den Kopf des Knaben, des Vaters, der Mutter fielen und die Erde bedeckten. Viele hoben sie in Eile auf und reichten sie der Mutter. Und im Hintergrunde des Hofes spielte die Musik leise, leise eine sehr schöne Arie, die wie Gesang vieler silberner Stimmen tönte, welche sich langsam den Ufern eines Flußes entlang entfernen.





Mai.

Die rhachitischen Kinder.

5. — Freitag.

Heute habe ich Ferien gemacht, weil ich nicht wohl war, und meine Mutter hat mich mit sich in die Anstalt der mit der englischen Krankheit behafteten Kinder geführt, wohin sie ging, um ein Kindlein unseres Türhüters zu empfehlen; aber sie hat mich nicht in die Schule eintreten lassen . . . . — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

— *„Hast du nicht erraten, Heinrich, warum ich dich nicht eintreten liess? Um dich nicht vor diese Unglücklichen zu stellen, da mitten in die Schule hinein, gleichsam als ob ich dich, einen gesunden und kräftigen Knaben zeigen wollte; sie haben schon zu viel Gelegenheit, schmerzliche Vergleichungen anzustellen. Wie traurig! Mich kam das Weinen an, als ich dort eintrat.. Es waren ungefähr sechzig, Knäblein und Mägdlein . . . . Arme verkrümmte Gliedmassen! Arme Hände, arme zusammengeschrumpfte und verdrehte Füsschen! Arme miss-*

gestaltete Körperchen! Aber unter ihnen bemerkte ich viele liebliche Gesichter, Augen voll Intelligenz und Gemüt: da war das Gesichtchen eines Kindleins mit scharfer Nase und spitzem Kinn, das wie eine kleine Alte aussah; aber es hatte ein Lächeln von himmlischer Lieblichkeit. Einige sind von vorn gesehen schön und scheinen ohne Gebrechen; sie wenden sich . . . und ihr Anblick zerreisst uns das Herz. Der Arzt, der sie untersuchte, war da. Er stellte sie aufrecht auf die Bänke und hob ihnen die Kleidchen in die Höhe, um ihre angeschwollenen Leiber und ihre dicken Gelenke zu betasten; aber sie schämten sich keineswegs, die armen Kreaturen; man sah, dass sie es gewöhnt waren, ausgezogen, untersucht, nach allen Seiten gedreht zu werden. Und man muss bedenken, dass sie jetzt in der bessern Periode ihrer Krankheit sind, dass sie fast nicht mehr leiden. Aber wer kann sagen, was sie bei der ersten Umgestaltung des Körpers litten, als sie mit dem Zunehmen ihrer Unförmlichkeit die Zuneigung rings um sich abnehmen sahen, die armen Kinder! Stunden lang allein im Winkel eines Zimmers oder eines Hofes gelassen, wurden sie in vielen Fällen noch dazu schlecht genährt und zuweilen auch geneckt, und Monate lang durch Verbände und verschiedene unzweckmässige orthopädische Apparate gequält. Jetzt jedoch, infolge der Fürsorge, der bessern Nahrung und des Turnens werden manche besser. Die Lehrerin liess Leibesübungen machen. Es erbarmte einen,

sie bei gewissen Befehlen die eingewickelten, zwischen hölzernen Schienen gepressten, knorrigen, unförmlichen Beine unter den Bänken strecken zu sehen; Glieder, die man mit Küssen bedecken sollte! Mehrere konnten sich nicht von der Bank erheben und blieben da, den Kopf auf den Arm gelegt und streichelten die Krücken mit der Hand; andern ging, als sie Armstossen machten, der Atem aus und sie fielen bleich auf die Sitze zurück; aber sie lächelten um die Ermüdung zu verbergen. O! Heinrich, ihr andern, die ihr die Gesundheit nicht schätzet, euch scheint das Gesundsein etwas so Geringfügiges! Ich dachte an die schönen, starken und blühenden Knaben, welche die Mütter wie im Triumph herumtragen, stolz auf deren Schönheit; und ich hätte alle diese armen Köpfchen nehmen, hätte in meinem Schmerz sie ans Herz drücken mögen; hätte, stünde ich allein, gesagt: ich gehe nicht mehr von hier fort, ich will euch das Leben widmen, euch dienen, euch allen eine Mutter sein bis zu meinem letzten Tage . . . Und unterdessen sangen sie, sangen mit dünnen, süssen, traurigen Stimmchen, die durch's Herz gingen, und als die Lehrerin sie lobte, waren sie sichtlich beglückt; und während sie durch die Bänke ging, küssten sie ihr die Hände und die Arme, denn sie fühlen sehr viel Dankbarkeit für denjenigen, der ihnen Gutes thut und sind sehr anhänglich. Und sie haben auch Talent, diese Engelchen und lernen, sagte mir die Lehrerin. Es ist eine junge und liebenswürdige Lehrerin, die auf ihrem gütigen Gesichte

einen gewissen Ausdruck von Schwermut hat; er ist wie ein Widerschein des Unglücks, das sie liebkost und tröstet. Liebes Mädchen! Unter allen menschlichen Geschöpfen, die sich das Brot mit ihrer Arbeit verdienen, gibt es kein einziges, das es heiliger verdiente als du, meine Tochter.

Deine Mutter.

Opfer.

9. — Dienstag.

Meine Mutter ist gut und meine Schwester Silvia ist wie sie, sie hat das gleiche große und gute Herz. Ich kopierte gestern Abend einen Teil der monatlichen Erzählung: Von den Apenninen zu den Anden, welche der Lehrer uns abzuschreiben gegeben hat, jedem ein wenig, so lang ist sie, als Silvia auf den Fußspitzen eintrat und mir in Eile und leise sagte: — Komm mit mir zur Mutter. Ich habe die Eltern diesen Morgen miteinander sprechen hören: dem Vater ist ein Geschäft mißglückt, er war betrübt, die Mutter machte ihm Mut; wir sind in der Not, verstehst du? es ist kein Geld mehr da. Der Papa sagte, man müsse Opfer bringen um sich wieder zu erholen. Nun ist es an uns, auch Opfer zu bringen, nicht wahr? Bist du bereit? Gut, ich spreche mit der Mutter und du sagst ja, und versprichst es ihr auf deine Ehre, daß du alles thust, was ich sagen werde. — Nachdem sie dies gesagt hatte, nahm sie mich bei der Hand und führte mich zu unserer Mutter, welche ganz nachdenkend nähte; ich saß auf einer Seite des Sofas, Silvia setzte sich auf die andere, und plötzlich sagte sie: — Höre Mutter, ich habe mit Dir zu sprechen. Wir beide haben mit Dir zu sprechen. Die Mutter betrachtete uns verwundert. Und Silvia begann: — Der Vater ist ohne Geld, nicht wahr? — Was sagst du? antwortete die Mutter errötend. — Es ist nicht wahr! Was weißt du davon? Wer hat es dir gesagt? — Ich weiß es, sagte Silvia entschlossen. — Nun wohl, höre Mutter; auch wir müssen Opfer bringen. Du hattest mir auf Ende Mai einen Fächer versprochen und Heinrich erwartete eine Farbenschachtel; wir wollen nichts mehr; wir wollen nicht,

daß die Soldi unnötig ausgegeben werden; wir sind gleichwohl zufrieden, hast du verstanden? Die Mutter versuchte zu sprechen; aber Silvia sagte: — Nein, es bleibt dabei. Wir haben es so ausgemacht. Und bis der Vater wieder Geld hat, wollen wir keine Früchte noch andere Sachen mehr; die Suppe genügt uns, und am Morgen beim Frühstück essen wir Brot; so wird man für den Tisch weniger ausgeben, wir geben schon zu viel aus, und wir versprechen Dir, daß Du uns dennoch zufrieden sehen wirst. Ist es nicht wahr, Heinrich? — Ich antwortete ja. — Immer zufrieden, wie bisher, wiederholte Silvia, indem sie der Mutter mit einer Hand den Mund schloß; — und wenn andere Opfer zu bringen sind, entweder an Kleidern oder in anderem, wir werden sie gerne bringen, wir könnten auch unsere Geschenke verkaufen; ich gebe alle meine Sachen her, ich diene Dir als Kammerfrau, wir wollen nichts mehr außer dem Hause machen lassen, ich will den ganzen Tag mit Dir arbeiten, ich mache alles was Du willst, ich bin zu allem bereit! Zu allem! rief sie aus, indem sie die Arme um den Hals der Mutter schlang; — damit Väterchen und Mütterchen keine Verlegenheiten mehr haben, damit ich euch beide wieder ruhig, guter Laune wie früher sehe, inmitten eurer Silvia und eures Heinrich, die euch so sehr lieben, die das Leben für euch geben würden! — Ach! nie sah ich meine Mutter so glücklich, als da sie diese Worte hörte; nie küßte sie uns so herzlich auf die Stirne, weinend und lachend, ohne sprechen zu können. Und dann versicherte sie Silvia, daß sie schlecht verstanden habe, daß wir gar nicht in der Not seien, wie sie glaubte, zum Glücke nicht, und hundertmal sagte sie uns Dank und war heiter den ganzen Abend, bis mein Vater heimkam, dem sie alles erzählte. Er öffnete den Mund nicht, mein armer Vater! Aber diesen Morgen als ich mich zu Tische setzte .... fand ich, gleichzeitig mit Freude und Traurigkeit, unter dem Tischtuch meine Schachtel und Silvia fand ihren Fächer.

Die Feuersbrunst.*)

11. — Donnerstag.

Diesen Morgen hatte ich meinen Teil der Erzählung „von den Apenninen zu den Anden“ abgeschrieben und suchte eben ein Thema

*) Der Vorfall ereignete sich in der Nacht des 27. Januar 1880.

für den freien Aufsatz, den uns der Lehrer gab, als ich auf den Treppen ein ungewöhnliches Stimmengewirr hörte, und kurz nachher traten zwei Feuerwehrmänner ins Haus, welche meinen Vater um die Erlaubnis baten, die Öfen und Kamine untersuchen zu dürfen, denn es brannte ein Schornstein auf den Dächern und man wußte nicht, woher es kam. Mein Vater sagte: — Thun Sie es nur, — und obgleich wir nirgends Feuer angezündet hatten, begannen sie die Runde durch die Zimmer und legten die Ohren an die Wände, um zu horchen, ob das Feuer in den Rauchfängen, welche in die anderen Stockwerke des Hauses gehen, ein Geräusch mache.

Mein Vater sagte zu mir, während sie durch die Zimmer gingen: — Heinrich, da ist ein Thema für deinen Aufsatz: Die Feuerwehrmänner. Versuche ein wenig zu schreiben, was ich dir erzähle. Ich sah sie vor zwei Jahren an der Arbeit, als ich in schon vorgerückter Nacht aus dem Balbo-Theater kam. Beim Eingang der Straße Roma sah ich eine ungewöhnliche Helle und ein Menschengewoge, das sich herbeiwälzte; ein Haus stand in Flammen, Feuerzungen und Rauchwolken brachen durch die Fenster und durch das Dach; Männer und Frauen erschienen an den Fenstern und verschwanden, indem sie ein verzweifeltes Geschrei ausstießen; vor dem Thore war ein großer Tumult; die Menge schrie: — Sie verbrennen lebendig! Hilfe! die Feuerwehr! In diesem Augenblicke langte eine Kutsche an, vier Feuerwehrmänner sprangen heraus, es waren die ersten die sich im Gemeindehause gefunden hatten, und sie stürzten sich in das Haus. Kaum waren sie eingetreten, als man eine schreckliche Scene sah: eine Frau zeigte sich heulend an einem Fenster des dritten Stockwerkes, klammerte sich an das Geländer, hob ein Bein nach dem andern hinüber und blieb so angeklammert, fast aufgehängt in freier Luft, mit dem Rücken nach außen, gekrümmt unter dem Rauch und den Flammen, die, aus dem Zimmer herausbrechend, ihr fast das Haupt ergriffen. Die Menge stieß einen Schrei des Entsetzens aus. Die Feuerwehrmänner, irrtümlicher Weise von den erschreckten Hausbewohnern im zweiten Stockwerk zurückgehalten, hatten schon eine Mauer eingeschlagen und sich in eine Kammer gestürzt; hundert Stimmen benachrichtigten sie: — Im dritten Stock! Im dritten Stock! — Sie flogen in das dritte Stockwerk hinauf. Hier war ein Höllenlärm: schwankende Dachbalken, Korridore voll Flammen, ein erstickender Rauch. Um in die Zimmer

zu gelangen, wo die Hausbewohner eingeschlossen waren, blieb kein anderer Weg, als über das Dach. Sie eilten sofort hinauf und eine Minute nachher sah man ein gespenstartiges Wesen durch den Rauch auf die Ziegel springen. Es war der Korporal, der zuerst angekommen war. Aber um nach der Seite des Daches, die mit den vom Feuer umringten Wohnungen in Verbindung stand, zu gelangen, mußte ein sehr enger Raum zwischen einem Dachfenster und der Traufe passiert werden; alles andere stand in hellen Flammen und dieser schmale Durchgang war mit Schnee und Eis bedeckt und nirgends ein Anhalt geboten. — Es ist unmöglich, dort durchzukommen, — schrie die Menge von unten. Der Korporal ging auf dem Rand des Daches vorwärts: alle schauderten und sahen mit zurückgehaltenem Atem hinauf: — er ging hinüber: — ein ungeheurer Beifallsturm stieg zum Himmel empor. Der Korporal setzte seinen Gang fort, und an dem bedrohten Punkte angekommen, begann er wie rasend mit der Axt Ziegel, Balken, Dachlatten zu zertrümmern, um ein Loch zu machen, durch das er hineinsteigen könne. Unterdessen hing die Frau noch immer außer dem Fenster, das Feuer wütete ob ihrem Haupte, eine Minute noch, und sie wäre auf die Straße gestürzt. Das Loch war offen: man sah, wie der Korporal das Rettungsseil löste und hinunterglitt; die andern Feuerwehrmänner waren unterdessen auch nachgekommen und folgten ihm. Im gleichen Augenblick legte sich eine sehr hohe Leiter, soeben angelangt, an das Hauptgesims des Hauses, vor den Fenstern, wo aus den Flammen verzweifelte Rufe drangen. Aber es schien schon zu spät. — Niemand kann sich mehr retten, riefen sie. — Die Feuerwehrmänner brennen. — Es ist zu Ende. — Sie sind tot. — Plötzlich sah man am Fenster mit dem Geländer die schwarze Gestalt des Korporals, von oben bis unten von den Flammen beleuchtet, erscheinen; — die Frau umschlang seinen Hals; — er faßte sie mit beiden Armen um den Leib, zog sie herauf und stellte sie ins Zimmer nieder. Die Menge stieß einen tausendfachen Ruf aus, der den Lärm der Feuersbrunst übertönte. Aber die andern? und wie heruntersteigen? Die Leiter, vor einem andern Fenster ans Dach gelehnt, stand vom Fenstervorsprung ein gutes Stück ab. Wie hätten sie die Leiter erreichen sollen? Während man sich dies fragte, kam einer der Feuerwehrmänner durch das Fenster heraus, setzte den rechten Fuß auf den Fenstervorsprung und den linken auf die Leiter, und so,

aufrecht in der Luft, erfaßte er einen nach dem andern von den Hausbewohnern, welche ihm von innen gereicht wurden und reichte sie wieder einem Gefährten, der von unten auf die Leiter gestiegen war und der sie von Sprosse zu Sprosse hinunterklettern ließ, wobei sie von andern Feuerwehrmännern von unten unterstützt wurden. Zuerst kam die Frau vom Geländer, dann ein Kind, eine andere Frau, ein Greis. Alle waren gerettet. Nach dem Greise stiegen die drinnen gebliebenen Feuerwehrmänner herunter; der letzte war der Korporal, der beim Herbeieilen der erste gewesen war. Die Menge empfing alle mit einem Beifallsturm; als aber der letzte erschien, der Vormann der Retter, der vor allen andern dem Abgrund getrotzt hatte, derjenige welcher, wenn einer das Leben hätte lassen müssen, gestorben wäre, begrüßte ihn die Menge wie einen Triumphator, Alles schrie und streckte ihm die Arme entgegen, außer sich vor Bewunderung und Dankbarkeit und in wenigen Augenblicken tönte sein unbekannter Name, — Giuseppe Robbino — von tausend Zungen .... Hast du verstanden? Das ist Mut, der Mut des Herzens, der nicht bedenkt, der nicht wankt, der gerade, blind, blitzschnell geht, wo er den Ruf eines Sterbenden hört. Ich werde dich eines Tages zu den Übungen der Feuerwehr führen und werde dir den Korporal Robbino zeigen; du würdest dich sehr freuen, ihn zu kennen, nicht wahr? Ich antwortete ja. — Da ist er, — sagte mein Vater.

Ich drehte mich schnell um. Die zwei Feuerwehrmänner, welche ihre Untersuchung beendigt hatten, durchschritten das Zimmer um hinauszugehen.

Mein Vater bezeichnete mir den kleinern, der die Borten hatte und sagte zu mir; drücke dem Korporal Robbino die Hand.

Der Korporal stand still und reichte mir lächelnd die Hand: ich drückte sie ihm; er grüßte und ging hinaus.

— Und erinnere dich wohl, — sagte mein Vater, — denn von den tausenden von Händen, die du in deinem Leben drücken wirst, sind vielleicht nicht zehn, die die seinige wert sind.

Von den Apenninen zu den Anden.

(Monatliche Erzählung.)

Vor vielen Jahren ging ein kleiner Genuese von dreizehn Jahren, der Sohn eines Arbeiters, allein von Genua nach Amerika,

um seine Mutter zu suchen. Seine Mutter war zwei Jahre vorher nach Buenos Aires, der Hauptstadt der Republik Argentinien, gegangen, um in irgend einem reichen Hause einen Dienst zu übernehmen und so in kurzer Zeit genug zu erwerben, um der Familie, welche infolge verschiedener Unglücksfälle in Armut und Schulden geraten war, wieder aufzuhelfen.

Die Zahl der mutigen Frauen ist nicht klein, die mit diesem Ziele im Auge eine so lange Reise machen und welche, Dank der großen Löhne die dort den Dienstboten bezahlt werden, nach Verlauf von wenigen Jahren mit einigen tausend Liren in die Heimat zurückkehren. Die arme Mutter hatte blutige Thränen geweint, als sie sich von ihren Söhnen, von denen der eine achtzehn und der andere elf Jahre zählte, trennen mußte; aber sie war mutig und voll Hoffnung abgereist. Die Reise ging glücklich von statten: kaum in Buenos Aires angekommen, hatte sie sofort durch Vermittlung eines genuesischen Krämers, eines Vetters ihres Mannes, der seit vielen Jahren dort wohnte, eine gute argentinische Familie gefunden, die sie reichlich bezahlte und gut behandelte. Eine Zeitlang hatte sie mit den Ihrigen eine regelmäßige Korrespondenz unterhalten. Wie sie miteinander verabredet hatten, richtete der Mann die Briefe an den Vetter, welcher sie der Frau aushändigte, und diese übergab ihm die Antworten, die er nach Genua spedierte, indem er auch einige Zeilen beifügte. Da sie jeden Monat achtzig Liren verdiente und für sich nichts ausgab, so schickte sie alle drei Monate eine schöne Summe nach Hause, womit der Mann, ein ehrenhafter Charakter, die dringendsten Schulden nach und nach abzahlte und sich so seinen guten Ruf wieder erwarb. Und unterdessen arbeitete er und war mit seinen Erfolgen zufrieden in der Hoffnung, seine Frau werde in nicht ferner Zeit zurückkehren, denn das Haus schien leer ohne sie und hauptsächlich der jüngere Sohn, der seine Mutter sehr liebte, wurde immer trauriger und konnte sich nicht in ihre Abwesenheit schicken.

Aber ein Jahr nach der Abreise, nach einem kurzen Briefe, in welchem sie sagte, sie befinde sich nicht sehr wohl, blieben die Nachrichten aus. Sie schrieben zweimal an den Vetter; der Vetter antwortete nicht. Sie schrieben an die argentinische Familie, wo die Frau diente; aber sie erhielten keine Antwort; vielleicht war

der Brief nicht angekommen, weil der Name auf der Adresse verstümmelt war. Da sie ein Unglück befürchteten, schrieben sie an den italienischen Konsul in Buenos Aires, damit er Nachsuchungen anstelle, und nach drei Monaten bekamen sie die Antwort vom Konsul, daß, ungeachtet des Aufrufes in den Zeitungen, sich niemand gemeldet habe, nicht einmal um Nachricht zu geben. Es war dies nicht anders zu erklären, als daß die gute Frau aus Furcht durch ihre Dienste als Magd auf den guten Namen der Ihrigen einen Makel zu bringen oder aus andern Gründen der argentinischen Familie nicht den wahren Namen angegeben hatte. Wieder verstrichen Monate ohne Antwort. Vater und Söhne waren in Sorge, der kleinste war von einer Traurigkeit niedergedrückt, die er nicht länger besiegen konnte. Was thun? An wen sich wenden? Des Vaters erster Gedanke war zu verreisen, nach Amerika zu gehen, um seine Frau zu suchen. Aber die Arbeit? wer würde die Söhne erhalten? Und auch der größere Sohn hätte nicht abreisen können, denn er begann gerade jetzt etwas zu verdienen und war der Familie nötig. Und in dieser Angst lebten sie, alle Tage wiederholten sich die gleichen, traurigen Reden und der eine blickte den andern stillschweigend an. Eines Abends sagte Marco, der kleinere, entschlossen: — Nun gehe ich selbst nach Amerika, meine Mutter zu suchen. — Der Vater schüttelte das Haupt mit Traurigkeit und antwortete nicht. Es war ein liebevoller Gedanke, aber eine unmögliche Sache. Mit dreizehn Jahren allein eine Reise nach Amerika zu machen, zu der es einen ganzen Monat braucht! Aber der Knabe bestand mit Beharrlichkeit darauf. Er bat heute, morgen, alle Tage mit großer Gelassenheit und setzte seine Gründe mit dem klaren Verstande eines Mannes auseinander. — Andere sind auch dorthin gegangen, — sagte er, — und kleinere als ich. Einmal auf dem Dampfschiff, werde ich dort ankommen so gut wie ein anderer. Bin ich aber dort, so habe ich nur den Laden des Vetters zu suchen. Dort sind so viele Italiener, irgend jemand wird mir die Straße bezeichnen. Wenn ich den Vetter gefunden habe, ist auch die Mutter gefunden, und wenn ich ihn nicht finde, so gehe ich zum Konsul und werde die argentinische Familie suchen. Geschehe was da wolle, so giebt es dort unten für alle Arbeit; auch ich werde sie finden, wenigstens um so viel zu verdienen, daß ich wieder nach Hause

zurückkehren kann. — Und so, nach und nach, gelang es ihm fast seinen Vater zu überzeugen. Sein Vater hielt etwas auf ihn, er wußte, daß Marco Verstand und Mut besaß, daß er an Entbehrungen und Opfer gewöhnt war und daß alle diese guten Eigenschaften in seinem Herzen doppelte Kraft gewonnen hatten, für den heiligen Zweck, seine Mutter zu finden, die er anbetete. Es traf sich noch, daß der Kapitän eines Dampfers, der Freund eines seiner Bekannten, der von der Sache gehört hatte, sich anerbot, ihm ein Freibillet dritter Klasse nach Argentinien zu verschaffen. Und nun, nach einigem weitern Zögern willigte der Vater ein, die Reise wurde beschlossen. Sie füllten ihm einen Sack mit Kleidern, gaben ihm einiges Geld in die Tasche und die Adresse des Vetters, und an einem schönen Abend des Monats April schifften sie ihn ein. — Auf der Treppe des Dampfschiffes, das im Begriffe stand in See zu stechen, sagte der Vater, indem er seinem Sohn mit Thränen in den Augen den letzten Kuß gab: — fasse Mut Marco, du reisest für eine heilige Sache und Gott wird dir helfen!

Armer Marco! Er hatte ein starkes und auch für die härtesten Proben dieser Reise vorbereitetes Herz; aber als er am Horizonte sein schönes Genua verschwinden sah und sich auf dem hohen Meere befand, auf diesem großen, von auswandernden Landsleuten angefüllten Schiffe, allein, von keinem Menschen gekannt, mit dem kleinen Sacke, der sein ganzes Vermögen einschloß, so ergriff ihn eine plötzliche Entmutigung. Zwei Tage lang legte er sich hin, wie ein Hund, auf das Vorderteil des Schiffes, fast ohne etwas zu essen und gedrückt von einem großen Bedürfnis zu weinen. Alle Arten trauriger Gedanken gingen ihm durch den Kopf, und der traurigste, der schrecklichste kehrte stets am hartnäckigsten zurück: der Gedanke, seine Mutter sei tot. In seinem unruhigen und oft unterbrochenen Schlafe sah er immer das Gesicht eines Unbekannten, der ihn mit dem Ausdruck des Mitleids ansah und ihm dann ins Ohr flüsterte: — Deine Mutter ist tot. — Und alsdann erwachte er, indem er einen erstickten Schrei ausstieß. Nichtsdestoweniger faßte er wieder ein wenig Mut und Hoffnung beim ersten Anblick des atlantischen Oceans, nachdem sie die Meerenge von Gibraltar passiert hatten. Aber es war eine kurze Erleichterung. Dieses ungeheure, immer gleiche Meer, die wachsende Hitze, die Traurigkeit all der armen

Leute, die ihn umgaben, das Gefühl der eigenen Einsamkeit kehrte so stark wieder, daß es ihn niederzuwerfen drohte. Die Tage, die sich leer und gleichförmig folgten, verwirrten sich in seinem Geiste, wie es bei Kranken vorkommt. Es schien ihm, als sei er seit einem Jahre auf dem Meere. Und jeden Morgen, wenn er erwachte, fühlte er einen neuen Schreck, allein in dieser ungeheuern Wasserwüste zu sein, auf der Reise nach Amerika. Und die fliegenden Fische, welche so oft auf das Verdeck fielen, jene wunderbaren Sonnenuntergänge der Tropen, mit den ungeheuren Wolken von Feuer und Blut, jene nächtlichen Phosphorescenzen, von denen der ganze Ocean wie ein brennendes Meer von Lava erscheint, kamen ihm nicht wie wirkliche Dinge, sondern wie im Traume gesehene Sachen vor. Es gab Tage, an denen das Wetter schlecht war, während welcher er in der Kajüte eingeschlossen blieb, wo alles rüttelte und tanzte, inmitten eines erschreckenden Chores von Wehklagen und Verwünschungen; er glaubte seine letzte Stunde sei gekommen. Am andern Tage war das Meer ruhig und gelb, aber es herrschte eine unerträgliche Hitze und gräßliche Langeweile; unendliche und trübe Stunden, während welcher die schwitzenden Reisenden, unbeweglich auf den Tischen liegend, alle wie Tote erschienen. Die Reise nahm kein Ende, Wasser und Himmel, Himmel und Wasser, heute wie gestern, morgen wie heute, — jetzt, — immer, — ewiglich. Und er lehnte Stunden lang an der Brustwehr und betrachtete dieses unendliche Meer, bekümmert, unruhig, an seine Mutter denkend, bis ihm die Augen zufielen und der Kopf ihm vor Schlaf auf die Schulter sank; und dann sah er wieder das unbekannte Gesicht, das ihn teilnehmend ansah und ihm ins Ohr wiederholte: — Deine Mutter ist tot! — und bei dieser Stimme fuhr er plötzlich auf und erwachte, um mit offenen Augen weiter zu träumen und den unveränderten Horizont zu betrachten.

Siebenundzwanzig Tage dauerte die Reise! Aber die letzten Tage waren die besten. Das Wetter war schön und die Luft frisch. Er hatte die Bekanntschaft eines gutmütigen alten Lombarden gemacht, der nach Amerika ging um seinen Sohn zu suchen, welcher in der Nähe der Stadt Rosario Bauer war; er hatte ihm alles von seiner Familie erzählt und der Alte wiederholte ihm oft, indem er ihm mit der Hand auf den Nacken klopfte: — Mut, Büblein,

du wirst deine Mutter gesund und wohlbehalten finden. — Diese Gesellschaft stärkte ihn und seine Vorgefühle waren aus traurigen ruhige geworden. Auf dem Vorderteil des Schiffes, in der Nähe des alten Bauern sitzend, der seine Pfeife rauchte, unter dem schön gestirnten Himmel, inmitten der Gruppen von Landsleuten, welche sangen, malte er sich hundertmal in Gedanken seine Ankunft in Buenos Aires aus, sah sich in der gewissen Straße, fand den Laden, stürzte sich dem Vetter entgegen: — Wie geht es meiner Mutter? Wo ist sie? Kommt! Laßt mich gleich zu ihr gehen! — sie liefen miteinander, eilten eine Treppe hinauf, es öffnete sich eine Türe... Und hier hörte sein stummes Selbstgespräch auf, seine Einbildung verlor sich in ein Gefühl unsäglicher Zärtlichkeit, in welchem er heimlich eine kleine Medaille, die er am Halse trug, hervorzog, sie küßte und seine Gebete murmelte.

Am siebenundzwanzigsten Tage nach dem der Abreise kamen sie an. Es war ein schönes, helles Maimorgenrot, als der Dampfer in dem ungeheuern Rio de la Plata Anker warf, an dessen Ufer sich die große Stadt Buenos Aires, die Hauptstadt der Republik Argentinien, ausbreitet. Dieses prachtvolle Wetter schien ihm ein gutes Vorzeichen zu sein. Er war außer sich vor Freude und Ungeduld. Seine Mutter war in einer Entfernung von wenigen Meilen von ihm! In wenigen Stunden sollte er sie sehen! Und er befand sich in Amerika, in der neuen Welt und hatte die Kühnheit gehabt, allein hieher zu kommen! Die ganze, lange Reise löste sich für ihn in ein Nichts auf. Es schien ihm als ob er im Traum geflogen und in diesem Augenblicke erwacht sei. Und er war so glücklich, daß er sich fast nicht verwunderte und nicht betrübt war, als er die Taschen durchstöberte und nur noch eines der beiden Röllchen vorfand, in welche er seinen kleinen Schatz geteilt hatte, um sicher zu sein, nicht alles auf einmal zu verlieren. Sie hatten es ihm gestohlen; es blieben ihm nur noch wenige Lire; aber was kümmerte ihn das, jetzt, da er in der Nähe seiner Mutter war? Mit seinem Sacke in der Hand stieg er mit vielen andern Italienern in ein kleines Dampfschiff, das sie in die Nähe des Ufers brachte, stieg vom Dampfschiff in eine Barke, die den Namen Andrea Doria trug, wurde am Hafendamme ausgeschifft, grüßte seinen alten, lombardischen Freund, und schlug mit großen Schritten den Weg nach der Stadt ein.

Bei der ersten Straße angekommen, hielt er einen vorübergehenden Mann an und bat ihn, ihm zu sagen, welchen Weg er nehmen müsse, um in die Straße „de los Artes“ zu gelangen. Er hatte zufällig einen italienischen Arbeiter angesprochen. Dieser betrachtete ihn neugierig und fragte ihn, ob er lesen könne. Der Knabe nickte ja. — Nun gut, — sagte ihm der Arbeiter, auf die Straße zeigend, aus der er gekommen war; — gehe immer gerade hinauf, indem du an allen Ecken die Namen der Straßen liesest; du wirst auch die deinige finden. — Der Knabe dankte ihm und betrat die Straße, die sich vor ihm öffnete.

Es war eine gerade, endlose, aber enge Straße; zu beiden Seiten standen niedrige weiße Häuser, die wie kleine Villen aussahen; sie war voll von Leuten, Kutschen, großen Wagen, die einen betäubenden Lärm machten; hier und dort schwebten sehr große Fahnen von verschiedenen Farben in der Luft und darauf war mit großen Buchstaben die Abreise der Dampfer nach unbekannten Städten angekündigt. So oft er ein kurzes Stück Weges gegangen war, sah er rechts und links zwei andere Straßen, die gerade ausliefen, so weit das Auge reichte, auch mit niedrigen, weißen Häusern zu beiden Seiten und voll von Leuten und Wagen, und an ihrem Ende durchschnitten von der geraden Linie der unendlichen amerikanischen Ebene, ähnlich dem Horizonte des Meeres. Die Stadt schien ihm ohne Grenzen. Er glaubte Tage und Wochen lang herumwandern zu können und immer andere Straßen sehen zu müssen, als ob ganz Amerika davon bedeckt sei. Er betrachtete aufmerksam die Namen der Straßen: fremde Namen, die zu lesen er Mühe hatte. Bei jeder neuen Straße fühlte er das Herz klopfen, da er dachte, es sei die seine. Er betrachtete alle Frauen mit dem Gedanken seine Mutter anzutreffen. Er sah eine vor sich, die ihm das Herz klopfen machte: er erreichte sie, betrachtete sie: es war eine Negerin. Er kam an einem Kreuzweg an, las, und blieb wie angewurzelt auf dem Trottoir. Es war die „Straße der Künste“. Er bog in dieselbe ein, sah die Nummer 117; der Laden seines Vetters war in Nummer 175. Er beschleunigte den Schritt noch, sprang mehr als er lief; bei Nummer 171 mußte er anhalten, um Atem zu schöpfen. Und er sagte zu sich: — O Mutter! Mutter! Ist es wirklich wahr, daß ich dich in einigen Augenblicken sehen

werde! — Er lief vorwärts und kam an einen kleinen Krämerladen. Da war es. Er trat ein. Er sah eine Frau mit grauen Haaren und einer Brille.

— Was willst du, Knabe? — fragte ihn diese auf spanisch.

— Ist dies nicht, — sagte der Knabe mit Mühe ein Wort hervorbringend, — der Laden von Francesco Merelli?

— Francesco Merelli ist tot, — antwortete die Frau auf italienisch.

Dem Knaben war es, als ob er einen Stoß in die Brust erhielte.

— Wann ist er gestorben?

— Eh, seit geraumer Zeit, — antwortete die Frau; — seit Monaten. Er machte schlechte Geschäfte und suchte das Weite. Man sagte, er sei nach Bahia Blanca gegangen, weit fort von hier. Und kaum dort angekommen, starb er. Der Laden gehört mir.

Der Knabe erbleichte.

Dann sagte er sehr schnell: — Merelli kannte meine Mutter; meine Mutter diente bei Herrn Mequinez. Er allein hätte mir sagen können, wo ich sie finden würde. Ich bin nach Amerika gekommen, um meine Mutter zu suchen. Merelli schickte ihr unsere Briefe. Ich muß meine Mutter finden.

— Armer Junge, — antwortete die Frau, — da ist guter Rat teuer. Ich will den Lehrbuben fragen. Er kannte den Jungen, der für Merelli die Kommissionen besorgte. Es kann sein, daß er etwas zu sagen weiß.

Sie ging in den hintern Teil des Ladens und rief den Knaben, der sofort kam. — Sag einmal, fragte ihn die Krämerin, — erinnerst du dich, daß der Bursche Merellis hie und da Briefe an eine Frau brachte, die im Hause eines „Sohnes des Landes“ im Dienste stand.

— Zu Herrn Mequinez, — antwortete der Knabe, — ja Madame, einige Male. Am Ende der Straße der Künste.

— Ah! liebe Frau, Dank! — rief Mareo. — Nennen Sie mir die Nummer .... Sie wissen sie nicht? Geben Sie mir eine Begleitung, — begleite du mich selber, Knabe, ich habe noch Soldi.

Und er sprach dies mit solcher Wärme, daß der Knabe, ohne

den Auftrag der Frau abzuwarten, sagte: — Sehen wir; — und er ging schnellen Schrittes zuerst hinaus.

Eiligen Laufes, ohne ein Wort zu sagen, gingen sie bis zum Ende der sehr langen Straße, traten in den Thorweg eines kleinen weißen Hauses und hielten vor einem schönen eisernen Gitter, von welchem aus man einen Hof voll von Blumentöpfen sah. Marco zog die Glocke.

Ein Fräulein erschien.

— Hier wohnt die Familie Mequinez, nicht wahr? — fragte ängstlich der Knabe.

— Wohnte hier, — antwortete das Fräulein, das Italienische nach spanischer Art betonend. Jetzt wohnen wir hier, Zeballos.

Und wohin sind die Mequinez gegangen, — fragte Marco mit Herzklopfen.

— Sie sind nach Cordova gegangen.

— Cordova! — rief Marco aus. Wo ist Cordova? Und die Person, die bei ihnen im Dienst stand? die Frau, meine Mutter? Die Dienerin war meine Mutter! Haben sie meine Mutter auch mitgenommen?

Das Fräulein betrachtete ihn und sagte: — Ich weiß nicht. Mein Vater weiß es vielleicht, er hat sie gekannt, bevor sie abreisten. Wartet einen Augenblick.

Sie eilte fort und kehrte bald darauf mit ihrem Vater zurück, einem großen Herrn mit grauem Bart. Dieser betrachtete einen Augenblick die einnehmende Figur des genuesischen Schiffers mit blonden Haaren und Adlernase und fragte ihn in schlechtem Italienisch: — Deine Mutter ist Genueserin?

Marco antwortete: — ja.

— Nun die genuesische Dienstfrau ist mit ihnen fortgezogen, ich weiß es genau.

— Und wohin sind sie gegangen?

— Nach Cordova, einer Stadt.

Der Knabe seufzte; alsdann sagte er mit Ergebung: — Nun . . . dann werde ich nach Cordova gehen.

— Ah pobre niño! rief der Herr aus, indem er ihn mitleidig betrachtete.

— Armer Knabe! Cordova ist Hunderte von Meilen von hier.

Marco wurde bleich wie ein Toter und stützte sich mit einer Hand am Gitter.

Laßt uns sehen — laßt uns sehen! — sagte nun der Herr mitleidig, und öffnete die Türe, — komm einen Augenblick herein; sehen wir, ob sich etwas thun läßt. — Er hieß ihn sich setzen, hieß ihn seine Geschichte erzählen, hörte ihm sehr aufmerksam zu, dachte eine Zeitlang nach, dann fragte er ihn kurz: — Du hast kein Geld, nicht wahr?

— Ich habe noch .... ein wenig, — antwortete Marco. Der Herr dachte wieder fünf Minuten nach, dann setzte er sich an sein Pult, schrieb einen Brief, verschloß ihn und indem er ihn dem Knaben reichte, sagte er: — Höre, mein kleiner Italiener. Gehe mit diesem Briefe nach Boca. Es ist eine kleine, halb genuesische Stadt, zwei Wegstunden von hier. Jedermann kann dir den Weg zeigen. Gehe dorthin und suche den Herrn, an den dieser Brief gerichtet ist und den jedermann kennt. Bringe ihm diesen Brief. Er wird dafür sorgen, daß du morgen nach der Stadt Rosario verreisen kannst, und er wird dich an jemand dort oben empfehlen, der es dir möglich macht die Reise bis nach Cordova fortzusetzen, wo du die Familie Mequinez und deine Mutter finden wirst. Indessen nimm das. — Und er drückte ihm einige Lire in die Hand. — Gehe, fasse Mut; du findest da überall Landsleute, du wirst nicht verlassen sein. Addios.

Der Knabe sagte zu ihm: — Dank, — ohne andere Worte zu finden, ging mit seinem Sacke hinaus und nachdem er sich von seinem kleinen Führer verabschiedet hatte, trat er langsam den Weg nach Boca an, voll Traurigkeit und zugleich auch voll Staunen über die große geräuschvolle Stadt, deren Straßen er durchschritt.

Was ihm von diesem Augenblick an bis zum Abend des nächsten Tages begegnete, haftete in seinem Gedächtnis undeutlich und halb verwischt wie die Phantasien eines Fieberkranken, so sehr war er ermüdet, beängstigt, aufgeregt und mutlos. Während der Nacht hatte er in einem schlechten Zimmer eines Hauses in Boca, neben einem Hafenlastträger geschlafen und dann fast den ganzen Tag auf einem Haufen Balken gesessen, wie im Traume, angesichts der Tausende von großen Schiffen, Barken und kleinen Dampfern. Nun befand er sich am folgenden Tage in der Dämmerung auf

dem Hinterteil einer großen mit Früchten beladenen Segelbarke, die nach der Stadt Rosario ging und von drei kräftigen, von der Sonne gebräunten Genuesern geführt war; die Stimme dieser Landsleute und der geliebte Dialekt, den sie sprachen, gab ihm ein wenig Trost ins Herz.

Sie reisten ab, und die Reise dauerte drei Tage und vier Nächte und setzte den kleinen Reisenden in fortwährendes Erstaunen. Drei Tage und vier Nächte auf diesem wunderbaren Strome Parana, im Vergleich mit welchem unser großer Po nur ein Bächlein ist; würde doch die Länge seines Laufes mehrfach die Länge Italiens ausmachen. Die Barke ging langsam diese ungeheure Wasserstraße hinauf. Man fuhr an langgestreckten Inseln vorüber, die ehemals Nester von Schlangen und Tigern gewesen, und nun, von Orangenbäumen und Weiden ganz überwachsen, im Wasser schwimmenden Wäldern gleichsahen. Bald durchfuhr man enge Kanäle, aus denen man nicht mehr herauszukommen glaubte; bald lief man in große Wasserflächen hinaus, dem Anscheine nach große, ruhige Seen; dann wieder zwischen den Inseln, durch vielfach verschlungene Kanäle, mitten durch ungeheure Dickichte von Pflanzen. Es herrschte eine tiefe Stille. Je mehr sie vorrückten, desto mutloser machte den Knaben dieser ungeheure Strom. Er bildete sich ein, seine Mutter befinde sich an den Quellen und die Fahrt müsse Jahre lang dauern. Zweimal des Tages aß er mit den Schiffern ein wenig Brot und gesalzenes Fleisch. Die Schiffer, welche ihn so traurig sahen, redeten ihn nie an. Während der Nacht schlief er auf Decken und erwachte oft plötzlich, erschreckt von dem hellen Lichte des Mondes, das die unermeßlichen Wasser und die fernen Ufer beleuchtete, und dann schnürte sich sein Herz zusammen. — Cordova! — Er wiederholte diesen Namen: Cordova! wie den Namen einer der wunderbaren Städte, von denen er in den Märchen hatte erzählen hören. Aber dann dachte er: — Meine Mutter ist da vorbeigekommen, sie hat diese Inseln, diese Ufer gesehen, — und alsdann erschienen ihm diese Orte, auf denen der Blick seiner Mutter geruht hatte, nicht mehr so fremd und einsam .... In der Nacht sang einer der Schiffer. Diese Stimme erinnerte ihn an die Lieder, mit welchen die Mutter ihn als Kind einschläferte. Die letzte Nacht schluchzte er, als er diese Töne hörte. Der Schiffer

unterbrach seinen Gesang. Dann rief er: — Mut, Mut, Knabe! Zum Teufel! Ein Genuese, der weint, weil er weit von Hause ist! Die Genuesen durchziehen die Welt glorreich und triumphierend! — Bei diesen Worten ermannte er sich, fühlte das genuesische Blut in seinen Adern rollen und erhob stolz die Stirne, indem er mit der Faust auf das Ruder schlug. — Nun wohl, ja, — sagte er zu sich selbst, sollte ich auch die ganze Welt durchwandern, noch Jahre und Jahre reisen und Hunderte von Meilen zu Fuß machen müssen, ich gehe vorwärts, bis ich meine Mutter finde. Sollte ich auch sterbend ankommen und tot zu ihren Füßen hinsinken! Wenn ich sie nur ein Mal wieder sehe! Mut! — Und so, gehobenen Sinnes, kam er bei Anbruch eines rosigen Morgens beruhigter in der am hohen Ufer des Parana gelegenen Stadt Rosario an, wo sich in den Wassern die beflaggten Maste von hundert Schiffen aller Länder spiegelten.

Kurz nach der Ausschiffung stieg er mit seinem Sacke in der Hand nach der Stadt hinauf, um den argentinischen Herrn zu suchen, an welchen ihm sein Beschützer von Boca eine Visitenkarte mit einigen empfehlenden Worten übergeben hatte. Als er in Rosario eintrat, glaubte er in eine schon bekannte Stadt zu kommen. Es waren die gleichen endlosen, geraden Straßen, mit niedrigen, weißen Häusern zu beiden Seiten, über die Dächer liefen in allen Richtungen Telegraphen- und Telephondrähte, die wie ungeheure Spinnengewebe aussahen; es war ein großer Lärm von Leuten, Pferden, Wagen. Sein Sinn verwirrte sich und er glaubte fast, wieder in Buenos Aires zu sein und nochmals den Vetter suchen zu müssen. Er ging fast eine Stunde lang herum, wandte sich dahin und dorthin, und glaubte immer, in die gleiche Straße zurückzukehren; durch vieles Fragen fand er endlich das Haus seines neuen Beschützers. Er zog die Glocke. An der Türe zeigte sich ein großer, blonder, mürrischer Mann, der das Aussehen eines Verwalters hatte, und fragte ihn unhöflich, mit fremder Betonung:
— Zu wem willst du?

Der Knabe nannte den Namen des Herrn.

— Der Herr, — antwortete der Verwalter, — ist gestern abend mit der ganzen Familie nach Buenos Aires abgereist.

Der Knabe blieb sprachlos.

Dann stammelte er: — Aber ich ... ich habe niemand hier! Ich bin allein! — Und er überreichte die Karte.

Der Verwalter nahm sie, las und sagte mürrisch: — Ich kann nicht helfen. Ich werde sie ihm in einem Monat übergeben, wenn er zurück sein wird.

— Aber ich, ich bin allein! ich bin bedürftig! — rief der Knabe mit bittender Stimme.

Das geht mich nichts an, — sagte der andere; — ist noch nicht genug Gesindel aus deinem Lande in Rosario! Mach daß du fortkommst und bettle in Italien. — Und er schloß ihm das Gitter vor der Nase zu. Der Knabe blieb wie versteinert stehen.

Dann nahm er langsam seinen Sack und entfernte sich mit gepreßtem Herzen, und in seiner Aufregung von tausend ängstlichen Gedanken geplagt. Was thun? wohin gehen? Von Rosario nach Cordova war es eine Tagereise mit der Eisenbahn. Er hatte nur noch einige Lire. Nach Abzug dessen, was er diesen Tag brauchte, blieb ihm fast nichts mehr. Wo das Geld finden, um die Reise zu bezahlen? Er konnte arbeiten! Aber wie, wen um Arbeit bitten? Betteln? Ach nein! fortgewiesen, beschimpft, gedemütigt werden wie vorhin, nein, nie, nie mehr, lieber sterben! — Und bei diesem Gedanken und beim Wiederanblick der langen Straße, die sich in der grenzenlosen Ebene verlor, fühlte er, wie ihn der Mut neuerdings verließ; er warf den Sack aufs Trottoir, setzte sich darauf, mit dem Rücken an der Mauer, und verbarg das Gesicht in den Händen ohne zu weinen, in stummer Verzweiflung.

Die vorübergehenden Leute stießen ihn mit den Füßen; der Lärm der Wagen erfüllte die Straßen; einige Knaben standen still, um ihn zu betrachten. So blieb er eine Zeitlang sitzen.

Plötzlich wurde er durch eine Stimme aufgeschreckt, durch eine Stimme, die ihn auf italienisch und lombardisch fragte: — Was hast du, Büblein?

Bei diesen Worten hob er das Gesicht und sofort sprang er auf die Füße, indem er einen Ruf der Verwunderung ausstieß: — Ihr hier?

Es war der alte lombardische Bauer, mit dem er auf der Reise Freundschaft geschlossen hatte.

Die Verwunderung des Bauern war nicht kleiner als die seine.

Aber der Knabe ließ ihm keine Zeit ihn zu befragen und erzählte ihm mit großer Schnelligkeit seine Erlebnisse. — Nun bin ich ohne Geld; ich muß arbeiten; sucht mir Arbeit, damit ich einige Lire zusammenbringen kann; ich kann alles thun; Sachen tragen, die Straßen kehren, Aufträge besorgen, auch auf dem Felde arbeiten; ich bin zufrieden, wenn ich nur Schwarzbrot bekomme; wenn ich nur bald abreisen kann, wenn ich nur einmal meine Mutter finden kann; erweist mir die Gefälligkeit; Arbeit, sucht mir Arbeit; um Gotteswillen, sonst bin ich verloren!

— Zum Kuckuck, ja! — sagte der Bauer, umherschauend und sich am Kinn kratzend. — Was für Geschichten sind das! . . . Arbeiten . . . . ist bald gesagt. Laß sehen! Ob's nicht möglich wäre, unter so vielen Landsleuten dreißig Lire zu finden?

Der Knabe betrachtete ihn, gestärkt von einem Hoffnungsstrahl.

— Komm mit, — sagte ihm der Bauer.

— Wohin? fragte der Knabe, indem er seinen Sack ergriff.

— Komm mit.

Der Bauer ging, Marco folgte ihm, sie durchschritten mit einander ein langes Stück Weges, ohne zu sprechen. Der Bauer hielt an der Türe einer Schenke, welche als Schild einen Stern hatte, um den geschrieben stand: — La estrella de Italia; — er streckte den Kopf hinein und sich gegen den Knaben kehrend, sagte er heiter: — Wir kommen im rechten Augenblicke. — Sie traten in ein großes Zimmer, wo mehrere Tische waren, um die viele Männer saßen, welche tranken und laut sprachen. Der alte Lombarde näherte sich dem ersten Tische und aus der Weise, wie er die sechs Gäste, welche rings herum saßen, grüßte, sah man, daß er bis kurz vorher in ihrer Gesellschaft gewesen war. Sie waren rot im Gesichte und ließen die Gläser klingen, indem sie laut sprachen und lachten.

— Kameraden, — sagte ohne weiteres der Lombarde, indem er Marco vorstellte, — hier ist ein armer Knabe, unser Landsmann, der allein von Genua nach Buenos Aires gekommen ist, um seine Mutter zu suchen. In Buenos Aires sagten sie zu ihm: — Sie ist nicht hier, sie ist in Cordova. — Er kommt in einer Barke nach Rosario, drei Tage und vier Nächte, mit zwei Zeilen Empfehlung; er übergiebt die Karte: man schneidet ihm eine

Grimasse. Er besitzt nicht einen armen Centesimo. Er ist hier allein wie ein Verzweifelter. Und ein Knabe von Herz! Laßt einmal sehen! sollten wir nicht soviel zusammenbringen, um das Billet nach Cordova zu bezahlen, damit er seine Mutter aufsuchen kann. Sollen wir ihn wie einen Hund hier lassen?

— Nie und nimmer, bei Gott nein! — Niemand wird so etwas sagen wollen! — schrien alle mit einander, indem sie mit den Fäusten auf den Tisch schlugen. — Unser Landsmann! — Komm hieher, Kleiner! — Wir sind's, die Auswanderer! — Sieh welch schöner Junge! Heraus mit den Centesimi, Kameraden! — Bravo! Allein gekommen! Du hast Herz! — Trink einen Schluck, Landsmann! — Wir werden dich deiner Mutter schicken, glaub's nur. — Und der eine kniff ihm in die Wange, ein anderer legte ihm die Hand auf die Schulter, ein dritter nahm ihm den Sack ab; andere Auswanderer erhoben sich von den benachbarten Tischen und näherten sich; die Geschichte des Knaben machte die Runde in der ganzen Schenke; aus dem anstoßenden Zimmer kamen zwei argentinische Gäste herbei; in weniger als zehn Minuten hatte der lombardische Bauer, der den Hut hinhielt, zweiundvierzig Lire darin. — Hast du gesehen, sagte er hierauf, indem er sich zu dem Knaben wandte, — wie schnell es geht in Amerika? — Trink! — rief ihm ein anderer zu, indem er ihm ein Glas Wein reichte: — Auf die Gesundheit deiner Mutter! — Alle erhoben die Gläser. — Und Marco wiederholte: Auf die Gesundheit meiner .... — Aber ein Freudenschluchzen schloß ihm die Kehle und er stellte das Glas wieder auf den Tisch und warf sich an den Hals seines Alten.

Am folgenden Morgen bei Tagesanbruch war er schon nach Cordova abgereist, kühn und lachend, voll von glücklichen Vorahnungen. Aber es giebt keine Heiterkeit, die bei einem widrigen Aussehen der Natur anzuhalten vermag. Das Wetter war dumpf und grau; der Zug, fast leer, flog durch eine ungeheure Ebene, die gänzlich unbewohnt war. Marco befand sich allein in einem großen, sehr langen Wagen, der mit denjenigen für die Verwundeten Ähnlichkeit hatte. Er blickte nach rechts, er blickte nach links und sah nichts als eine Einöde ohne Grenzen, auf welcher kleine, unförmliche Bäume mit verkrüppelten Stämmen und Zweigen vereinzelt standen, in Stellungen, wie er sie nie gesehen hatte, fast wie

zornig und ängstlich; eine dunkle, spärliche und traurige Vegetation, welche der Ebene das Aussehen eines endlosen Kirchhofes gab. Er schlummerte eine halbe Stunde und sah wieder hin: es war immer das gleiche Schauspiel. Die Stationen der Eisenbahn waren öde wie Einsiedlerhütten; und wenn der Zug anhielt, hörte man keinen Laut; er kam sich allein vor in dem Eisenbahnzuge, verloren und verlassen inmitten einer Wüste. Er glaubte bei jeder Station, es sei die letzte und nach dieser komme das geheimnisvolle, fürchterliche Land der Wilden. Eine eisigkalte Luft blies ihm in das Gesicht. Als er sich in Genua Ende April einschiffte, dachten die Seinigen nicht, daß er in Amerika den Winter finden könnte und hatten ihn sommerlich gekleidet. Nach einigen Stunden begann er unter der Kälte zu leiden und mit der Kälte die Müdigkeit der vergangenen Tage mit ihren heftigen Aufregungen, und der schlaflosen und aufreibenden Nächte zu spüren. Er schlief ein, schlief lange Zeit, erwachte, von der Kälte starr und steif geworden; er fühlte sich unwohl. Und dann ergriff ihn eine unbestimmte Angst krank zu werden und während der Reise zu sterben, und mitten in diese öde, trostlose Ebene geworfen zu werden, wo sein Leichnam von Hunden und Raubvögeln zerfleischt würde, wie die Körper von Pferden und Kühen, die er hie und da in der Nähe der Bahn sah, und von welchen er den Blick mit Schaudern abwandte. Das Unwohlsein vermehrte seine Unruhe und durch die düstere Stille der Natur regte sich seine Einbildung auf und verlor sich ins Unendliche. War er gewiß, in Cordova seine Mutter zu finden? Und wenn sie nicht dort wäre? Wenn sich jener Herr in der „Straße der Künste" geirrt hätte? Und wenn sie tot wäre? Mit diesen Gedanken schlief er wieder ein, träumte er sei in Cordova und man rufe ihm aus allen Türen, aus allen Fenstern zu: — Sie ist nicht da! Sie ist nicht da! Sie ist nicht da! — er erwachte erschreckt und sprang bestürzt in die Höhe, und sah hinten im Wagen drei bärtige Männer, in buntfarbige Shawls eingewickelt, welche ihn betrachteten und unter einander mit leiser Stimme sprachen; es blitzte in ihm der Verdacht auf, es seien Mörder, die ihn töten wollten, um ihm den Sack zu stehlen. Zu der Kälte, zum Unwohlsein gesellte sich noch die Furcht; die schon erregte Phantasie überschritt die Grenzen; — die drei Männer betrachteten ihn immer,

— einer von ihnen ging auf ihn zu; — fast verlor er die Besinnung, und, ihm mit erhobenen Armen entgegenlaufend, schrie er: — Ich habe nichts. Ich bin ein armer Knabe. Ich komme aus Italien und gehe, um meine Mutter zu suchen, ich bin allein; thut mir nichts zu leide! — Jene verstanden ihn sofort und hatten Mitleid mit ihm, liebkosten und beruhigten ihn, indem sie viele Worte zu ihm sagten, die er nicht verstand; da sie sahen, daß er vor Kälte mit den Zähnen klapperte, legten sie ihm einen ihrer Shawls um und hießen ihn wieder sitzen, damit er schliefe. Er schlief wieder ein, als es dunkelte. Als sie ihn wieder weckten, war er in Cordova.

Ah! wie er aufatmete und mit welchem Ungestüm er aus dem Wagen sprang! Er fragte einen Angestellten des Bahnhofs wo der Ingenieur Mequinez wohne: dieser nannte ihm den Namen einer Kirche: — das Haus war in der Nähe der Kirche; — der Knabe machte sich fort. Es war Nacht. Er gelangte in die Stadt und glaubte ein zweites Mal in Rosario einzutreten, als er diese geraden Straßen sah, zu deren beiden Seiten kleine, weiße Häuser standen und die von andern geraden, sehr langen Straßen durchschnitten waren. Aber es waren wenig Leute in den Straßen, und bei dem Schein der wenigen Laternen traf er auf fremde Gesichter von einer unbekannten Farbe zwischen schwarz und grün, und wenn er das Gesicht hie und da erhob, sah er Kirchen von bizarrer Bauart, die sich ungeheuer groß und schwarz vom Firmament abhoben. Die Stadt war düster und still; aber nachdem er diese ungeheure Wüste passiert, erschien sie ihm freundlich. Er befragte einen Priester, fand bald die Kirche und das Haus, zog mit zitternder Hand am Glockenzug und drückte die andere auf den Busen, um sein klopfendes Herz, das ihm zu zerspringen drohte, zu beschwichtigen.

Eine Alte, mit einem Licht in der Hand, kam um zu öffnen.

Der Knabe konnte nicht sofort sprechen.

— Wen suchst du? — fragte jene auf spanisch.

— Den Ingenieur Mequinez, — sagte Marco.

Die Alte kreuzte die Arme auf die Brust und antwortete, indem sie den Kopf schüttelte: — Auch du also willst zu dem Ingenieur Mequinez! Es scheint mir, es wäre bald Zeit, daß

dieß aufhörte. Nun sind es drei Monate, daß sie uns hier belästigen. Es genügt nicht, daß es in den Zeitungen stand. Man wird es auf die Straßenecken drucken müssen, daß der Herr Mequinez in Tucuman wohnt!

Der Knabe machte eine Bewegung der Verzweiflung. Dann brach er in einen zornigen Ausruf aus. — Es ist wie ein Fluch! Ich muß noch auf der Straße sterben, ohne meine Mutter zu finden! Ich werde verrückt, tötet mich lieber. Mein Gott! Wie heißt jene Stadt? Wo ist sie? Wie weit ist's?

— Nun, armer Junge, — antwortete die Alte mitleidig, so arg weit nicht! Es werden etwa vier oder fünfhundert Meilen sein, um wenig zu sagen.

Der Knabe bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen; dann sagte er schluchzend: — Und jetzt .... was soll ich thun?

— Was soll ich dir sagen, armer Kleiner, — antwortete die Frau. — Ich weiß es nicht.

Aber plötzlich fuhr ihr ein Gedanke durch den Kopf und sie sagte eilig: — Höre, es kommt mir etwas in den Sinn. Ich weiß etwas. Geh dort hinüber, rechts von der Straße; an der dritten Türe wirst du einen Hof finden; dort ist ein „Capataz", ein Kaufmann, der morgen mit seinen Wagen und seinen Ochsen nach Tucuman abreist; gehe und sieh, ob er dich nimmt, wenn du ihm deine Dienste anbietest; er giebt dir vielleicht einen Platz auf einem Wagen; gehe schnell.

Der Knabe ergriff den Sack, dankte im Forteilen und nach zwei Minuten befand er sich in einem großen, von Laternen erleuchteten Hofe, wo mehrere Männer beschäftigt waren, Fruchtsäcke auf enorme Wagen zu laden, die mit ihrem runden Dache und ihren sehr hohen Rädern den fahrenden Häusern der Seiltänzer ähnlich waren. Ein großer schnurrbärtiger Mann, in eine Art weiß und schwarz gewürfelten Mantel und große Stiefeln gekleidet, leitete die Arbeit. Der Knabe näherte sich diesem und brachte furchtsam seine Frage vor, indem er sagte, er komme aus Italien und suche seine Mutter.

Der Capataz, was heißen will Meister (der Hauptanführer der Karawane), betrachtete ihn vom Kopf bis zu den Füßen und antwortete trocken: — Ich habe keinen Platz.

— Ich habe fünfzehn Lire, — antwortete der Knabe mit bittender Stimme; — ich gebe Ihnen meine fünfzehn Lire. Während der Reise werde ich arbeiten. Ich werde Wasser schöpfen und das Vieh füttern, ich will alle Dienste verrichten. Ein wenig Brot genügt mir. Bitte, geben Sie mir doch einen Platz, mein Herr!

Der Capataz betrachtete ihn wieder und antwortete mit größerer Freundlichkeit: — Es ist kein Platz . . . und dann . . . . wir gehen nicht nach Tucuman, wir gehen in eine andere Stadt, nach Santiago dell' Estero. Irgendwo unterwegs müßten wir dich allein lassen, und du hättest noch ein großes Stück zu Fuß zu machen.

— Ach! ich würde das Doppelte machen! — rief Marco; ich werde gehen, denken Sie nicht an das; ich werde auf jede Weise ankommen; geben Sie mir ein Plätzchen, Herr, um Gotteswillen; um Gotteswillen, lassen Sie mich nicht allein hier!

— Bedenke, es ist eine Reise von zwanzig Tagen!

— Es thut nichts.

— Es ist eine harte Reise!

— Ich werde alles ertragen.

— Du wirst allein reisen müssen!

— Ich fürchte mich vor nichts. Wenn ich nur meine Mutter finde. Haben Sie Mitleid.

Der Capataz hielt ihm eine Laterne vors Gesicht und betrachtete ihn. Dann sagte er: — Nun wohl.

Der Knabe küßte ihm die Hand.

— Diese Nacht wirst du in einem Wagen schlafen, — sagte der Capataz, indem er ihn verließ, — morgen früh um vier Uhr werde ich dich wecken. Buenas noches.

Morgens vier Uhr, beim Sternenlicht, setzte sich die lange Reihe der Wagen mit großem Lärm in Bewegung: jeder Wagen war von sechs Ochsen gezogen, dem Zuge folgte eine große Zahl von Tieren zum Wechseln. Der Knabe, in einem der Wagen halb erwacht, schlief auf den Säcken sofort wieder tief ein. Als er neuerdings erwachte, hielt der Zug an einem einsamen Orte, und alle die Männer — i peones — saßen im Kreise um das Viertel eines Kalbes, das in freier Luft an einem langen, in die Erde gepflanzten Spieße stak, bei einem großen Feuer, das

vom Winde bewegt wurde. Sie aßen mit einander, schliefen und reisten dann weiter, und so wurde die Reise fortgesetzt, regelmäßig, wie ein militärischer Marsch. Jeden Morgen setzten sie sich um fünf Uhr in Bewegung, um neun Uhr wurde Halt gemacht, um fünf Uhr abends weitergereist und um zehn Uhr wieder Halt gemacht. Die Peones waren zu Pferde und trieben die Ochsen mit langen Stacheln. Der Knabe zündete das Feuer für den Braten an, gab dem Vieh zu fressen, reinigte die Laternen, trug das Trinkwasser herbei. Die Gegend zog an ihm vorüber, wie eine undeutliche Vision: weite Wälder mit kleinen braunen Bäumen; Dörfer mit wenigen zerstreuten Häusern, deren rote Vorderseiten mit Zinnen versehen waren; so weit das Auge reichte große Flächen, weiß wie von Salz, vielleicht alte Becken von großen Salzseen, und auf allen Seiten unaufhörlich Ebene, Einöde, Stille. Sehr selten trafen sie zwei oder drei Reisende zu Pferde an, welchen eine Herde lediger Pferde folgte, die wie ein Wirbelwind im Galopp vorübersausten. Die Tage waren sich ganz gleich wie auf dem Meere, unausstehlich und unendlich. Aber das Wetter war schön. Hingegen wurden die Peones, als ob der Knabe ihr verpflichteter Diener gewesen wäre, von Tag zu Tag anspruchsvoller: einige behandelten ihn brutal, mit Drohungen; alle ließen sich von ihm ohne Nachsicht bedienen; er mußte sehr schwere Lasten von Futter tragen; sie schickten ihn in große Entfernungen, um Wasser zu holen, und ganz übermüdet, wie er war, konnte er nicht einmal des Nachts schlafen und wurde fortwährend gestört von dem heftigen Rütteln des Wagens und von dem betäubenden Knarren der Räder und der hölzernen Achsen. Zum Überfluß erhob sich ein Wind; ein feiner, rötlicher Staub, der alle einhüllte, drang in den Wagen, kam ihm unter die Kleider, füllte ihm Augen und Mund, erschwerte ihm das Sehen und Atmen und wurde auf die Dauer unerträglich lästig. Von den Mühen und der Schlaflosigkeit überwältigt, zerrissen und schmutzig, ausgescholten und schlecht behandelt vom Morgen bis zum Abend kam der arme Knabe jeden Tag mehr herunter und er würde den Mut vollständig verloren haben, wenn nicht der Capataz ihm von Zeit zu Zeit einige gute Worte gegeben hätte. Oft weinte er ungesehen in einem Winkel des Wagens, das Gesicht begraben in seinem Sacke, der nur noch Lumpen

enthielt. Jeden Morgen erhob er sich schwächer und mutloser, und indem er die Gegend betrachtete und immer diese unendliche und unerbittliche Ebene, wie einen Ocean aus Erde, sah, sagte er zu sich: — O! diesen Abend erlebe ich nicht! diesen Abend erlebe ich nicht! Heute sterbe ich auf dem Wege. Und die Mühen wuchsen, die schlechte Behandlung verdoppelte sich. Eines Morgens, da er sich beim Wassertragen verspätet hatte, schlug ihn einer der Männer in Gegenwart des Capataz. Und nun begannen sie ihn zum Spielzeug zu machen, und, wenn sie ihm einen Befehl erteilten, ihm auch eine Ohrfeige zu geben, mit den Worten: — Sack das ein, Vagabund! — Bring das deiner Mutter! — Das Herz brach ihm! er wurde krank; — er lag drei Tage im Wagen unter einer Decke, vom Fieber geschüttelt, und sah niemand außer dem Capataz, der kam, um ihm einen Trank zu reichen und ihm den Puls zu fühlen. Und nun glaubte er sich verloren und rief verzweifelt nach seiner Mutter, sie hundertmal beim Namen nennend: — O Mutter! Mutter! Hilf mir! Komm mir entgegen, denn ich sterbe! O meine arme Mutter, ich werde dich nie mehr sehen! Meine arme Mutter, du wirst mich tot auf der Straße finden! — Und er faltete die Hände auf der Brust und betete. Dann wurde es besser mit ihm, Dank der Sorge des Capataz, und er wurde gesund; aber mit der Genesung näherte sich auch der schrecklichste Tag seiner Reise, der Tag an dem er allein bleiben sollte. Seit mehr als zwei Wochen befanden sie sich unterwegs. Als sie auf dem Punkt waren, wo sich die Straße von Tucuman von derjenigen trennt, die nach Santiago dell' Estero geht, kündigte ihm der Capataz an, daß sie sich trennen müßten. Er gab ihm einige Aufklärungen über den Weg, band ihm den Sack so auf die Schultern, daß ihn derselbe im Gehen nicht hinderte, und mit kurzen Worten, als ob er fürchte gerührt zu werden, verabschiedete er sich. Der Knabe hatte kaum Zeit, ihm den Arm zu küssen. Auch die andern Männer, die ihn so grausam behandelt hatten, schienen ein wenig Mitleid zu empfinden, als sie ihn so allein weiterziehen sahen und winkten ihm ein Lebewohl zu, indem sie sich entfernten. Und er erwiderte den Gruß mit der Hand, und sah dem Zuge nach, bis er sich im roten Staube der Ebene verlor und dann setzte er traurig seinen Weg fort.

Eins jedoch tröstete ihn schon von Anfang an. Nach so vielen Tagen der Reise mitten durch die endlose und eintönige Ebene sah er nun eine mächtige, hohe, blaue Kette von Bergen mit weißen Gipfeln vor sich, die ihn an die Alpen erinnerte und das gab ihm fast das Gefühl, als ob er sich wieder der Heimat nähere. Es waren die Anden, der Rückgrat des amerikanischen Kontinentes, die ungeheure Kette, die sich vom Feuerland bis zum Eismeer des arktischen Poles durch einhundertundzehn Breitengrade hinstreckt. Und auch das tröstete ihn, daß die Luft immer wärmer wurde; dies rührte davon her, daß er, immer mehr gegen Norden wandernd, sich der tropischen Zone näherte. In großen Entfernungen stieß er auf kleine Häusergruppen mit einem schmutzigen Laden, wo er etwas zu essen kaufte. Er traf Männer zu Pferde an, sah sehr oft Frauen und Kinder unbeweglich und ernst, mit ganz fremden Gesichtern, erdfarbig, mit schiefen Augen und vorstehenden Backenknochen, auf der Erde sitzend; sie betrachteten ihn steif und verfolgten ihn mit dem Blicke, indem sie den Kopf langsam drehten wie Automaten. Es waren Indianer. Den ersten Tag ging er, bis ihn die Kräfte verließen; dann schlief er unter einem Baume. Den zweiten Tag reiste er viel weniger weit und mit geringerem Mute. Die Schuhe waren zerrissen, die Füße wund, der Magen von der schlechten Nahrung entkräftet. Gegen Abend bemächtigte sich seiner die Furcht. Er hatte in Italien sagen hören, in diesem Lande gebe es Schlangen: er glaubte sie schleichen zu hören, stand still, setzte den Marsch fort, kalte Schauer liefen ihm über den Rücken. Hie und da ergriff ihn ein großes Mitleid mit sich selbst, und er weinte still, indem er sich fortschleppte. Dann dachte er wieder: — O wie würde meine Mutter leiden, wenn sie wüßte, wie sehr ich mich fürchte! — und dieser Gedanke gab ihm wieder Mut. Dann, um die Furcht zu verscheuchen, dachte er an sie, erinnerte sich an ihre Worte, als sie von Genua abreiste, und an die gewohnte Bewegung, mit der sie ihm die Decken unter dem Kinn zurecht legte, wenn er im Bette lag, und wie sie ihn, als er noch Kind war, oft in die Arme schloß und zu ihm sagte: — Bleibe ein wenig hier, bei mir — und wie er lange so blieb, seinen Kopf an den ihrigen gelehnt und nachdachte. Und jetzt sagte er bei sich selber: — Werde ich dich eines Tages wiedersehen, liebe Mutter?

Komme ich am Ziel meiner Reise an, Mutter? — Und er ging weiter, immer weiter, mitten durch unbekannte Wälder, durch große Zuckerplantagen, durch Prairien die kein Ende nahmen, immer die großen blauen Berge vor sich, die mit ihren unermeßlich hohen Spitzen in den Himmel hineinragten. Vier Tage — fünf — eine Woche ging vorüber. Seine Kräfte nahmen immer mehr ab, seine Füße bluteten. Endlich, eines Abends, als die Sonne unterging, sagten sie ihm: — Tucuman ist fünf Meilen von hier. — Er stieß einen Freudenschrei aus und beflügelte den Schritt, als ob er in einem Augenblick die verlorene Kraft wieder gewonnen hätte. Allein es war eine kurze Täuschung. Die Kräfte verließen ihn plötzlich, und er fiel gänzlich erschöpft am Rand eines Grabens nieder. Aber das Herz klopfte ihm vor Freude. Der mit glänzend leuchtenden Sternen dicht besäte Himmel war ihm nie so schön vorgekommen. Er betrachtete sie, zum Schlafe auf das Gras hingestreckt, und dachte, daß vielleicht zu gleicher Zeit auch seine Mutter dieselben betrachte. Und er sagte: — O Mutter, wo bist du? Was machst du in diesem Augenblick? Denkst du an deinen Sohn? Denkst du an deinen Marco, der so nahe bei dir ist?

Armer Marco, hättest du sehen können, in welchem Zustand sich deine Mutter in diesem Augenblick befand, du hättest eine übermenschliche Anstrengung gemacht, um weiter zu gehen, um einige Stunden früher bei ihr anzukommen. Sie lag krank im Bette, in einem Parterrezimmer eines vornehmen Häuschens, wo die Familie Mequinez wohnte; diese hatte sie sehr lieb gewonnen und ließ ihr alle Sorgfalt angedeihen. Die arme Frau war schon kränklich, als der Ingenieur Mequinez unerwartet von Buenos Aires abreisen mußte und hatte sich auch in der guten Luft von Cordova nicht wieder erholt. Als sie dann aber auch keine Antwort mehr auf ihre Briefe weder von ihrem Manne noch vom Vetter erhielt, ergriff sie eine immer lebendigere Ahnung eines großen Unglücks, das die Ihrigen betroffen. Die fortwährende Bangigkeit, in der sie lebte, die Ungewißheit, ob sie abreisen oder bleiben solle, jeden Tag die quälende Furcht, eine unglückliche Nachricht zu bekommen: alles das hatte ihren Zustand über die Maßen verschlimmert. In letzter Zeit hatte sich eine sehr schwere Krankheit eingestellt: eine Darmentzündung. Seit vierzehn Tagen lag sie im Bette. Um ihr

Leben zu retten, war eine chirurgische Operation notwendig. In derselben Stunde, als ihr Marco sie anrief, standen der Herr und die Herrin des Hauses an ihrem Bette und suchten sie mit vieler Sanftmut zu überreden, daß sie sich operieren lasse, aber sie bestand weinend auf ihrer Weigerung. Ein tüchtiger Arzt von Tucuman war schon in der vorigen Woche gekommen, vergebens. — Nein, liebe Herren, — sagte sie, es nützt nichts, ich habe nicht mehr die nötige Kraft; ich würde unter den Messern des Chirurgen verscheiden. Lassen Sie mich lieber so sterben. Alles ist ja zu Ende für mich. Es ist besser ich sterbe, bevor ich erfahre, was meiner Familie widerfahren ist. — Und die Herrschaft suchte sie immer auf andere Gedanken zu bringen, sie solle Mut fassen, sie werde auf den letzten, direkt nach Genua geschickten Brief Antwort erhalten, sie solle sich operieren lassen, ihren Söhnen zu Liebe. Aber der Gedanke an ihre Söhne vergrößerte nur die Angst und die tiefe Entmutigung, die sie seit langer Zeit niederdrückten. Bei jenen Worten brach sie in Weinen aus. — O meine Kinder! meine Söhne! — rief sie aus, die Hände faltend; — vielleicht sind sie nicht mehr! Es ist besser, auch ich sterbe. Ich danke Ihnen, gute Herren, ich danke Ihnen von Herzen. Aber es ist besser, ich sterbe. Ich würde auch nach der Operation nicht mehr genesen, ich bin dessen gewiß. Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Fürsorge, liebe Herren. Es ist unnütz, daß übermorgen der Arzt wieder komme. Ich will sterben. Es ist nun einmal bestimmt, daß ich hier sterben muß und ich bin bereit dazu. Aber jene fuhren fort, sie zu trösten und immer zu wiederholen: — Nein, sagt doch das nicht; — und nahmen sie bei der Hand und hörten nicht auf, sie zu bitten. Aber dann schloß sie erschöpft die Augen und fiel in einen todesähnlichen Schlummer. Und die Herrschaft blieb beim spärlichen Schein eines Lichtchens eine Zeitlang da und betrachtete mit großem Mitgefühl diese bewunderungswürdige Mutter, die ihre Familie zu retten hieher gekommen war, sechstausend Meilen von ihrer Heimat entfernt, um zu sterben, nachdem sie so viel ausgestanden, die arme, ehrliche, gute und unglückliche Frau.

Am frühen Morgen des folgenden Tages trat Marco, mit seinem Sack auf den Schultern, gebeugt und hinkend, aber voll Mut in die Stadt Tucuman, eine der jüngsten und blühendsten

Städte der Republik Argentinien. Er glaubte Cordova, Rosario, Buenos Aires wieder zu sehen: es waren dieselben geraden und endlosen Straßen, dieselben niedrigen und weißen Häuser; aber überall eine frische und prächtige Vegetation, eine balsamisch duftende Luft, ein wunderbares Licht, ein heller und klarer Himmel, wie er ihn nie gesehen hatte, nicht einmal in Italien. Durch die Straßen schreitend, fühlte er wieder die fieberhafte Aufregung, die ihn in Buenos Aires ergriffen hatte; er betrachtete die Fenster und Türen aller Häuser; betrachtete alle Frauen, die vorübergingen, in der ängstlichen Hoffnung seine Mutter anzutreffen; er hätte alle fragen mögen und wagte nicht jemand anzuhalten. Alle, die unter den Türen standen, drehten sich, um diesen armen, zerrissenen und bestäubten Knaben, der dem Anscheine nach aus weiter Ferne kam, zu betrachten. Und er suchte unter den Leuten ein Gesicht, das ihm Vertrauen einflößte, um wieder jene schreckliche Frage zu stellen, als sein Auge auf ein Schild über einem Laden fiel, auf dem ein italienischer Name geschrieben stand. Drinnen war ein Mann mit einer Brille und zwei Frauen. Er näherte sich langsam der Türe, und als er entschlossen Mut gefaßt hatte, fragte er: — Könnten Sie mir sagen, mein Herr, wo die Familie Mequinez wohnt?

— Der Ingeniero Mequinez? — fragte der Krämer seinerseits.

— Der Ingenieur Mequinez, — antwortete der Knabe mit leiser Stimme.

— Die Familie Mequinez, — sagte der Krämer, — ist nicht in Tucuman.

Ein verzweifelter Schmerzensschrei, wie von einem zu Tode getroffenen Menschen, war die Antwort auf diese Worte.

Der Krämer und die Frauen fuhren zusammen, einige Nachbarn sprangen herbei. — Was ist? was hast du, Knabe? — sagte der Krämer, indem er ihn in den Laden zog und ihn sitzen hieß; — da ist nichts zum Verzweifeln! Die Mequinez sind nicht hier, aber nicht weit, wenige Stunden von Tucuman!

— Wo? wo? — schrie Marco, wie ein Auferweckter emporspringend.

— Nur fünfzehn Meilen von hier, — fuhr der Mann fort, — am Ufer des Saladillo, wo sie eine große Zuckerfabrik bauen,

ein Häufchen Häuser; dort ist das Haus des Herrn Mequinez, jedermann kennt es, du kannst in einigen Stunden dort sein.

— Ich bin vor einem Monat dort gewesen, sagte ein junger Mann, der auf den Schrei herbeigeeilt war.

Marco betrachtete ihn mit großen Augen und fragte ihn hastig und erbleichend: — Habt Ihr die Dienstfrau des Herrn Mequinez, die Italienerin, gesehen?

— Die Genueserin? Ich habe sie gesehen.

Marco brach in krampfhaftes Schluchzen aus, halb Lachen und halb Weinen. Dann rief er mit ungestümer und heftiger Entschlossenheit: — Wo ist der Weg, — schnell — die Straße — ich gehe sofort, zeigt mir die Straße!

— Aber du brauchst einen ganzen Tag bis dorthin, — sagten sie alle miteinander, — du bist müde, mußt ausruhen; du kannst morgen in der Frühe abreisen. — Unmöglich! Unmöglich! antwortete der Knabe. — Sagt mir, wohinaus es geht, ich warte keinen Augenblick, ich mache mich sofort auf, sollte ich auch auf der Straße sterben müssen!

Da sie ihn unerschütterlich sahen, widersetzten sie sich nicht mehr. — Gott begleite dich, — sagten sie zu ihm. — Gieb acht auf die Straße durch den Wald. — Glückliche Reise, du kleiner Italiener! — Ein Mann begleitete ihn vor die Stadt, zeigte ihm den Weg, gab ihm einige Ratschläge und schaute ihm nach, um ihn dahin wandern zu sehen. Nach wenigen Minuten verschwand der hinkende Knabe, mit dem Sack auf den Schultern, hinter den dichten Bäumen, die zu beiden Seiten der Straße standen.

Diese Nacht war schrecklich für die arme Kranke. Sie hatte so gräßliche Schmerzen, daß ihr Schreien einem das Herz brechen wollte und dann bekam sie heftige Fieberanfälle. Die Frauen, die ihr beistanden, verloren den Kopf. Die Herrin lief von Zeit zu Zeit ebenfalls ganz verzweifelt herbei. Alle begannen zu fürchten, daß, wenn sie sich jetzt auch zur Operation entschlösse, der auf den folgenden Morgen erwartete Arzt zu spät kommen würde. In den Augenblicken, in denen das Fieber nachließ, sah man immerhin, daß ihre schrecklichen Qualen nicht die des Körpers, sondern der Gedanke an ihre ferne Familie war. Abgezehrt, zu Grunde gerichtet, mit ganz entstelltem Gesichte raufte sie sich die Haare in herz-

zerreißender Verzweiflung und schrie: — Mein Gott! Mein Gott! So weit weg sterben, sterben ohne sie wieder zu sehen! Meine armen Söhne, die ohne Mutter bleiben, meine lieben Kinder, mein armes Blut! Mein Marco, der noch so klein ist, nur so hoch, so gut und so liebreich. Ihr wißt nicht, was für ein Knabe es war! Ach liebe Frau, wenn Sie wüßten! Ich konnte ihn nicht vom Halse reißen, als ich abreiste, er schluchzte zum Herzbrechen, als wisse er, daß er seine Mutter nicht mehr sehen würde, armer Marco, mein armes Kind! Ich glaubte das Herz müsse mir zerspringen. Ach, wäre ich damals gestorben, gestorben als er mir lebewohl sagte! Mutterlos, armes Kind, er, der mich so sehr liebte, der mich so sehr nötig hatte; ohne Mutter, im Elend, wird er betteln gehen müssen; er, Marco, mein Marco, wird hungrig die Hand ausstrecken müssen! O! Ewiger Gott! Nein! Ich will nicht sterben! Den Arzt! Ruft ihn sogleich! Er soll kommen, er soll mich zerschneiden, er bringe mich um den Verstand, wenn er mir nur das Leben rettet! Ich will genesen, ich will leben, abreisen, fliehen, morgen, sofort! Den Arzt! Hilfe! Hilfe! — Und die Frauen hielten sie bei den Händen, liebkosten sie, baten sie und brachten sie nach und nach wieder zu sich, und sprachen ihr von Gott und Hoffnung. Und alsdann fiel sie in eine tötliche Niedergeschlagenheit, weinte, die Hände in den grauen Haaren, seufzte wie ein kleines Kind, langgezogene Klagen ausstoßend und von Zeit zu Zeit murmelnd: — O mein Genua! Mein Haus! Das schöne Meer! . . . . O mein Marco, mein armer Marco! Wo bist du jetzt, mein armes Kind?

Es war Mitternacht; und ihr armer Marco, nachdem er mehrere Stunden halb erschöpft am Rande eines Grabens zugebracht hatte, ging mitten durch einen Urwald. Riesige Bäume, wahre Pflanzenkolosse ragten gleich Pfeilern einer Kathedrale in die Höhe und schlangen ihre gewaltigen, vom Mondlicht bestrahlten Kronen ineinander. Im Halbdunkel erblickte er Stämme von allen möglichen Formen; die einen waren gerade, andere gebogen, krumm, gekreuzt und sahen drohend und kampfbereit aus; einige lagen auf der Erde wie umgestürzte Säulen; sie waren von üppigen Schlingpflanzen überwuchert und umstrickt. Dann gab es wieder ganze Gruppen von Bäumen mit senkrecht emporstrebenden Stämmen,

wie Bündel riesiger Lanzen, deren Spitzen die Wolken zu berühren schienen. Es war eine großartige Pracht, ein Labyrinth von fremdartigen Gewächsen, das schauerlichste und erhabenste Schauspiel, das ihm die Pflanzenwelt je dargeboten. Manchmal überfiel es ihn wie großer Schrecken. Aber sofort wandte sich seine Seele nach der Mutter. Und er ging erschöpft, mit blutenden Füßen allein inmitte dieses ungeheuern Waldes, wo er nur in großen Entfernungen kleine menschliche Wohnungen erblickte, die zu Füßen dieser Bäume wie Ameisenhaufen aussahen, und einige Büffelochsen, welche am Wege schliefen; er war erschöpft, aber er fühlte die Müdigkeit nicht; er war allein, aber er fürchtete sich nicht. Die Größe des Waldes machte auch seine Seele größer; die Nähe seiner Mutter gab ihm die Kraft und Beherztheit eines Mannes; die Erinnerung an den Ocean, an die Schrecken, die erduldeten und überwundenen Schmerzen, die ausgestandenen Mühen, die eiserne, von ihm bewiesene Beharrlichkeit ließen sein starkes, edles, genuesisches Blut wärmer zum Herzen strömen und ihn mit Stolz und Kühnheit die Stirne erheben. Und etwas anderes erfolgte in ihm: während bisher, durch die zwei Jahre lange Abwesenheit seiner Mutter, ihr Bild in seinem Gedächtnis etwas dunkel geworden und verblaßt war, so wurde ihm dieses Bild in jenen Momenten hell; er sah ihr Gesicht ganz und ungetrübt, wie er es seit langer Zeit nicht mehr gesehen hatte; er sah sie in der Nähe, verklärt, sprechend; er sah die flüchtigsten Bewegungen ihrer Augen und ihrer Lippen, ihre Haltung, alle ihre Bewegungen, alle Schatten ihrer Gedanken; und von diesen unvergeßlichen Erinnerungen getrieben, beflügelte er den Schritt; und eine Liebe, eine unsägliche Zärtlichkeit wuchs in ihm, wuchs in seinem Herzen, daß ihm süße und ruhige Thränen über das Gesicht herunter flossen; und indem er in der Finsternis vorwärts schritt, sprach er zu ihr, sagte ihr die Worte, die er ihr in kurzem ins Ohr flüstern wollte: — Ich bin da, liebe Mutter, hier bin ich, — ich werde dich nie mehr verlassen; wir kehren mit einander nach Hause zurück und ich bleibe auf dem Schiffe immer in deiner Nähe, an dich geschmiegt, und keiner wird mich mehr von dir reißen, keiner, nie, nie mehr, so lange du leben wirst! — Und darob bemerkte er nicht, daß auf den Gipfeln der riesigen Bäume das silberne Licht des Mondes im sanften Morgenrot erstarb.

Schon um acht Uhr dieses Morgens war der Arzt von Tucuman, — ein junger Argentinier, — mit einem Assistenten am Bette der Kranken, um zum letztenmal zu versuchen, ob er sie dazu bringen könne, die Operation vornehmen zu lassen; mit ihm vereinigten ihre heißesten Bitten der Ingenieur Mequinez und seine Gemahlin. Aber alles war vergeblich. Von ihren Kräften verlassen, hatte die Frau keinen Glauben mehr an die Operation; sie war gewiß, entweder sogleich zu sterben, oder nur wenige Stunden zu leben, nachdem sie umsonst schrecklichere Schmerzen gelitten hatte, als die, welche sie auf natürlichem Wege töten sollten. Der Arzt mochte ihr noch so oft wiederholen: — Aber die Operation ist ja sicher — Eure Rettung ist gewiß, wenn Ihr nur ein wenig Mut habt. Und ebenso sicher ist Euer Tod, wenn Ihr Euch weigert! — Es waren vergebliche Worte. — Nein, — antwortete sie mit leiser Stimme, zu sterben habe ich noch den Mut, aber ich habe ihn nicht mehr, unnütz zu leiden. Dank, Herr Doktor. Es ist so bestimmt. Lassen sie mich ruhig sterben. — Der Arzt drang nicht mehr in sie. Niemand sprach mehr. Nun wandte die Frau das Gesicht gegen die Herrin und brachte mit sterbender Stimme ihre letzten Bitten vor. — Liebe, gute Frau, — sagte sie mühsam und schluchzend, — Sie werden das wenige Geld und meine geringe Habe meiner Familie schicken . . . durch den Herrn Konsul. Ich hoffe, alle seien am Leben. Mein Herz sagt es mir in diesen letzten Augenblicken. Sie thun mir den Gefallen zu schreiben, . . . daß ich immer an sie gedacht habe, daß ich immer für sie gearbeitet habe . . . für meine Söhne . . . und daß mein einziger Schmerz der war, sie nicht mehr zu sehen . . . aber daß ich mutig gestorben bin . . . ergeben . . . sie segnend; und daß ich meinem Manne . . . und meinem größern Sohne . . . den kleinsten, meinen armen Marco . . . den ich bis zum letzten Augenblicke im Herzen getragen habe . . . empfehle. — Und sich plötzlich erhebend, schrie sie, indem sie die Hände faltete: — Mein Marco! Mein Kind! Mein Leben! . . . — Aber als sie die thränenvollen Augen herumschweifen ließ, bemerkte sie, daß die Herrin nicht mehr da war: man hatte sie heimlich hinausgerufen. Sie suchte den Herrn, er war verschwunden. Es war niemand mehr da als der Assistent und die beiden Krankenwärterinnen. Man hörte im benachbarten Zimmer ein eiliges

Geräusch von Schritten, das Murmeln von leisen, gedämpften Stimmen und unterdrückte Ausrufe. Die Kranke heftete die verschleierten Augen auf die Türe und wartete. Nach einigen Minuten sah sie den Arzt mit ungewohntem Gesichte erscheinen; dann die Herrin und den Herrn, auch sie mit veränderter Miene. Alle drei betrachteten sie mit seltsamem Ausdruck und wechselten mit leiser Stimme einige Worte. Es schien ihr, als ob der Arzt zur Herrin sage: — Besser sofort. — Die Kranke verstand es nicht.

— Josefa, — sagte ihr die Herrin mit zitternder Stimme, — Ich bringe Euch eine gute Nachricht. Bereitet das Herz auf eine frohe Nachricht vor.

Die Frau betrachtete sie aufmerksam.

— Eine Nachricht, — fuhr die Herrin immer bewegter fort, — die Euch eine große Freude machen wird.

Die Kranke riß die Augen auf.

— Bereitet Euch vor, — fuhr die Herrin fort, — eine Person zu sehen, . . . die Ihr sehr liebt.

Die Frau erhob den Kopf mit heftiger Bewegung und begann mit leuchtenden Augen bald nach der Herrin, bald nach der Türe zu sehen.

— Eine Person, — sagte die Dame erbleichend, — die soeben . . . unerwartet angekommen.

— Wer ist's? — schrie die Frau mit gepreßter, unnatürlicher Stimme, wie in großem Schrecken.

Einen Augenblick nachher stieß sie einen durchdringenden Schrei aus, saß im Bette auf und blieb unbeweglich, die Augen aufgesperrt und die Hände an den Schläfen, als erblicke sie eine Erscheinung aus der andern Welt.

Marco, zerrissen und bestäubt, stand aufrecht auf der Schwelle, an einem Arm vom Doktor gehalten.

Die Frau schrie dreimal: — Gott! Gott! Mein Gott!

Marco stürzte vorwärts, sie streckte die abgezehrten Arme aus, drückte ihn mit der Kraft einer Löwin an den Busen, brach in heftiges Lachen aus, unterbrochen von Schluchzen ohne Thränen, bis sie atemlos aufs Kissen zurücksank.

Aber sie erholte sich sofort und schrie außer sich vor Freude, ihn mit Küssen bedeckend: — Wie bist du hier? Warum? Bist du

es? Wie du gewachsen bist! Wer hat dich hiehergebracht? Bist du allein? Bist du nicht krank? Bist du es, Marco? Ist es kein Traum? Mein Gott! Sprich! Dann brach sie auf einmal ab: — Nein schweige! Warte! Und hastig gegen den Arzt gewandt: — Schnell, sogleich, Doktor. Ich will genesen. Ich bin bereit. Verlieren Sie keinen Augenblick. Führet Marco weg, daß er nichts höre. Mein Marco, es ist nichts. Du wirst mir nachher erzählen. Noch einen Kuß. Gehe. Hier bin ich, Herr Doktor.

Marco wurde weggeführt. Die Herrschaft und die Frauen gingen eilig hinaus; der Chirurg und der Assistent, welche die Türe schlossen, blieben zurück.

Der Herr Mequinez versuchte Marco in ein entferntes Zimmer zu bringen, aber es war unmöglich, er schien auf dem Boden festgenagelt.

— Was ist's? — fragte er. Was hat meine Mutter? Was machen sie?

Und Herr Meqinez, immer bemüht, ihn fortzuziehen, sprach ihm leise zu: — Nun höre. Ich will es dir sagen. Deine Mutter ist krank; sie muß sich einer kleinen Operation unterziehen; ich werde dir alles erklären, komm nur mit mir.

— Nein, — antwortete der Knabe stehen bleibend, — ich will hier bleiben. Erklären Sie es mir hier.

Der Ingenieur häufte Worte auf Worte, indem er ihn fortzog: der Knabe begann zu erschrecken und zu zittern.

Auf einmal ertönte ein durchdringender Schrei, wie der Schrei eines zu Tode Verwundeten, durch das ganze Haus.

Der Knabe antwortete mit einem andern verzweifelten Schrei: — Meine Mutter stirbt!

Der Arzt erschien unter der Türe und sprach: — Deine Mutter ist gerettet.

Der Knabe betrachtete ihn einen Augenblick und dann warf er sich zu seinen Füßen: — Dank, Herr Doktor!

Aber der Doktor hob ihn mit einem Rucke auf, indem er sagte: — Stehe auf! . . . du heldenhafter Knabe, du hast deine Mutter gerettet.

Sommer.

24. — Mittwoch.

Marco der Genuese ist der zweitletzte Held, dessen Bekanntschaft wir dieses Jahr machen; es bleibt nur noch einer für den Monat Juni. Es sind nur noch zwei Monatsexamen, sechsundzwanzig Schultage, sechs Donnerstage und fünf Sonntage. Man spürt schon etwas vom Ende des Schuljahres in der Luft. Die Bäume des Gartens, voll Laub und Blüten, werfen einen tiefen Schatten auf die Turngeräte. Die Schüler sind sommerlich gekleidet. Es ist jetzt schön, sie aus den Klassen kommen zu sehen, wie anders ist alles, als in den verflossenen Monaten. Die Haare, welche auf die Schultern niederfielen, sind verschwunden: alle Köpfe sind glatt geschoren; man sieht nackte Beine und bloße Hälse; Strohhütchen von jeder Form mit Bändern, die bis auf den Rücken herunterreichen; Hemden und Halsbinden aller Farben; die Kleinsten tragen noch irgend etwas Rotes oder Blaues, einen Aufschlag, einen Saum, eine kleine Quaste, ein Fetzchen von einer lebhaften Farbe, von der Mutter angeheftet, damit es mehr hervortrete, auch bei den Ärmsten; und viele kommen ohne Hut in die Schule, als ob sie von Hause entlaufen wären. Einige tragen das weiße Turnerkleid. Da ist ein Knabe der Lehrerin Delcati, ganz rot angezogen, vom Kopf bis zu den Füßen, wie ein gesottener Krebs. Mehrere sind als Matrosen gekleidet. Aber der schönste ist das Maurermeisterlein, der einen großen Strohhut aufgesetzt hat, welcher ihm das Aussehen eines Kerzenstümpfchens mit einem Lichtschirm giebt, und man muß lachen, wenn er darunter das Hasenmäulchen macht. Auch Coretti hat sein Katzenfell weggelegt und trägt eine alte Reisemütze von grauer Seide. Votini hat ein sehr niedliches, schottisches Kleid, Crossi zeigt die nackte Brust; Precossi steckt in dem großen, blauen Hemde eines Schmiedes. Und Garoffi? Jetzt, da er seinen Mantel hat lassen müssen, der seinen ganzen Handel verbarg, bleiben alle seine Taschen, mit allerlei Trödelwaren angefüllt, unbedeckt, und die Lotterielisten gucken daraus hervor. Alle zeigen nun, was sie bei sich tragen: Fächer aus halben Zeitungen gemacht, Rohrstückchen, Pfeile, um nach den Vögeln zu schießen, Gras, Maikäfer, die aus den Taschen kommen und ganz langsam über die Jacke hinaufkriechen. Viele der Kleinen bringen den Lehrerinnen Blumensträuß-

chen. Auch die Lehrerinnen sind alle sommerlich gekleidet, in helle Farben, außer dem „Nönnchen“: die ist immer schwarz; und die Lehrerin mit der roten Feder hat immer die rote Feder, und eine Schleife von rosafarbigen Bändern am Hals, zerknittert von den Pfötchen ihrer Schüler, die sie immer lachen und laufen machen. Es ist die Zeit der Kirschen, der Schmetterlinge, der Straßenmusik und der Spaziergänge auf das Land; viele von der vierten Klasse eilen schon an den Po, sich zu baden; alle haben das Herz schon in den Ferien; alle Tage gehen sie ungeduldiger und froh, daß wieder ein Tag herum, aus der Schule. Einzig das macht mir schweren Kummer, Garrone in Trauer sehen zu müssen, und meine arme Lehrerin der ersten Klasse, die immer abgezehrter und bleicher wird und immer stärker hustet. Sie geht jetzt gebückt und grüßt mich so traurig!

Poesie.

26. — Freitag.

Du fängst an die Poesie der Schule zu verstehen, Heinrich; aber du siehst die Schule jetzt nur von innen: sie wird dir noch viel schöner und poesiereicher erscheinen nach dreissig Jahren, wenn du deine Kinder dorthin begleiten wirst, und sie von aussen siehst, wie ich sie sehe. Den Schluss des Unterrichts abwartend spaziere ich still durch die Strassen, rings um das Gebäude und horche an den geschlossenen Jalousien des Erdgeschosses. Aus einem Fenster höre ich die Stimme einer Lehrerin, die sagt: — O welch Ungeheuer von t! Das geht nicht, mein Sohn, was würde dein Vater dazu sagen? . . . — Vom nächsten Fenster tönt die derbe Stimme eines Lehrers, der diktiert: — Ich kaufte fünfzig Meter Stoff zu vier Franken fünfzig den Meter . . . ich verkaufte sie . . . — Etwas weiter

weg die Lehrerin mit der roten Feder, die mit lauter Stimme liest: — Dann zündete Pietro Micca mit der brennenden Lunte ... — Aus der nächsten Klasse tönt es wie das Gezwitscher von hundert Vögeln, was sagen will, dass der Lehrer einen Augenblick hinausgegangen ist. Ich gehe weiter und an der Ecke höre ich einen Schüler, welcher weint, und die Stimme des Lehrers, der ihn tadelt oder tröstet. Aus andern Fenstern ertönen Verse, Namen von grossen und guten Männern, Bruchstücke von Sentenzen, die zur Tugend, zur Vaterlandsliebe, zum Mute anfeuern. Dann folgen Augenblicke der Stille, die einen glauben machen könnten, das Gebäude sei leer, und es scheint unmöglich, dass sechshundert Schüler darin seien; dann hört man lärmende Ausbrüche von Heiterkeit, hervorgerufen durch den Scherz eines Lehrers, der guter Laune ist . . . Und die Leute, die vorübergehen, stehen still, um zu horchen und werfen einen sympathischen Blick nach dem schönen Gebäude, das so viel Jugend und so viele Hoffnungen einschliesst. Dann hört man ein plötzliches, dumpfes Geräusch, ein Zuklappen von Büchern und Mappen, ein Fussgetrampel, ein Summen, das sich von Klasse zu Klasse, von unten nach oben fortpflanzt, wie beim unerwarteten Bekanntwerden einer guten Nachricht: es ist der Schuldiener, der herumgeht und den Schluss ankündigt. Und bei diesem Geräusch drängt sich eine Menge von Frauen, Männern, Mädchen und Jünglingen von hier und dort gegen die Türe,

um ihre Söhne, Brüder, Enkel zu erwarten; unterdessen strömen die kleinen Knaben aus den Türen der Klassen in das grosse Vorzimmer, um Überröcke und Hüte zu nehmen, richten dort allerlei Unordnung an und drängen sich bis der Schuldiener einen um den andern wieder hineinjagt. Und endlich kommen sie heraus, in langen Reihen, mit den Füssen stampfend. Und nun beginnt von allen Seiten ein Sturm von Fragen: — Hast du die Lektion gekonnt? Was für eine Censur hat er dir im Aufsatz gegeben? Was habt ihr auf für morgen? Wann ist das Monatsexamen? — Und auch die armen Mütter, die nicht lesen können, öffnen die Hefte, betrachten die Rechnungen, fragen nach den Censuren: — Nur acht? — Zehn mit Lob? — Neun in der Lektion? Und sie beunruhigen oder freuen sich, befragen die Lehrer und sprechen von den Programmen und den Examen. Wie schön, wie gross und vielversprechend für die Zukunft ist doch dies alles!

Dein Vater.

Die Taubstumme.

28. — Sonntag.

Der Monat Mai konnte nicht besser enden als mit dem Besuche dieses Morgens. Unser Türglöckchen läutete und alle liefen hinaus. Ich hörte meinen Vater, der in verwundertem Tone sagte: — Ihr hier, Georg? — Es war Georg, unser Gärtner von Chieri, der jetzt seine Familie in Condove hat und soeben von Genua ankam, wo er Tags vorher, aus Griechenland zurückgekehrt, gelandet war, nachdem er drei Jahre an Eisenbahnen gearbeitet hatte. Er trug ein großes

Bündel unter dem Arm. Er ist ein wenig älter geworden, aber immer noch rot im Gesicht und lustig.

Mein Vater wollte, daß er hereinkomme; aber er sagte: — nein — und fragte sofort, indem er ein ernstes Gesicht machte: — Wie geht es meiner Familie? Wie steht's mit Gigia? — Bis vor wenigen Tagen gut, — antwortete meine Mutter.

Georg stieß einen schweren Seufzer aus: — O! Gott sei gelobt! Ich hatte nicht den Mut zu den Taubstummen zu gehen, ohne Nachricht von ihr zu haben. Ich lasse das Bündel hier und eile, sie zu sehen. Drei Jahre sind es, daß ich meine arme Tochter nicht mehr sah! Drei Jahre, daß ich niemand von den Meinigen sah!

Mein Vater sagte zu mir: — Begleite ihn.

— Noch ein Wort, entschuldigen Sie, — sagte der Gärtner auf der Treppe.

Aber mein Vater unterbrach ihn: — Und die Geschäfte?

— Gut, — antwortete er, — Gott sei Dank. Einige Soldi habe ich mitgebracht. Aber ich wollte fragen: Wie stehts um den Unterricht der kleinen Stummen? sagen Sie mir etwas. Als ich sie verließ, war sie wie ein armes Tierchen, das gute Geschöpf. Ich traue ihnen nur wenig zu, diesen Anstalten. Hat sie gelernt, Zeichen zu machen? Meine Frau schrieb mir wohl: — Sie lernt sprechen, macht Fortschritte. — Aber, sagte ich, was nützt es, daß sie sprechen lerne, wenn ich selbst sie nicht machen kann, diese Zeichen? Wie können wir uns verstehen, arme Kleine? Es ist schon gut, daß sie sich unter einander verstehen, ein Unglücklicher den andern. Wie geht es also? Wie gehts?

Mein Vater lächelte und antwortete: — Ich sage Euch nichts; Ihr werdet selbst sehen; geht, geht, stehlt ihr keine Minute mehr.

Wir gingen hinaus; die Anstalt ist nahe. Als wir die Straße mit großen Schritten durcheilten, sprach der Gärtner traurig zu mir. — Ah! meine arme Gigia! Mit einem solchen Unglücke geboren zu werden! Wenn ich denke, daß ich mich von ihr nie „Vater" rufen hörte, daß sie sich von mir nie „Töchterchen" rufen hörte, daß sie nie auf der Welt ein Wort gesagt noch gehört hat! Aber Gott sei Dank, daß sich ein freigebiger, großmütiger Herr gefunden hat, der die Kosten der Anstalt deckte.

Aber ach ... vor dem achten Jahre hat sie nicht gehen können.

Seit drei Jahren ist sie nicht mehr daheim. Sie geht jetzt in das elfte. Ist sie gewachsen, sagen Sie mir, ist sie gewachsen? Ist sie heiter?

— Nun, Ihr werdet sehen, bald werdet Ihr sehen; — antwortete ich ihm, den Schritt beflügelnd.

— Aber wo ist diese Anstalt? — fragte er. — Meine Frau brachte sie dorthin, als ich schon abgereist war. Es scheint mir, sie sollte hier herum sein.

Wir waren gerade angekommen. Wir traten sofort ins Sprechzimmer. Ein Aufseher kam uns entgegen. — Ich bin der Vater von Gigia Voggi, — sagte der Gärtner; — mein Töchterchen — schnell, schnell. — Sie sind in der Pause, — antwortete der Aufseher, — ich will die Lehrerin benachrichtigen. — Und er eilte fort.

Der Gärtner konnte weder mehr sprechen, noch stille stehen; er betrachtete die Bilder an den Wänden ohne etwas zu sehen.

Die Türe öffnete sich: eine schwarz gekleidete Lehrerin trat ein, mit einem Mädchen an der Hand.

Vater und Tochter betrachteten sich einen Augenblick und dann warfen sie sich mit einem Schrei einander in die Arme.

Das Mädchen trug ein weiß und rot gestreiftes Kleid und eine graue Schürze. Sie ist größer als ich. Sie weinte und hielt den Vater mit beiden Armen umschlungen.

Er machte sich los und betrachtete sie vom Kopf bis zu den Füßen, mit glänzenden Augen; schwer atmend, als hätte er einen langen Lauf gemacht, rief er aus: — Ah! wie ist sie gewachsen! Wie schön ist sie geworden! O meine liebe, meine arme Gigia! Meine arme, kleine Stumme! Sind Sie, Fräulein, die Lehrerin? Sagen Sie ihr, sie solle mir immerhin ein wenig ihre Zeichen vormachen, daß ich etwas verstehe, und dann werde ich nach und nach lernen. Sagen Sie ihr, sie solle mir mit Gebärden etwas zu verstehen geben.

Die Lehrerin lächelte und sagte mit leiser Stimme zu dem Mädchen: — Wer ist dieser Mann, der gekommen ist, dich zu besuchen!

Und das Mädchen antwortete mit rauher, seltsamer, mißtönender Stimme, wie die eines Wilden, der unsere Sprache zum erstenmale spricht, aber deutlich aussprechend: — Es ist mein Va-ter.

Der Gärtner wich einen Schritt zurück und rief wie ein Wahn-

sinniger: — Sie spricht! Aber ist es denn möglich? Ist es denn möglich? Sie spricht? Du sprichst ja mein Kindlein, du sprichst? sag mir doch: sprichst du? — und von neuem umarmte er sie und küßte sie dreimal auf die Stirne. — Aber sprechen sie denn nicht durch Zeichen, Fräulein Lehrerin, nicht mit den Fingern, so? Was ist das?

— Nein, Herr Voggi, — antwortete die Lehrerin, — nicht mit Zeichen. Jenes war die alte Methode. Hier lehrt man nach der neuen Methode, nach der mündlichen Methode. Wie, Ihr wußtet das nicht?

— Ach, ich wußte gar nichts! — antwortete der Gärtner erstaunt. — Seit drei Jahren bin ich fort! O! sie haben es mir geschrieben, aber ich habe es nicht verstanden. Ich bin ein Dummkopf. O mein Töchterchen, du verstehst mich also? Du hörst meine Stimme? Antworte ein wenig: hörst du mich? Hörst du, was ich sage?

— Ach nein, guter Mann, — sagte die Lehrerin — die Stimme hört sie nicht, denn sie ist taub. Sie versteht nach den Bewegungen Eures Mundes, welches die Worte sind, die Ihr sprecht; das ist die Sache; aber Eure Worte hört sie nicht, nicht einmal die, welche sie zu Euch sagt; sie spricht, weil wir sie dieselben sprechen gelehrt haben, Laut für Laut, wie sie die Lippen stellen und die Zunge bewegen, und welche Anstrengung sie mit der Brust und der Kehle machen muß, um die Stimme zu erzeugen.

Der Gärtner verstand noch nicht und stand mit offenem Munde da. Er glaubte noch nicht.

— Sage mir Gigia, fragte er das Töchterchen, ihr ins Ohr flüsternd, — bist du zufrieden, daß dein Vater heimgekommen ist? — Und, das Gesicht wieder erhoben, erwartete er die Antwort.

Das Mädchen betrachtete ihn nachdenkend, und sagte nichts.

Der Vater wurde unruhig.

Die Lehrerin lachte. Dann sagte sie: — Guter Mann, sie antwortet Euch nicht, weil sie die Bewegungen Eures Mundes nicht gesehen hat. Ihr habt ihr ins Ohr gesprochen! Wiederholt die Frage, indem Ihr Euer Gesicht gut vor das ihrige haltet.

Der Vater, ihr fest ins Gesicht schauend, wiederholte: — Bist du zufrieden, daß dein Vater heimgekommen ist? Daß er nie mehr fortgeht?

Das Mädchen, das ihm aufmerksam auf die Lippen gesehen hatte, als wolle sie auch in den Mund hineinsehen, antwortete freimütig:

— Ja, ich bin zu-frie-den, daß du heim-ge-kom-men bist, daß du nie mehr fort-gehst, nie-mals mehr.

Der Vater küßte sie ungestüm, und dann, in größter Eile, um sich besser zu vergewissern, überhäufte er sie mit Fragen.

— Wie heißt deine Mutter?

— An-to-nia.

— Wie heißt deine kleine Schwester?

— A-de-laide.

— Wie heißt diese Anstalt?

— Taub-stum-men-anstalt.

— Wie viel ist zwei mal zehn?

— Zwan-zig.

Während wir glaubten, er lache vor Freude, fing er plötzlich an zu weinen. Aber auch dies vor lauter Freude. — Mut, sagte ihm die Lehrerin, — Ihr habt Grund fröhlich zu sein, nicht zu weinen. Seht, Ihr macht auch Euer Töchterchen weinen. Ihr seid also zufrieden?

Der Gärtner ergriff die Hand der Lehrerin und küßte sie zwei- oder dreimal, indem er sagte: — Dank, Dank, hundertmal Dank, tausendmal Dank, liebes Fräulein Lehrerin! Und verzeihen Sie mir, daß ich nichts anderes zu sagen weiß!

— Aber sie kann nicht nur sprechen, — sagte ihm die Lehrerin; — Eure Tochter kann auch schreiben, kann rechnen. Sie kennt die Namen aller gebräuchlichen Gegenstände, kennt ein wenig Geschichte und Geographie. Jetzt ist sie in der Normalklasse. Wenn sie die beiden andern Klassen durchgemacht hat, wird sie viel, viel mehr wissen. Wenn sie von hier fortgeht, ist sie imstande, einen Beruf zu erlernen. Wir haben schon Taubstumme, die in den Läden die Kunden bedienen und ihre Arbeit thun, wie die andern.

Der Gärtner war von neuem erstaunt. Es schien, als ob sich seine Gedanken ein zweites Mal verwirrten. Er betrachtete das Töchterchen und rieb sich die Stirne. Sein Gesicht drückte den Wunsch nach weiterer Erklärung aus.

Nun wandte sich die Lehrerin zu dem Aufseher und sagte: — Rufet mir ein Kindlein der Vorbereitungsklasse.

Der Aufseher kehrte bald nachher mit einer Taubstummen von acht bis neun Jahren zurück, die vor wenig Tagen in die Anstalt getreten war.

— Diese, — sagte die Lehrerin, — ist eine derjenigen, welche wir die ersten Elemente lehren. Ich will Euch zeigen, wie man es macht. Ich will sie e sagen lassen. Paßt auf. — Die Lehrerin öffnete den Mund, wie man ihn öffnet, um den Vokal e auszusprechen und winkte dem Kinde, es solle den Mund in gleicher Weise öffnen. Das Kind gehorchte. Nun winkte ihm die Lehrerin, es solle die Stimme hervorstoßen. Es brachte die Stimme hervor, aber anstatt e sprach es o. — Nein, — sagte die Lehrerin, es ist nicht das. — Und sie faßte die beiden Hände des Kindes und legte sich die eine offen auf die Kehle, die andere auf die Brust und wiederholte: — e. — Das Kind, das mit den Händen die Bewegung der Kehle und der Brust gefühlt hatte, öffnete den Mund wieder und sprach sehr gut: — e. — Auf gleiche Weise ließ die Lehrerin es c und d sagen, sich die kleinen Hände immer auf Brust und Kehle haltend. — Habt Ihr jetzt verstanden? — fragte sie.

Der Vater hatte verstanden; aber er schien noch verwunderter als vorher, da er nichts verstand. — Und man lehrt sie auf diese Weise sprechen? — fragte er nach einem Nachdenken von einer Minute, die Lehrerin betrachtend. — Sie haben die Geduld, alle auf diese Weise nach und nach sprechen zu lehren? eines nach dem andern?... Jahr um Jahr? . . Aber Sie sind eine Heilige, das sind Sie! Sie sind ein Engel des Paradieses! Nein, es giebt keine Belohnung für Sie auf der Erde! Was soll ich sagen? . . . Ah! lassen Sie mich jetzt ein wenig mit meiner Tochter. Lassen Sie mich für fünf Minuten mit ihr allein.

Und er zog sie abseits und begann sie zu fragen und jene antwortete und er lachte mit glänzenden Augen, schlug mit den Fäusten auf die Kniee und nahm die Tochter bei den Händen, schaute sie an, außer sich vor Freude, wenn sie sprach, als hörte er eine Stimme vom Himmel; dann fragte er die Lehrerin: — Würde es erlaubt sein, dem Herrn Direktor zu danken? — Der Direktor ist nicht da, — antwortete die Lehrerin. — Aber einer andern Person solltet Ihr danken. Hier ist jedes kleine Mädchen einer größern Gefährtin zur Besorgung übergeben und diese vertritt Schwester und Mutter bei ihr.

Gigia ist einer Taubstummen von siebzehn Jahren, der Tochter eines Bäckers, die sehr gut ist und sie von Herzen liebt, anvertraut: seit zwei Jahren hilft sie ihr jeden Morgen beim Ankleiden, kämmt sie, lehrt sie nähen, hält ihre Sachen in Ordnung und leistet ihr gute Gesellschaft. Luigia, wie heißt deine Mutter in der Anstalt?

Das Mädchen lächelte und antwortete:

— Ka-te-ri-na Gior-dano. — Dann sagte sie zu ihrem Vater: — Sehr, sehr gut.

Der Aufseher, der auf einen Wink der Lehrerin hinausgegangen war, kam unverzüglich mit einer blonden, kräftigen Taubstummen von heiteren Mienen zurück; auch sie trug ein rot gestreiftes Kleid und eine graue Schürze; sie blieb unter der Türe stehen und errötete; dann senkte sie lächelnd den Kopf.

Die Tochter Georgs lief ihr gleich entgegen, nahm sie bei einem Arm wie ein Kind und zog sie vor ihren Vater, indem sie mit rauher Stimme sagte: — Ka-te-ri-na Gior-dano.

Ah! das brave Mädchen! — rief der Vater und streckte die Arme aus, um sie zu liebkosen, aber er zog sie zurück und wiederholte: — Ah! das gute Mädchen, Gott segne sie, er gebe ihr alles Glück, allen Trost, er mache sie immer glücklich, sie und die Ihrigen, ein so gutes Mädchen; meine arme Gigia, ein ehrlicher Arbeiter, ein armer Familienvater wünscht ihr dies von Herzen.

Das große Mädchen liebkoste das kleine, das Gesicht immer gesenkt und lächelnd, und der Gärtner betrachtete sie wie eine Madonna.

— Heute könnt ihr Eure Tochter mit Euch nehmen, — sagte die Lehrerin. — Ja, ich nehme sie, — antwortete der Gärtner. Ich führe sie nach Condove und bringe sie morgen früh zurück. Glauben Sie ja nicht, daß ich sie da lasse! — Die Tochter huschte fort, sich umzukleiden. — Drei Jahre sind es, daß ich sie nicht mehr sah, — fuhr der Gärtner fort. — Jetzt spricht sie! Nach Condove führe ich sie sogleich. Aber zuerst will ich mit der kleinen Stummen einen Gang durch Turin machen, und sie zu meinen vier Bekannten führen, damit sie sie sehen! Ah! welch schöner Tag! Das ist ein Trost! Hier, gieb deinem Vater den Arm, meine Gigia! Das Mädchen, welches mit einem Mäntelchen und einem Häubchen zurückgekehrt war, gab ihm den Arm.

— Und allen Dank! — sagte der Gärtner unter der Türe. — Allen sage ich Dank aus meinem ganzen Herzen! Ich werde noch einmal kommen, um allen zu danken!

Er blieb einen Augenblick nachdenkend, dann ging er schnell von dem Mädchen weg, kehrte zurück, indem er seine Weste durchstöberte und rief überlaut: — Nun, ich bin nur ein armer Kerl, aber hier, da lasse ich zwanzig Lire für die Anstalt, ein schöner neuer, goldener Marengo!

Und indem er fest auf den Tisch klopfte, legte er den Marengo hin

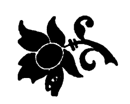
— Nein, nein, braver Mann, — sagte die Lehrerin gerührt. — Nehmt Euer Geld wieder. Ich kann es nicht annehmen. Nehmt es. Es gehört nicht mir. Ihr werdet kommen, wenn der Direktor da ist. Aber nicht einmal er wird es annehmen, dessen könnt ihr versichert sein. Ihr habt zu große Mühe gehabt es zu verdienen, guter Mann. Wir sind Euch gleichwohl dankbar.

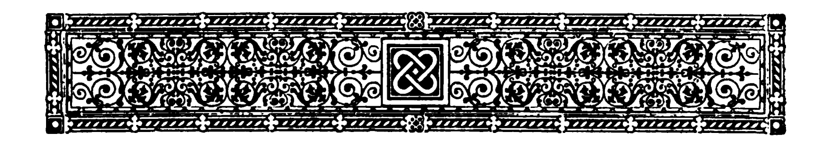
— Nein, ich lasse es, — antwortete der Gärtner eigensinnig; — und dann . . . wir wollen schon sehen!

Aber die Lehrerin schob ihm das Geld in die Tasche, ohne ihm Zeit zu lassen es zurückzugeben.

Und nun fügte er sich, den Kopf schüttelnd; und dann schickte er schnell der Lehrerin und dem großen Mädchen mit der Hand einen Kuß zu, nahm den Arm seiner Tochter wieder und stürzte vor die Türe, indem er sagte: — Komm, komm, mein Töchterchen, meine arme, kleine Stumme, mein Schatz!

Und die Tochter rief mit ihrer rauhen Stimme: — O welch schö-ne Son-ne!





Juni.



Das Heer.

11. — Sonntag (Nationalfest).

Wir sind auf den Castello-Platz gegangen, um die Musterung der Soldaten zu sehen, welche vor dem Kommandanten des Armeecorps inmitten einer großen Volksmenge vorbeimarschierten. Nach und nach, wie sie unter dem Spiele der Musik vorbeizogen, bezeichnete mir mein Vater die Corps und den Ruhm der Fahnen. Zuerst passierten die Schüler der Akademie, welche sich zu Offizieren des Genies und der Artillerie ausbilden, ungefähr dreihundert, schwarz gekleidet, mit jener kühnen und freien Eleganz, welche an Soldaten und Studenten zu sehen ist . . Nach ihnen zog die Infanterie vorbei: die Brigade Aosta, die bei Goito und San Martino kämpfte, die Brigade Bergamo, die bei Castelfidardo stritt, vier Regimenter, Kompagnie hinter Kompagnie, Tausende von Pompons, welche aussahen wie viele blutrote, an beiden Enden gehaltene, schwankende Guirlanden die man durch die Menge trüge. Nach der Infanterie kamen die Geniesoldaten, die Arbeiter des Krieges, mit schwarzen Federbüschen und roten Tressen, und während sie vorbeigingen, sah man hinter ihnen Hunderte von langen, geraden Federn vorwärtskommen, welche die Köpfe der Zuschauer weit überragten: es waren die Alpenjäger, die Verteidiger der Thore Italiens, alle groß, blühend und stark, sie trugen kalabresische Hüte und Abzeichen in schönem, lebhaftem Grün, in der Farbe der Kräuter ihrer Berge. Noch zogen die

Alpenjäger vorbei, als ein Brausen durch die Menge lief, und die Bersaglieri (Scharfschützen), das alte zwölfte Bataillon, die ersten, welche in Rom durch die Bresche der Porta Pia eindrangen, braun, behend, lebhaft, mit flatternden Federbüschen, wie die Woge eines schwarzen Stromes vorbeimarschierten. Sie erfüllten den Platz mit ihren lauten freudigen Trompetenklängen. Aber ihr Spiel wurde übertönt von einem dumpfen Getöse, das die Feldartillerie ankündigte; und nun passierten, stolz auf den hohen, von dreihundert ungestümen Pferdepaaren gezogenen Caissons sitzend, die schönen Soldaten mit den gelben Schnüren, und die langen Kanonen von Bronce und Stahl glänzten auf ihren leichten Laffetten; sie sprangen und tönten, daß die Erde zitterte. Und dann kam langsam, schwer, schön in ihrem ernsten, rauhen Anblick, mit den großen Soldaten und kräftigen Maultieren die Bergartillerie heran, die Schrecken und Tod hinaufträgt, so weit der Fuß des Menschen steigt. Und endlich passierte im Galopp, mit in der Sonne blinkenden Helmen, aufgerichteten Lanzen und flatternden Fähnchen, schimmernd von Silber und Gold und die Luft mit Geklingel und Wiehern erfüllend, das schöne Regiment Genova cavalleria, das auf zehn Schlachtfeldern von Santa Lucia bis Villafranca stürmte. — O wie schön! — rief ich aus. Aber mein Vater machte mir fast einen Vorwurf wegen dieser Worte und sagte zu mir: — Betrachte das Heer nicht als ein schönes Schauspiel. Alle diese Jünglinge voll Kraft und Hoffnung können von einem Tage zum andern gerufen werden, unser Land zu verteidigen, und in wenig Stunden von Kugeln und Kartätschen zerschmettert fallen. Jedesmal, wenn du bei einem Feste rufen hörst: Es lebe das Heer, es lebe Italien, stelle dir, weit weg von den Regimentern, welche vorbeiziehen, ein Feld mit Leichnamen bedeckt und mit Blut getränkt vor, und alsdann wird der Hochruf aus tiefstem Herzen kommen und das Bild Italiens wird dir ernster und größer erscheinen.

Italien.

14. — Dienstag.

Bringe dem Vaterland an seinen Festtagen diesen Gruss: — Italien, mein Heimatland, edles

und liebes Land, wo mein Vater und meine Mutter geboren wurden und begraben sein werden, wo ich zu leben und zu sterben hoffe, wo meine Söhne aufwachsen und sterben werden; schönes Italien, gross und glorreich seit vielen Jahrhunderten, einig und frei seit wenig Jahren; welches so viel lichtvolle, göttliche Schönheit über die Welt verbreitet, und für welches so viele Tapfere auf den Schlachtfeldern und so viele Helden auf dem Richtplatze starben; erhabene Mutter von dreihundert Städten und dreissig Millionen Söhnen; ich, ein Kind, das dich noch nicht ganz versteht und kennt, ich verehre und liebe dich mit ganzer Seele, und bin stolz von dir geboren zu sein und mich deinen Sohn zu heissen. — Ich liebe deine prächtigen Meere und deine erhabenen Alpen, ich liebe deine feierlichen Denkmäler und deine unsterblichen Erinnerungen, ich liebe deinen Ruhm und deine Schönheit; ich verehre und liebe dich als grosses ganzes Land ebenso sehr wie jenen kleinen Teil von dir, wo ich zum erstenmal die Sonne sah und deinen Namen hörte. Tapferes Turin, stolzes Genua, gelehrtes Bologna, bezauberndes Venedig, mächtiges Mailand, liebliches Florenz, majestätisches Palermo, grosses und schönes Neapel, wunderbare, ewige Roma, ich liebe euch alle, alle mit gleicher kindlicher Liebe, ich habe für euch alle die gleiche Dankbarkeit, die gleiche Verehrung. Ich liebe dich, heiliges Vaterland! Und ich schwöre dir, dass ich alle deine Söhne wie Brüder lieben, dass ich deine grossen

Lebenden und deine grossen Toten immer in meinem Herzen verehren werde, dass ich mich bestreben werde, ein thätiger und guter Bürger zu werden, der stets sucht, sich zu veredeln, um sich deiner würdig zu machen, um mit seinen kleinen Kräften zu helfen, damit eines Tages von deiner Oberfläche das Elend, die Unwissenheit, die Ungerechtigkeit, das Verbrechen verschwinden mögen, und du ruhig leben und dich ausbreiten könnest, in der Majestät deines Rechtes und deiner Kraft. Ich schwöre dir, dass ich dir dienen werde, je nachdem es mir beschieden sein wird, mit dem Geiste, dem Arm, dem Herzen, demütig und kühn; und dass, wenn der Tag kommt, an dem ich mein Blut und mein Leben für dich geben soll, ich es geben und sterben werde, indem ich deinen heiligen Namen zum Himmel rufe und meinen letzten Gruss deiner geweihten Fahne schicke.

32 Grade.

16. — Freitag.

Während fünf Tagen seit dem Nationalfest ist die Hitze um drei Grad gestiegen. Jetzt sind wir im vollen Sommer, alle beginnen müde zu werden, alles hat die schönen, rosigen Farben des Frühlings verloren, Hals und Beine werden dünner, die Köpfe wackeln hin und her, die Augen schließen sich. Der arme Nelli, der sehr von der Hitze leidet, hat ein Gesicht, weiß wie Wachs, schläft hie und da fest ein, den Kopf auf dem Hefte; aber Garrone ist aufmerksam und pflanzt ein offenes Buch gerade vor ihn hin, damit ihn der Lehrer nicht sehe. Crossi legt seinen roten Kopf auf die Bank, daß man meint, er sei vom Rumpfe abgetrennt und dorthin gelegt. Nobis beklagt sich, wir seien zu viele und verpesten ihm die Luft. Ach! welche Anstrengung

muß man jetzt machen um zu lernen! Ich betrachte durch die Fenster des Hauses die schönen Bäume, die einen so dunkeln Schatten werfen, wo ich so gerne herumspringen möchte, und ich werde traurig und zornig, daß ich mich in die Bänke schließen lassen muß. Dann fasse ich wieder Mut, wenn ich meine gute Mutter sehe, die mich, wenn ich aus der Schule komme, immer betrachtet, um zu sehen, ob ich bleich sei; und sie sagt mir bei jeder Seite meiner Arbeit: — Bist du noch wohl? — und jeden Morgen um sechs Uhr, wenn sie mich für die Lektion weckt: — Mut! Es sind nur noch so viele Tage: dann bist du frei und kannst ausruhen, kannst in den Schatten der Alleen gehen. — Ja, sie hat recht, mich an die Knaben zu erinnern, die auf dem Felde oder im weißen Kies der Flüsse arbeiten, geblendet und verbrannt von der stechenden Sonne, und an diejenigen der Glasfabriken, die den ganzen Tag unbeweglich das Gesicht über eine Gasflamme neigen, und die alle früher aufstehen als wir und keine Ferien haben. Mut also! Derossi ist immer der erste von allen, er läßt sich weder von Hitze noch Schlaf bemeistern, immer ist er lebendig, heiter, mit seinen blonden Löckchen, wie er im Winter war, und er lernt ohne Mühe und hält alle um sich munter, als ob er mit seiner Stimme die Luft erfrische. Noch zwei andere sind immer geweckt und aufmerksam: der hartnäckige Kopf von Stardi, der sich in die Lippen beißt, um nicht einzuschlafen, und je müder er wird und je heißer es ist, um so mehr beißt er die Zähne zusammen und sperrt die Augen auf, als ob er den Lehrer aufessen wolle; und dann der Krämer Garoffi, emsig beschäftigt, aus rotem Papier Fächer zu fabrizieren, die er mit Bildchen von Streichholzschächtelchen schmückt und für zwei Centesimi das Stück verkauft. Aber der brävste von allen ist Coretti; der arme Coretti steht um fünf Uhr auf, um seinem Vater Holz tragen zu helfen! Um elf Uhr kann er in der Schule die Augen nicht mehr offen halten und der Kopf fällt ihm auf die Brust. Und nichtsdestoweniger rafft er sich auf, giebt sich mit der Hand Schläge ins Genick, bittet um die Erlaubnis hinausgehen zu dürfen um sich das Gesicht zu waschen, läßt sich von den Nachbarn rütteln und kneipen. Aber trotz allem konnte er sich diesen morgen nicht mehr halten und fiel in einen bleiernen Schlaf. Der Lehrer rief ihn laut: — Coretti! — Er hörte es nicht! Der Lehrer wiederholte erzürnt: — Coretti! — Nun erhob sich der Sohn des Kohlenhändlers, der in seiner Nähe wohnt, und sagte:

— Er hat von fünf bis sieben Uhr gearbeitet, er hat Reisig getragen. — Der Lehrer ließ ihn schlafen und fuhr eine halbe Stunde im Unterricht fort. Dann ging er zur Bank Corettis und weckte ihn leise, leise, indem er ihm ins Gesicht blies. Als er den Lehrer vor sich sah, fuhr er erschrocken zurück. Aber der Lehrer nahm ihm den Kopf zwischen die Hände und indem er ihn auf das Haupt küßte, sagte er: — Ich mache dir keinen Vorwurf, mein Sohn. Dein Schlaf ist nicht der Schlaf der Trägheit; es ist der Schlaf der Arbeit.

Mein Vater.

17. — Samstag.

Nein gewiss, keiner deiner Kameraden, weder Coretti noch Garrone würden ihrem Vater antworten wie du dem deinigen diesen Abend geantwortet hast. Heinrich! Wie ist es möglich? Du musst mir heilig versprechen, dass dies nie mehr vorkommen soll, so lange ich lebe. Jedesmal, wenn bei einem Vorwurf deines Vaters dir eine ungebührliche Antwort auf die Lippen tritt, so denke an jenen Tag, der unfehlbar kommen wird, wenn er dich an sein Bett rufen wird, um dir zu sagen: — Heinrich, ich verlasse dich. — O mein Sohn, wenn du seine Stimme zum letztenmal hören wirst, und auch lange Zeit hernach, wenn du in seinem verlassenen Zimmer weinen wirst, inmitten aller dieser Bücher, die er nicht mehr öffnen wird, dann wenn du dich erinnerst, ihm hie und da nicht die gebührende Achtung erwiesen zu haben, wirst du dich fragen: — Wie ist es möglich? — Dann wirst du einsehen, dass er immer dein bester Freund gewesen; auch wenn er gezwungen war dich zu strafen,

litt er mehr darunter als du, und er hat dich nie weinen gemacht, als um dir Gutes zu erweisen; und alsdann wirst du bereuen, wirst weinend das Pult küssen, an dem er sich für seine Kinder abgearbeitet hat. Jetzt verstehst du ihn nicht: er verbirgt dir sein ganzes Wesen, ausser seiner Güte und seiner Liebe. Du weisst es nicht, dass er hie und da von der Arbeit so erschöpft ist, dass er glaubt, nur noch wenige Tage zu leben, und dass er in diesen Augenblicken nur von dir spricht, keine andere Sorge im Herzen hat als die, dich arm und ohne Schutz zurückzulassen! Und oftmals, wenn er das bedenkt, tritt er in deine Kammer, während du schläfst, und steht da, mit dem Lichte in der Hand, um dich zu betrachten, und dann rafft er sich wieder auf, und müde und traurig wie er ist, kehrt er zur Arbeit zurück! Und du weisst ebenfalls nicht, dass er dich oft aufsucht und bei dir bleibt, weil sein Herz verbittert wurde, weil ihm Unannehmlichkeiten begegneten, von denen kein Mensch auf der Erde unverschont bleibt, und er sucht dich wie einen Freund, um sich zu stärken und zu vergessen; er muss sich zu dir flüchten, um die Heiterkeit und den Mut wieder zu finden. Denke also, welchen Schmerz er empfinden muss, wenn er bei dir anstatt Liebe Kälte und Unehrerbietigkeit findet! Beflecke dich nie mehr mit dieser schrecklichen Undankbarkeit! Denke, dass wenn du auch gut wärest wie ein Heiliger, du ihn nie genug belohnen könntest für das, was er an dir gethan hat und fortwährend thut. Und denke auch:

auf das Leben kann man nicht zählen, ein Unglück könnte dir deinen Vater rauben, während du noch ein Knabe bist, in zwei Jahren, in drei Monaten, morgen. O! mein armer Heinrich, wie würde sich dann alles um dich verändern; wie leer, wie trostlos würde dir das Haus mit deiner armen trauernden Mutter erscheinen! Geh, mein Sohn, geh zu deinem Vater: er ist in seinem Zimmer und arbeitet; gehe auf den Fussspitzen, dass er dich nicht eintreten hört, lege deine Stirne auf seine Kniee und sage ihm, er möge dir verzeihen, er solle dich segnen.

Deine Mutter.

Auf dem Lande.

19 — Montag.

Mein guter Vater verzieh mir auch dieses Mal und ließ mich an der Landpartie teilnehmen, die wir Mittwochs mit dem Vater Corettis, dem Holzhändler, verabredet hatten. Es that uns allen Not, ein wenig Bergluft zu schnappen. Das war ein Fest! Wir fanden uns gestern um zwei Uhr auf dem Platze Dello Statuto ein: Derossi, Garrone, Garoffi, Precossi, Vater und Sohn Coretti und ich, mit unsern Vorräten von Früchten, Würsten, gesottenen Eiern; wir hatten auch Becher aus Leder und Blech. Garrone trug eine Kürbisflasche mit weißem Weine darin, Coretti die Feldflasche seines Vaters voll roten Weins, und der kleine Precossi mit dem weiten Schmiedehemde trug unter dem Arm ein großes Brot von zwei Kilogramm. Wir fuhren mit dem Omnibus bis Gran Madre di Dio und dann ging es behende die Hügel hinauf. Das war ein Grün, ein Schatten, eine Frische! Wir wälzten uns im Grase, tauchten das Gesicht in die Bächlein und sprangen über die Hecken. Vater Coretti folgte uns in der Ferne, die Jacke auf den Schultern, aus seiner kurzen Pfeife rauchend, und von Zeit zu Zeit drohte er uns mit der Hand, keine Löcher in die Hosen zu machen. Precossi pfiff; ich hatte ihn nie pfeifen hören. Der junge Coretti machte alles mögliche, während er marschirte; er kann

alles machen, der Knirps, mit seinem fingerlangen Taschenmesser: Mühlräder, Gabeln, Spritzen; auch wollte er die Sachen der andern tragen, er war beladen, daß der Schweiß von ihm troff; aber immer behend wie ein Reh. Derossi stand jeden Augenblick still, um uns die Namen der Pflanzen und der Insekten zu nennen: ich weiß nicht, wie er es anfängt, daß er so viele Sachen weiß. Und Garrone aß Brot, ganz still; aber er beißt nicht mehr so lustig hinein, wie früher, der arme Garrone, seit er die Mutter verloren hat. Doch ist er immer noch der Gleiche, gut wie das Brot, das er ißt: wenn einer von uns einen Anlauf nahm um über einen Graben zu springen, war er schon auf der andern Seite, um uns die Hände zu reichen; und weil Precossi sich vor den Kühen fürchtet, da er als Kind von einer gestoßen wurde, so stellte sich jedesmal, wenn eine vorüberging, Garrone vor ihn. Wir gingen hinauf bis nach Santa Margherita und dann springend, rollend, purzelnd die Abhänge hinunter. Precossi, der an einem Strauche stolperte, machte sich einen Riß in sein weites Hemd und schämte sich mit den herunterhängenden Fetzen, aber Garoffi, der immer Stecknadeln in der Tasche hat, flickte es so gut, daß man nichts mehr sah, während jener eifrig sagte: — Entschuldige mich, entschuldige mich, — und wieder zu laufen begann. Garoffi verlor seine Zeit nicht unterwegs: er pflückte Kräuter zu einem Salat, sammelte Schnecken, und steckte jeden Stein, der ein wenig glänzte, in die Tasche, da er glaubte es sei Gold oder Silber darin. Und wir liefen, kletterten weiter, im Schatten und in der Sonne, hinauf und hinunter, über Thäler und Höhen, bis wir mit Seitenstechen und außer Atem auf dem Gipfel eines Hügels ankamen, wo wir uns setzten um im Grase Vesper zu halten. Man sah von da eine ungeheure Ebene und alle die blauen Alpen mit den weißen Gipfeln. Wir starben fast vor Hunger und das Brot schien nur so zu verschwinden. Vater Coretti reichte uns die Wurstportionen auf Kürbisblättern. Und dann sprachen wir alle miteinander von den Lehrern, von den Kameraden, die nicht hatten mitkommen können, von dem Examen. Precossi schämte sich ein wenig zu essen, und Garrone stopfte ihm die besten Bissen seines Teiles mit Gewalt in den Mund. Coretti saß mit gekreuzten Beinen neben seinem Vater: sie schienen eher zwei Brüder als Vater und Sohn, so nahe bei einander, beide rot und lächelnd, mit ihren schönen Zähnen. Der Vater trank mit Behagen, leerte auch die Becher und die Gläser,

die wir halb voll ließen und sagte: — Euch, die ihr studiert, thut der Wein nicht gut; wir Holzhändler, wir haben ihn nötig! — Dann nahm er seinen Sohn bei der Nase und sagte: — Knaben, habt den da gern, das ist ein Muster von einem Ehrenmanne; ich sage es euch! — Und alle lachten, außer Garrone. Und er fuhr fort, indem er trank: — Es ist schade, ach! — Jetzt seid ihr als brave Kameraden beisammen; und in einigen Jahren, wer weiß, werden Heinrich und Derossi Advokaten oder Professoren oder was weiß ich sein, und ihr andern vier in einem Laden oder bei einem Handwerker oder weiß der Kukuck wo. Und alsdann gute Nacht Kameradschaft! — Was! — antwortete Derossi, — für mich wird Garrone immer Garrone, Precossi immer Precossi sein, und die andern ebenso, sollte ich auch Kaiser von Rußland werden; wo sie sein werden, da gehe auch ich hin. — Bravo! — rief Vater Coretti aus, die Flasche erhebend, — brav gesprochen, das will ich meinen! Stoßt an! Sie leben hoch, die guten Kameraden, hoch auch die Schule, die euch zu einer Familie macht, die welche Centesimi haben und die welche keine haben! — Wir stießen mit den Bechern und den Gläsern an seine Flasche und tranken zum letztenmal. Und er schrie: — Es lebe das Carré vom neunundvierzigsten, — indem er auf die Füße sprang und den letzten Schluck that; — und wenn auch ihr Carrés bilden müßt, haltet fest wie wir, Knaben! — Es war schon spät, wir stiegen laufend und singend hinunter und gingen eine lange Strecke alle Arm in Arm und kamen am Po an, als es dämmerte und Tausende von Leuchtkäfern herumflogen. Wir trennten uns erst auf dem Platze Dello Statuto, nachdem wir verabredet hatten, uns am Sonntag alle zusammenzufinden um ins Theater Viktor Emanuel zu gehen und die Verteilung der Preise an die Schüler der Abendschulen zu sehen. Welch schöner Tag! Wie wäre ich so vergnügt ins Haus getreten, wenn ich nicht meine arme Lehrerin getroffen hätte! Sie kam von unserer Wohnung her und begegnete mir auf der Treppe; es war fast dunkel und kaum hatte sie mich erkannt, als sie mich bei beiden Händen ergriff und mir ins Ohr sagte: — Addio, Heinrich, vergiß mich nicht! — Ich bemerkte, daß sie weinte. Ich stieg hinauf und sagte zu meiner Mutter: — Ich habe meine Lehrerin getroffen. — Sie muß sich zu Bette legen, — antwortete meine Mutter, welche gerötete Augen hatte. Und dann sagte sie mit großer Traurigkeit, mich fest ansehend: — Deine arme Lehrerin .... ist schwer krank.

Die Verteilung der Preise an die Arbeiter.

25. — Sonntag.

Nach unserm Übereinkommen gingen alle mit einander ins Theater Viktor Emanuel, um die Verteilung der Preise an die Handwerker zu sehen. Das Theater war ausgeschmückt wie am 14. März. Diesmal hatten sich aber fast lauter Arbeiterfamilien eingefunden und das Parterre war von den Schülern und Schülerinnen der Singschule eingenommen; sie sangen einen Hymnus auf die in der Krim gefallenen Soldaten, so schön, daß, als sie geendigt hatten, sich alle erhoben und in die Hände klatschten und riefen, und sie mußten ihn noch einmal singen. Gleich darauf begannen die Prämierten bei dem Bürgermeister, dem Präfekt und vielen andern Herren, welche Bücher, Sparkassenbüchlein, Diplome und Medaillen verteilten, vorbei zu marschieren. In einem Winkel des Parterre sah ich das Maurermeisterlein neben seiner Mutter sitzen, und auf einer andern Seite war der Direktor und hinter ihm das rote Haupt meines Lehrers der zweiten Klasse. Zuerst kamen die Schüler der Abendzeichnenschule, Goldschmiede, Graveure, Lithographen und auch Schreiner und Maurer; dann die der Handelsschule; hierauf die der Singschule, unter welchen einige Mädchen, Arbeiterinnen, alle im höchsten Staate, die mit lautem Beifall begrüßt wurden und lachten. Endlich kamen die Schüler der Elementarabendschulen und nun begann es schön zu werden. Von jedem Alter, von allen Handwerken und auf alle Arten gekleidet kamen sie, Männer mit grauen Haaren, Knaben aus Fabriken, Arbeiter mit schwarzen Bärten. Die Kleinsten waren ungezwungen, die Männer ein wenig verwirrt. Die Menge klatschte den ältesten und den jüngsten Beifall. Aber niemand unter den Zuschauern lachte, wie sie es an unserm Feste machten; alle Gesichter waren aufmerksam und ernst. Viele der Prämierten hatten Frau und Kinder im Parterre und es waren Kinder da, welche, wenn sie den Vater auf die Bühne steigen sahen, ihn mit lauter Stimme beim Namen riefen und lächelnd mit der Hand auf ihn zeigten. Es kamen Bauern, Lastträger: diese waren aus der Abteilung Boncompagni. Aus der Schule della Cittadella kam ein Schuhwichser, den mein Vater kannte, und der Präfekt gab ihm ein Diplom. Nach ihm kam ein Mann, groß wie ein Riese, den ich anderswo schon gesehen zu haben glaubte Es war der Vater

des Maurermeisterleins, der den zweiten Preis erhielt! Ich erinnerte mich an damals, als ich ihn in der Dachstube am Bette des kranken Sohnes sah, und meine Augen suchten sofort den Sohn im Parterre: armes Maurermeisterlein! Er betrachtete seinen Vater mit leuchtenden Augen, und um seine Rührung zu verbergen, machte er das Hasenmäulchen. In diesem Augenblick hörte ich einen Beifallsturm, ich sah nach der Bühne: es war ein kleiner Kaminfeger mit gewaschenem Gesichte, aber mit seinen Arbeitskleidern, und der Bürgermeister sprach mit ihm, ihn an einer Hand haltend. Nach dem Kaminfeger kam ein Koch. Dann holte ein Gassenkehrer der Stadt aus der Schule Raineri die Medaille. Ich fühlte, ich weiß nicht was im Herzen, als ich daran dachte, wie viel diese Preise die Arbeiter gekostet hatten, diese immer sorgenvollen Familienväter, wie viele Mühen zu den Anstrengungen der Berufsarbeit hinzukamen, wie viele dem Schlafe, den sie doch so nötig haben, geraubte Stunden, und auch wie viele Anstrengungen des nicht an das Studium gewohnten Geistes und der von der Arbeit schwerfällig gewordenen Hände! Es kam ein Knabe aus einer Werkstatt, und man sah, daß ihm sein Vater für diese Gelegenheit seine Jacke geliehen hatte; die Ärmel schlotterten ihm so sehr, daß er sie auf der Bühne zurückstülpen mußte, um seinen Preis ergreifen zu können; viele lachten, aber das Lachen wurde bald durch das Händeklatschen übertönt. Nachher kam ein Alter mit kahlem Haupte und weißem Barte. Artilleriesoldaten, von jenen, die in unsere Sektion in die Abendschule gingen, kamen an die Reihe; dann Zollwächter, Stadtwächter, solche, die in unserer Schule Wache halten. Endlich sangen die Schüler der Abendschule wieder den Hymnus auf die in der Krim Gefallenen, aber diesmal mit solcher Begeisterung, mit einer solch großen Hingebung, und aufrichtig aus dem Herzen kommend, daß die Menge fast nicht mehr in die Hände klatschte, und alle gerührt, langsam und ohne Lärm zu machen hinausgingen. In wenig Augenblicken war die Straße gedrängt voll. Vor der Thüre des Theaters stand der Kaminfeger mit seinem Preise, einem rot eingebundenen Buche, und rings um ihn Herren, die mit ihm sprachen. Viele grüßten sich von einer Seite der Straße zur andern hinüber, Arbeiter, Knaben, Wachen, Lehrer. Mein Lehrer der zweiten Klasse ging zwischen zwei Artilleriesoldaten hinaus. Und man sah Arbeiterfrauen mit Kindern auf den Armen, welche das Diplom des Vaters in den Händen hielten und den Leuten mit großem Stolze zeigten.

Meine Lehrerin ist tot.

27. — Dienstag.

Während wir im Theater Viktor Emanuel waren, starb meine arme Lehrerin. Sie ist um 2 Uhr gestorben, sieben Tage nachdem sie meine Mutter besucht hatte. Der Direktor kam gestern morgen in die Schule, um uns die Nachricht zu bringen. Er sprach: — diejenigen von euch, welche ihre Schüler waren, wissen, wie gut sie gewesen, wie sie die Knaben liebte: sie war eine Mutter für sie. Nun ist sie nicht mehr. Eine schreckliche Krankheit zehrte an ihr seit langer Zeit. Wenn sie nicht hätte arbeiten müssen, um sich das Brot zu verdienen, hätte sie sich pflegen und vielleicht genesen können; sie hätte sich wenigstens das Leben um einige Monate verlängert, wenn sie die Entlassung genommen hätte. Aber sie wollte bis zum letzten Tage unter ihren Schülern bleiben. Samstag abend, am 17. nahm sie Abschied von ihnen mit der Gewißheit, sie nie mehr zu sehen, gab ihnen noch gute Räte, küßte alle und entfernte sich schluchzend. Jetzt wird sie niemand mehr sehen. Erinnert euch an sie, meine Söhne. — Der kleine Precossi, der in der ersten Klasse ihr Schüler gewesen ist, neigte den Kopf auf die Bank und weinte.

Gestern abend nach der Schule gingen wir alle zum Hause der Toten, um sie in die Kirche zu begleiten. In der Straße stand schon ein Totenwagen mit zwei Pferden, und viele Leute warteten und sprachen mit leiser Stimme. Da war der Direktor, alle Lehrer und Lehrerinnen unserer Schule und auch solche aus andern Abteilungen, wo sie in frühern Jahren unterrichtet hatte; fast alle Kinder ihrer Klasse waren da, von den Müttern, welche die Fackeln trugen, an der Hand geführt; sehr viele aus andern Klassen und etwa fünfzig Schülerinnen aus der Abteilung Baretti, die einen mit einem Kranze in der Hand, die andern mit einem Blumenstrauß. Viele Blumensträuße hatten sie schon auf den Wagen gelegt, an welchem ein großer Kranz von Immortellen aufgehängt war, auf dem mit schwarzen Buchstaben geschrieben stand: — Ihrer Lehrerin die ehemaligen Schülerinnen der vierten Klasse; — und unter dem großen Kranze hing ein kleiner, den ihre Kinderchen gebracht hatten. In der Menge sah man viele von den Herrschaften gesandte Dienstfrauen mit den Kerzen, und auch zwei Diener in Livree mit einer brennenden Fackel; ein reicher

Herr, der Vater eines Schülers der Lehrerin, hatte seine Kutsche gesandt, die mit blauer Seide ausgeschlagen war. Alle sammelten sich vor der Thüre an. Mehrere Mädchen trockneten sich die Thränen ab. Wir warteten eine Zeit lang stille. Endlich trugen sie den Sarg herunter. Als sie denselben auf den Wagen heben sahen, fingen einige Kinder stark zu weinen an, und eines begann zu schreien, als ob es erst jetzt verstehe, daß seine Lehrerin tot sei; es wurde von einem solch krampfhaften Schluchzen ergriffen, daß sie es wegtragen mußten. Der Zug bildete sich und setzte sich langsam in Bewegung. Vor dem Wagen gingen die Priester, es folgten denselben die Lehrer und Lehrerinnen, die kleinen Schüler der ersten Klasse und alle andern, und endlich die Menge. Die Leute zeigten sich an den Fenstern und unter den Türen und als sie alle diese Knaben und den Kranz sahen, sagten sie: — Es ist eine Lehrerin. — Auch einige Damen, die ihre Kleinen begleiteten, weinten. Bei der Kirche angekommen hoben sie den Sarg vom Wagen und trugen ihn mitten ins Hauptschiff vor den Hochaltar: die Lehrerinnen legten die Kränze darauf, die Kinder bedeckten ihn mit Blumen. Als die Kerzen angezündet waren, begann die umstehende Menge in der großen und dunkeln Kirche die Gebete zu singen. Dann, plötzlich, als der Priester das letzte Amen sagte, löschte man die Kerzen aus und alle gingen eilig hinaus, der Sarg blieb allein zurück. Arme Lehrerin, die so gut mit mir war, so viel Geduld hatte, die sich so lange Jahre abgemüht hat! Sie hat ihre wenigen Bücher ihren Schülern gelassen, einem ein Tintenfaß, einem andern ein kleines Gemälde, alles was sie besaß, und zwei Tage, bevor sie starb, sagte sie zum Direktor, er solle die Kleinsten nicht an ihr Begräbnis gehen lassen, denn sie wolle nicht, daß sie weinten. Sie hat Gutes gewirkt, hat gelitten, ist gestorben. Arme Lehrerin! Addio! Addio für immer, meine gute Freundin, süße und traurige Erinnerung aus meiner Kindheit!

Dank!

28. — Mittwoch.

Sie hat ihr Schuljahr beendigen wollen, meine arme Lehrerin: sie ist nur drei Tage, bevor der Unterricht aufhörte, gestorben. Übermorgen werden wir noch einmal in die Schule gehen um die letzte Monatserzählung: „Schiffbruch“ lesen zu hören; und dann sind wir

fertig. Samstag den 1. Juli finden die Examen statt. Wieder ein Jahr also, das vierte, ist vorbei! Und wenn meine Lehrerin nicht gestorben wäre, so wäre es gut vorbeigegangen. — Ich denke an das, was ich vergangenen Oktober wußte, und es scheint mir, ich wisse viel mehr: ich habe so viele neue Dinge in meinem Kopfe; es gelingt mir besser, das was ich denke zu sagen und niederzuschreiben, als damals; ich könnte auch die Rechnungen für viele große Leute machen, die es nicht können, und wäre imstande, ihnen bei ihren Geschäften zu helfen; ich verstehe viel mehr, verstehe fast alles, was ich lese. Ich bin zufrieden ..... Aber wie viele haben mich zum Lernen angespornt und mir beim Lernen geholfen, der auf diese Weise, jener auf eine andere, zu Hause, in der Schule, auf der Straße, überall wo ich gegangen bin und etwas gesehen habe! Und ich danke jetzt allen. Ich danke dir zuerst, mein guter Lehrer, der du so nachsichtig und liebreich mit mir gewesen bist, und für den jede neue Kenntnis, deren ich mich jetzt freue und rühme, eine Mühe war. Ich danke dir, Derossi, mein liebenswürdiger Gefährte, der du mit deinen genauen und freundlichen Erklärungen mir so oft schwere Dinge zum Verständnis brachtest und an dem Examen Hindernisse übersteigen halfest; und dir auch, braver und starker Stardi, der mir gezeigt hat, wie einem eisernen Willen alles gelingt; und dir, guter und großmütiger Garrone, der du alle, die dich kennen, großmütig und gut machst; und auch euch, Precossi und Coretti, die ihr mir immer das Beispiel des Mutes in den Leiden und der Heiterkeit in der Arbeit gegeben habt; ich sage euch Dank, sage Dank allen andern. Aber vor allen danke ich dir, mein Vater, dir, meinem ersten Lehrer, meinem ersten Freunde, der du mir so manchen guten Rat gegeben und mich so viele Sachen gelehrt hast, während du für mich arbeitetest, indem du mir alle deine Sorgen verbargst und mir auf jede Weise das Studium leicht und das Leben schön zu machen suchtest; und dir, meine süße Mutter, mein geliebter und gesegneter Schutzengel, die du alle meine Freuden mitgenossen und alle meine Leiden mitgelitten hast, die du mit mir gelernt, dich abgemüht, mit mir geweint hast, mir mit einer Hand die Stirne streichelnd und mit der andern nach dem Himmel zeigend. Ich kniee vor euch nieder, wie damals, als ich noch ein kleines Kind war, und ich danke euch, danke euch mit der ganzen Zärtlichkeit, die ihr mir in zwölf Jahren der Opfer und der Liebe in die Seele geflößt habt.

Schiffbruch.

(Letzte monatliche Erzählung.)

Vor einigen Jahren lichtete an einem Morgen des Monats Dezember im Hafen von Liverpool ein großes Dampfschiff die Anker. Es hatte an Bord mehr als zweihundert Personen, unter welchen etwa siebenzig an Mannschaft. Der Kapitän und fast alle Matrosen waren Engländer. Unter den Reisenden befanden sich mehrere Italiener: drei Damen, ein Priester, eine Gesellschaft von Sängern. Das Dampfschiff war für die Insel Malta bestimmt. Das Wetter war trübe.

Mitten unter den Reisenden der dritten Klasse, am Vorderteil, war ein italienischer Knabe von etwa zwölf Jahren, klein für sein Alter, aber kräftig, mit dem schönen, kühnen und ernsten Gesichte eines Sicilianers. Er war allein in der Nähe des Hauptmastes und saß auf einem Haufen Taue; neben ihm lag ein zerrissenes Felleisen, in dem seine Sachen waren und auf welchem seine Hand ruhte. Er hatte ein braunes Gesicht und schwarze, wellige Haare, die ihm fast auf die Achseln reichten. Er war ärmlich gekleidet, mit einer zerrissenen Decke über die Schultern und hatte eine Ledertasche umgehängt. Er betrachtete gedankenvoll alles um sich, die Reisenden, das Schiff, die hin und her eilenden Matrosen und das unruhige Meer. Er hatte das Aussehen eines soeben von einem großen Familienunglück betroffenen Jungen: ein Knabengesicht mit dem Ausdruck eines Mannes.

Kurz nach der Abreise erschien einer der Schiffsmatrosen, ein Italiener mit grauen Haaren, auf dem Vorderteil, indem er ein Mädchen an der Hand führte, und vor dem kleinen Sicilianer stille stehend, sagte er zu diesem: — Ich bringe dir eine Reisegefährtin, Mario.

Dann ging er fort.

Das Mädchen setzte sich auf den Haufen Taue neben den Knaben.

Sie betrachteten sich.

— Wo gehst du hin? — fragte sie der Sicilianer.

Das Mädchen antwortete: — Nach Malta, über Neapel.

Dann sagte sie: — Ich gehe zu meinem Vater und meiner Mutter, die mich erwarten. Ich heiße Giulietta Faggiani.

Der Knabe sagte nichts.

Nach einigen Minuten zog er ein Stück Brot und trockene Früchte aus der Tasche; das Mädchen hatte Zwieback; sie aßen.

— Lustig, — rief der italienische Matrose, als er einmal schnell vorbeiging. — Jetzt beginnt ein Tänzchen!

Der Wind wurde stärker, das Schiff rollte stark. Aber die beiden Kinder, die von der Seekrankheit nichts verspürten, achteten nicht darauf. Das Mädchen lächelte. Sie hatte ungefähr das Alter ihres Gefährten, aber sie war viel größer: braun im Gesichte, schwächlich, ein wenig leidend und mehr als bescheiden gekleidet. Sie hatte kurz geschnittene und lockige Haare, ein rotes Tuch um den Kopf und zwei silberne Ringlein in den Ohren.

Während sie aßen, erzählten sie sich ihre Erlebnisse. Der Knabe hatte weder Vater noch Mutter mehr. Der Vater, ein Arbeiter, war ihm in Liverpool vor wenigen Tagen gestorben, ihn allein zurücklassend, und der italienische Konsul hatte ihn in sein Land zurückgeschickt, nach Palermo, wo er entfernte Verwandte hatte. Das Mädchen war vor einem Jahre von einer Tante, die Witwe war, und die es sehr liebte, nach London gebracht worden. Seine Eltern, welche arm waren, hatten es der Tante für einige Zeit übergeben, indem sie an das Versprechen einer Erbschaft glaubten, aber wenige Monate nachher war die Tante von einem Omnibus überfahren worden, ohne einen Centesimo zurückzulassen; und nun war auch sie zum Konsul gegangen, der sie nach Italien eingeschifft hatte. Beide waren dem italienischen Matrosen empfohlen. — So, — schloß das Kind, — glaubten mein Vater und meine Mutter, ich würde reich zurückkommen und nun komme ich arm. Aber sie lieben mich gleichwohl. Und meine Brüder auch. Ich habe vier, die alle klein sind. Ich bin die Älteste im Hause. Ich kleide sie an. Sie werden Freude haben, mich zu sehen. Ich werde auf den Fußspitzen eintreten . . . Aber das Meer ist wild.

Dann fragte sie den Knaben: — Und du gehst zu deinen Verwandten. — Ja . . . wenn sie mich wollen, — antwortete er.

— Haben sie dich nicht gerne?

— Ich weiß es nicht.

— Ich lege an Weihnachten das dreizehnte Jahr zurück, — sagte das Mädchen.

Dann sprachen sie vom Meere und von den Leuten, die ringsum waren. Den ganzen Tag blieben sie bei einander, hie und da einige Worte wechselnd. Die Reisenden glaubten, sie seien Bruder und Schwester. Das Mädchen strickte, der Knabe sann vor sich hin. Das Meer wurde immer heftiger. Am Abend, im Augenblick, da sie sich trennen mußten, um schlafen zu gehen, sagte das Mädchen zu Mario: — Schlaf wohl. — Niemand wird wohl schlafen, arme Kinder, — rief der italienische Matrose, vorbeilaufend, vom Kapitän gerufen. Der Knabe wollte seiner Freundin antworten: — Gute Nacht, — als ein unerwarteter Sturz Wasser ihn mit Gewalt ergriff und gegen eine Bank warf. — Um des Himmels willen, er blutet! — schrie das Mädchen und warf sich auf ihn. Die Reisenden, die hinunter eilten, achteten ihrer nicht. Das Mädchen kniete neben Mario, der vom Fall betäubt liegen geblieben war, nieder, reinigte ihm die blutende Stirne, nahm das rote Tuch von ihren Haaren und legte es ihm um den Kopf, dann drückte es seinen Kopf auf die Brust, um die Zipfel zu knüpfen, und machte sich einen Blutfleck auf den Gürtel des gelben Kleides. Mario kam zur Besinnung und erhob sich. — Fühlst du dich besser? — fragte das Mädchen. — Es ist alles weg, — antwortete er. — Schlaf wohl, — sagte Giulietta. — Gute Nacht, — antwortete Mario. — Und sie stiegen zwei benachbarte Treppen hinab in ihre Kajüten.

Der Matrose hatte richtig vorausgesagt. Sie waren noch nicht eingeschlafen, als sich ein fürchterlicher Sturm erhob. Es war ein unerwarteter Angriff der Wogen, die in wenigen Augenblicken einen Mast spalteten und drei Boote, die am Hinterteile des Schiffes aufgehängt waren, wie Blätter wegtrugen und ebenso vier Ochsen von dem Vorderteil. Im Innern des Schiffes entstand Verwirrung und Schrecken, ein Lärm und ein gewaltiges Getöse von Schreien, Weinen und Beten, daß einem die Haare zu Berge stunden. Der Sturm nahm die ganze Nacht an Gewalt zu. Bei Anbruch des Tages wuchs er noch. Die ungeheuern Wellen, die von der Seite auf das Schiff stürzten, brachen auf das Verdeck, zerschmetterten und zerschellten alles und rissen es mit sich fort. Die

Plattform, welche die Maschine bedeckte, wurde eingeschlagen und das Wasser stürzte mit einem schrecklichen Lärm herein, das Feuer löschte aus und die Maschinisten flohen; große ungestüme Wassermassen brachen von allen Seiten herein. Eine donnernde Stimme schrie: An die Pumpen! — Es war die Stimme des Kapitäns. Die Matrosen stürzten an die Pumpen. Aber ein plötzlicher Stoß der wütenden Wogen, von hinten auf das Schiff prallend, riß Brustwehr und Türchen nieder und überflutete alles.

Alle Reisenden, mehr tot als lebendig, hatten sich in den großen Saal geflüchtet.

Auf einen Augenblick erschien der Kapitän.

— Kapitän! Kapitän! — schrien alle miteinander. — Was ist zu thun? Wie steht es? Ist noch Hoffnung? Retten sie uns!

Der Kapitän wartete, bis alle schwiegen und sagte kalt: — Ergeben wir uns.

Nur eine Frau stieß einen Schrei aus: — Erbarmen! — Kein anderer konnte ein Wort hervorbringen. Der Schreck hatte alle erstarren machen. Lange Zeit verging so, wie in Grabesstille. Alle betrachteten sich mit bleichen Gesichtern. Das Meer wütete immer schrecklicher. Das Schiff rollte schwerfällig. Einmal versuchte der Kapitän ein Rettungsboot ins Meer zu lassen: fünf Matrosen stiegen in dieselbe, die Barke wurde hinabgelassen, aber eine Welle riß sie weg und zwei Matrosen ertranken, unter ihnen auch der Italiener; den andern gelang es mit Mühe, sich an den Seilen zu halten und wieder empor zu steigen.

Jetzt verloren selbst die Matrosen den Mut. Zwei Stunden nachher stand das Schiff schon bis zur Höhe der Schutzbretter im Wasser.

Ein gräßliches Schauspiel bot sich unterdessen auf dem Verdecke. Die Mütter drückten in Verzweiflung die Kinder an die Brust, die Freunde umarmten sich und sagten sich lebewohl; einige stiegen in die Kajüten hinunter, um zu sterben, ohne das Meer sehen zu müssen. Ein vom Schlage getroffener Reisender stürzte kopfüber die Treppe zu den Kajüten hinunter, wo er den Geist aufgab. Viele umklammerten sich ungestüm, und Frauen krümmten sich in entsetzlichen Krämpfen. Manche knieten um den Priester. Man hörte nur Schluchzen, kindische Klagen und Wehgeschrei von

schrillen und seltsamen Stimmen, und da und dort sah man Personen unbeweglich stehen wie Bildsäulen, betäubt, mit aufgesperrten, ausdruckslosen Augen und Gesichtern, wie von Leichen oder Wahnsinnigen. Die zwei Kinder Mario und Giulietta betrachteten, einen Mastbaum umschlingend, das Meer wie von Sinnen.

Die Wogen waren ein wenig ruhiger geworden; aber das Schiff fuhr fort, langsam zu sinken. Es blieben nur noch wenige Minuten.

— Die Schaluppe ins Meer! — schrie der Kapitän.

Eine Schaluppe, die letzte, welche geblieben war, wurde ins Meer hinabgelassen und vierzehn Matrosen mit drei Reisenden stiegen hinunter.

Der Kapitän blieb an Bord.

— Steigen Sie zu uns herunter! — riefen sie von unten.

— Ich muß auf meinem Posten sterben, — antwortete der Kapitän.

— Wir werden ein Schiff antreffen, — schrieen ihm die Matrosen zu, — wir werden uns retten. Steigen Sie herab. Sie sind verloren.

— Ich bleibe.

— Es ist noch ein Platz! schrieen alsdann die Matrosen, sich an die andern Reisenden wendend. — Eine Frau!

Eine Frau schritt vorwärts, vom Kapitän gestützt; aber als sie die Entfernung sah, in der sich die Schaluppe befand, fühlte sie den Mut nicht, den Sprung zu thun, und fiel auf das Verdeck zurück. Die andern Frauen waren sozusagen alle ohne Besinnung und dem Tode nahe.

— Ein Kind! — riefen die Matrosen.

Bei diesem Rufe ließen der sicilianische Knabe und seine Gefährtin, welche bis jetzt von übermenschlichem Schrecken wie versteinert gewesen waren, von einem plötzlichen Instinkt, das Leben zu retten, getrieben, den Mastbaum los und stürzten sich an den Rand des Schiffes, miteinander heulend: — Mich! — und suchten sich gegenseitig wie zwei wilde, wütende Tiere zurückzustoßen.

— Das kleinere! riefen die Matrosen. — Das Boot ist überladen! Das kleinere.

Wie zerschmettert ließ das Mädchen bei diesen Worten die

Arme fallen und blieb unbeweglich, Mario mit erloschenen Augen betrachtend.

Mario betrachtete sie einen Augenblick, sah den Blutfleck auf ihrer Brust, — erinnerte sich, ein göttlicher Gedanke blitzte über sein Antlitz.

— Das kleinere! — schrieen im Chor die Matrosen mit furchtbarer Ungeduld. — Wir stoßen ab!

Und nun rief Mario mit einer Stimme, die nicht mehr die seinige schien: — Sie ist leichter! Du Giulietta! Du hast Vater und Mutter! Ich bin allein! Ich trete dir meinen Platz ab! Springe hinunter!

— Wirf sie ins Meer! riefen die Matrosen.

Mario faßte Giulietta um den Leib und warf sie ins Meer.

Das Mädchen stieß einen Schrei aus und that einen dumpfen Fall; ein Matrose erhaschte sie an einem Arme und zog sie in die Barke hinauf.

Der Knabe blieb aufrecht an Bord des Schiffes, mit hoher Stirn, fliegenden Haaren, unbeweglich, ruhig, erhaben.

Das Boot bewegte sich und mußte sich beeilen den durch das Sinken des Schiffes hervorgebrachten Wirbeln, welche es zu verschlingen drohten, zu entgehen.

Nun erhob das Mädchen, das bis zu diesem Augenblicke fast besinnungslos gewesen war, die Augen zu dem Knaben und brach in heftiges Weinen aus.

— Addio, Mario! — rief es unter Schluchzen, die Arme nach ihm ausstreckend. — Addio! Addio! Addio!

— Addio! — antwortete der Knabe, die Hand in die Höhe hebend.

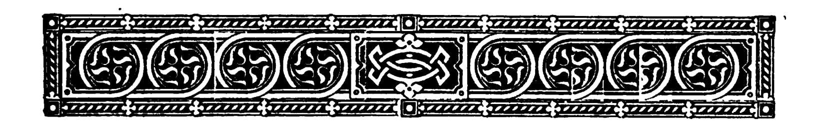
Das Boot entfernte sich schnell auf dem bewegten Meere unter einem düstern Himmel. Kein Ruf ertönte mehr auf dem Schiffe. Das Wasser leckte schon den Rand des Verdeckes.

Plötzlich fiel der Knabe auf die Knie nieder, faltete die Hände und richtete die Augen gen Himmel.

Das Mädchen bedeckte sich das Gesicht.

Als es den Kopf wieder erhob, warf es einen Blick auf das Meer: — das Schiff war verschwunden.





Juli.

Das letzte Blatt meiner Mutter.

1. — Samstag.

Das Schuljahr ist also zu Ende, Heinrich, und es ist schön, dass dir als Andenken an den letzten Tag das Bild des edlen Kindes bleibt, das sein Leben für seine Freundin gab. Nun bist du im Begriffe, dich von deinen Lehrern und deinen Gefährten zu trennen, und ich muss dir eine traurige Nachricht mitteilen. Dein Vater muss aus Rücksichten auf seinen Beruf von Turin fortgehen und wir alle mit ihm. Wir werden nächsten Herbst abreisen. Du musst in eine neue Schule eintreten. Das schmerzt dich, nicht wahr? denn ich bin gewiss, dass du sie liebst, deine alte Schule, wo du während vier Jahren zweimal täglich die Freude empfunden hast, gearbeitet zu haben; wo du während so langer Zeit, zu denselben Stunden, die gleichen Knaben, die gleichen Lehrer, die gleichen Eltern und deinen Vater und deine Mutter, welche dich lächelnd er-

warteten, gesehen hast; deine alte Schule, wo dein Geist sich erschlossen, wo du so viele Kameraden gefunden hast, wo jedes Wort, das du hörtest, dein Bestes bezweckte, und du nie eine Unannehmlichkeit erfahren hast, die dir nicht nützlich gewesen ist! Nimm diese Zuneigung mit dir fort und sage allen diesen Knaben ein Lebewohl, das von Herzen kommt. Einige werden Unglücksfälle erleben, können bald den Vater und die Mutter verlieren; andere sterben jung; andere vielleicht werden tapfer ihr Blut in den Schlachten vergiessen; viele werden gute und ehrenhafte Handwerker und Väter von arbeitsamen und ehrbaren Familien, wie die ihrigen sind; und wer weiss, ob nicht einer darunter seinem Lande einst grosse Dienste erweisen und dessen Namen berühmt machen wird. Trenne dich also liebreich von ihnen: lasse jener grossen Familie ein Stück deines Herzens zurück, der Familie, in welche du als Kind eingetreten bist, während du sie als Jüngling verlässest und welche dein Vater und deine Mutter sehr lieben, weil du dort so sehr geliebt worden bist. Die Schule ist eine Mutter, mein Heinrich: sie nahm dich aus meinen Armen, als du kaum sprechen konntest und jetzt giebt sie dich mir gross, stark, gut, fleissig zurück: sie sei gesegnet, und du wirst sie nie vergessen, mein Sohn, O! es ist unmöglich, dass du sie vergissest. Du wirst ein Mann werden, wirst die Welt durchstreifen, wirst ungeheure Städte und wunderbare Monumente sehen und wirst viele derselben vergessen; aber dieses beschei-

dene, weisse Gebäude mit seinen geschlossenen Fensterläden und seinem kleinen Garten, wo die erste Blüte deines Geistes sich entfaltete, du wirst es bis zum letzten Tage deines Lebens sehen, wie ich das Haus sehen werde, in welchem ich deine Stimme zum erstenmal hörte.

Die Examen.

4. — Dienstag.

Da sind wir endlich bei den Examen angelangt. Auf den Straßen rings um die Schule hört man von Knaben, Vätern, Müttern und sogar von den Haushälterinnen nichts anderes als: Examen, Note, Aufgabe, Durchschnittsnote, sitzen geblieben, befördert; alle sagen die gleichen Worte. Gestern morgen hatten wir den Aufsatz, heute Arithmetik. Es war rührend zu sehen, wie alle Eltern die Knaben zur Schule führten und ihnen unterwegs die letzten Ratschläge gaben; ja viele Mütter begleiteten die Söhne bis in die Bänke, um nachzusehen, ob Tinte im Tintenfaß sei und um die Feder zu prüfen, und sie wandten sich unter der Türe noch um und sagten: — Mut! Aufmerksamkeit! Hörst du! — Unser beaufsichtigender Lehrer war Coatti, der mit dem schwarzen Barte, der welcher brüllt wie ein Löwe, aber niemals einen bestraft. Viele Knaben waren ganz bleich vor Furcht. Als der Lehrer den Brief des Gemeinderats entsiegelte und die Aufgabe herauszog, hörte man keinen Atem. Er diktierte die Aufgabe laut und betrachtete uns, bald den einen, bald den andern, mit seinen fürchterlichen Augen; aber man sah, daß es ihm großes Vergnügen gemacht hätte, wenn er auch die Auflösung hätte diktieren können, um uns alle zu promovieren. Nach einer Stunde der Arbeit begannen viele ängstlich zu werden, denn die Aufgabe war schwer. Einer weinte. Crossi schlug sich mit der Faust an den Kopf. Und doch sind viele nicht schuld, wenn sie es nicht können, die armen Knaben, da sie nicht viel Zeit zum Lernen hatten und von den Eltern vernachlässigt wurden. Aber man mußte Derossi sehen, wie er sich bemühte, ihnen zu helfen, wie er es sich angelegen sein ließ, diesem eine Ziffer zu reichen, jenem eine Zahl einzuflüstern, ohne bemerkt zu werden, so

besorgt für alle, daß er unser Lehrer zu sein schien. Auch Garrone, der im Rechnen tüchtig ist, half wo er konnte und half sogar Nobis, dem die Aufgabe den Kopf verwirrt hatte und der dann sehr artig war. Stardi war mehr als eine Stunde unbeweglich, mit den Augen auf der Aufgabe und mit den Fäusten an den Schläfen, und dann machte er alles in fünf Minuten. Der Lehrer spazierte zwischen den Bänken, indem er sagte: — Ruhig! Ruhig! Überstürzt euch nicht! — Und wenn er einen entmutigt sah, so sperrte er den Mund auf, als wolle er ihn verschlingen, so den Löwen nachmachend, um ihn lachen zu machen und ihm Mut einzuflößen. Gegen elf Uhr, als ich durch die Fensterladen hinunter schaute, sah ich viele Eltern, die auf der Straße ungeduldig kamen und gingen; da kam auch der Vater Precossi's mit einem blauen Hemde; er war soeben aus der Werkstatt gekommen und noch ganz schwarz im Gesichte. Da war Crossi's Mutter, die Gemüsefrau; die Mutter von Nelli, schwarz gekleidet, die nicht still stehen konnte. Kurz vor Mittag kam mein Vater an und hob die Augen nach meinem Fenster: mein lieber Vater! Um Mittag waren alle fertig. Das war ein Schauspiel beim Herauskommen! Alle stellten sich rings um die Knaben auf, um zu fragen, die Hefte zu durchblättern und sie mit den Arbeiten der Kameraden zu vergleichen. — Wie viele Aufgaben? — Was ist das Endergebnis? — Und die Subtraktion? — Und die Antwort? — Und das Komma der Dezimalen? Alle Lehrer gingen hier und dorthin, von hundert Seiten her gerufen. Mein Vater nahm mir plötzlich die schlecht geschriebene Rechnung aus der Hand, sah hinein und sagte: — Es ist gut. — Neben uns stand der Schmied Precossi, der auch die Arbeit seines Sohnes betrachtete; er war etwas unruhig und konnte sich nicht zurechtfinden. Er wandte sich an meinen Vater: — Wollten Sie so gütig sein und mir das Endergebnis mitteilen? — Mein Vater las die Ziffer. — Jener sah nach: Es stimmte. — Brav, Männchen! — rief er ganz zufrieden aus, und mein Vater und er betrachteten sich einen Augenblick lächelnd wie zwei Freunde; mein Vater reichte ihm die Hand, er drückte sie. Und sie trennten sich, indem sie sagten: Auf Wiedersehen beim Mündlichen! Kaum hatten wir einige Schritte gemacht, als wir eine Fistelstimme hörten; wir wandten uns um und sahen den Schmied, welcher sang.

Das letzte Examen.

7. — Freitag.

Diesen Morgen hatten wir die mündlichen Prüfungen. Um acht Uhr waren wir alle in der Schule, um acht Uhr und ein Viertel wurden je vier und vier auf einmal in das große Vorzimmer gerufen, wo ein großer mit einem grünen Tuche bedeckter Tisch war, und rings herum saßen der Direktor und vier Lehrer, unter ihnen auch der unsrige. Ich war unter den ersten, die gerufen wurden. Armer Lehrer! Ja, diesen Morgen konnte ich sehen, wie er uns wirklich gut ist. Während die andern abfragten, hatte er nur ein Auge für uns; er wurde unruhig, wenn wir unsicher bei der Antwort waren, aber heiter wenn wir eine gute Antwort gaben, hörte alles und machte uns mit den Händen und dem Kopfe tausend Zeichen, um zu sagen: — gut, — nein, — sei aufmerksam, — langsamer, — Mut! — Wären an seinem Platze die Väter aller Schüler gewesen, einer nach dem andern, sie hätten nicht mehr gethan als er. Ich hätte ihm zurufen mögen: — Dank! — zehn Mal, im Angesichte aller. Und als die andern Lehrer mir sagten: — Es ist gut, gehe nur, so glänzten seine Augen vor Zufriedenheit. Ich kehrte sofort in die Klasse zurück, um meinen Vater zu erwarten. Es waren noch fast alle da. Ich setzte mich neben Garrone. Ich war nicht gerade heiter. Ich dachte, daß es das letztemal sei, daß wir eine Stunde bei einander waren. Ich hatte es Garrone noch nicht gesagt, daß ich die vierte Klasse nicht mehr mit ihm besuchen würde, daß ich mit meinem Vater fort müsse von Turin: er wußte nichts. Er saß da, den Rücken gekrümmt, sein großes Haupt auf die Bank gebeugt, und zeichnete Arabesken rings um die Photographie seines Vaters, der als Maschinist gekleidet war. Sein Vater ist ein großer und starker Mann mit einem Stierennacken, und hat ein ernstes und ehrliches Aussehen wie er. Und während er so gekrümmt dasaß, das Hemd vorn ein wenig offen, sah ich auf seiner nackten und kräftigen Brust das goldene Kreuzchen, das ihm die Mutter Nellis geschenkt, als sie erfuhr, daß er ihren Sohn beschütze. Aber ich mußte es ihm doch einmal sagen, daß wir fortgehen würden. Ich sagte zu ihm: — Garrone, diesen Herbst wird mein Vater von Turin fortgehen für immer. — Er fragte mich, ob auch ich fortgehe; ich antwortete ja. — Du wirst die vierte Klasse nicht mehr mit uns besuchen? — sagte er zu mir. Ich antwortete nein. Und nun blieb

er eine Zeit lang stumm, seine Zeichnung fortsetzend. Dann fragte er, ohne den Kopf zu erheben: — Wirst du dich dann auch an deine Kameraden aus der dritten erinnern? — Ja, sagte ich zu ihm, — an alle, aber an dich .... mehr als an alle andern. Wer könnte dich je vergessen? — Er betrachtete mich fest und ernst mit einem Blicke, der tausend Dinge sagte und sprach nichts; nur reichte er mir die linke Hand, indem er sich stellte, als ob er mit der andern mit Zeichnen fortfahre, und ich drückte sie zwischen der meinigen, diese starke und rechtschaffene Hand. In diesem Augenblick trat eilig und mit gerötetem Gesichte der Lehrer ein und sagte leise und schnell, mit heiterer Stimme: — Gut so, bis jetzt geht alles gut; die welche noch bleiben, sollen so fortfahren; brav, meine Knaben! Mut! Ich bin sehr zufrieden. — Und um seine Zufriedenheit zu zeigen und uns fröhlich zu machen, gab er sich beim Hinausgehen den Anschein, er stolpere und müsse sich, um nicht zu fallen, an der Mauer halten: er, den wir nie hatten lachen sehen! Die Sache schien uns so unglaublich, daß wir, anstatt zu lachen, ganz verwundert blieben; alle lächelten, keiner lachte. Nun, ich weiß nicht warum, mir verursachte dieser Akt kindlicher Heiterkeit Schmerz und Rührung zugleich. Diese Heiterkeit eines Augenblicks war sein ganzer Lohn, war der Lohn für neun Monate Güte, Geduld und Unannehmlichkeiten! Dafür hatte er sich so lange abgemüht und war so oft gekommen, und krank vom Schulehalten, der arme Lehrer! Das, und nichts anderes verlangte er von uns als Entgelt für so viele Zuneigung und so viele Sorgfalt! Und jetzt scheint es mir, ich werde ihn immer in jener Stellung sehen, wenn ich mich an ihn erinnern werde, viele Jahre lang; und wenn ich ein Mann bin, und er noch lebt und wir begegnen uns, so werde ich ihm von jenem Auftritt, der mir das Herz mächtig rührte, erzählen; und ich werde sein weißes Haupt küssen.

Lebewohl.

10. — Montag.

Um ein Uhr befanden sich alle zum letztenmal in der Schule um die Ergebnisse der Prüfung zu hören und die Zeugnisbüchlein in Empfang zu nehmen. Die Straße wimmelte von Eltern, die auch den großen Vorsaal anfüllten und viele waren in die Zimmer getreten, sich bis zum Pulte des Lehrers drängend: in dem unsrigen erfüllten sie den ganzen Raum zwischen der Wand und den ersten Bänken. Da

waren der Vater von Garrone, die Mutter von Derossi, der Schmied Precossi, Coretti, Frau Nelli, die Gemüsefrau, der Vater des Maurermeisterleins, der Vater Stardis, viele andere, die ich nie gesehen hatte; man hörte von allen Seiten ein Flüstern und Summen, daß man glaubte auf einem öffentlichen Platze zu sein. Als der Lehrer eintrat, wurde es still. Er hatte das Verzeichnis in der Hand und begann zu lesen: — Abatucci, befördert, sechzig Siebenzigstel; Archini, befördert, fünfundfünfzig Siebenzigstel. — Das Maurermeisterlein befördert, Crossi befördert. Dann las er laut: — Derossi, Ernesto, befördert, siebenzig Siebenzigstel und den ersten Preis. — Die anwesenden Eltern, die ihn alle kannten, sagten: — Bravo, bravo, Derossi! — und er schüttelte seine blonden Löckchen mit seinem ungezwungenen und schönen Lächeln, indem er seine Mutter ansah, die ihn mit der Hand grüßte. Garoffi, Garrone, der Kalabrese befördert. Dann waren drei oder vier sitzen geblieben, von denen einer anfing zu weinen, weil sein Vater, der unter der Türe stand, ihm drohte. Aber der Lehrer sagte zum Vater: — Nein, Herr, entschuldigen Sie ihn, es ist nicht immer Schuld, es ist oft Mißgeschick. Und dies ist hier der Fall. — Dann las er: — Nelli, befördert, zweiundsechzig Siebenzigstel. — Seine Mutter schickte ihm einen Kuß mit dem Fächer. Stardi befördert mit siebenundsechzig Siebenzigsteln; aber als dieser das schöne Lob hörte, lächelte er keineswegs und nahm die Fäuste auch nicht von den Schläfen. Der letzte war Votini, der ganz gut gekleidet und gekämmt gekommen war: befördert. Als er den letzten Namen gelesen hatte, erhob sich der Lehrer und sagte: — Knaben, dies ist das letztemal, daß wir uns vereinigt finden. Wir sind ein Jahr beisammen gewesen und jetzt bleiben wir gute Freunde, nicht wahr? Es thut mir leid, mich von euch trennen zu müssen, liebe Söhne. — Er unterbrach sich; dann fuhr er fort: — Wenn ich hie und da die Geduld verloren habe, wenn ich hie und da, ohne es zu wollen, ungerecht, zu streng gewesen bin, verzeiht mir. — Nein, nein, sagten die Eltern und viele Schüler, — nein, Herr Lehrer, niemals. — Verzeiht mir, wiederholte der Lehrer, — und behaltet mich lieb. Nächstes Jahr werdet ihr nicht mehr bei mir sein, aber ich werde euch wiedersehen und ihr werdet mir immer im Herzen bleiben. Auf Wiedersehen, meine Knaben! — Als er dies gesagt hatte, trat er vor, mitten unter uns; alle streckten ihm die Hände entgegen, erhoben sich und faßten ihn bei den Armen

und Rockschößen; viele küßten ihn; fünfzig Stimmen sagten miteinander: — Auf Wiedersehen, Herr Lehrer! — Dank, Herr Lehrer! — Leben Sie wohl! — Erinnern Sie sich unser. — Als er hinausging, konnte er kaum seine Rührung verbergen. Wir gingen alle durcheinander hinaus. Aus den andern Klassen kamen sie auch. Das war ein Gewimmel, ein großer Lärm von Knaben und von Eltern, welche den Lehrern und Lehrerinnen lebewohl sagten und sich gegenseitig grüßten. Die Lehrerin mit der roten Feder hatte vier oder fünf Kinder an sich und etwa zwanzig ringsum, die ihr den Atem benahmen; und dem ‚Nönnchen' hatten sie den Hut halb zerrissen und ein Dutzend Sträußchen in die Knopflöcher des schwarzen Kleides und in die Taschen gesteckt. Viele feierten Robetti, der wirklich an diesem Tage zum erstenmal die Krücken weggelegt hatte. Man hörte von allen Seiten sagen: — Im neuen Jahr! — Am zwanzigsten Oktober! — Auf Wiedersehen an Allerheiligen! — Wir sagten uns auch lebwohl. Ah! wie man in diesem Augenblick alle Kleinlichkeiten vergaß! Votini, der auf Derossi immer so eifersüchtig gewesen, war der erste, sich ihm in die geöffneten Arme zu werfen. Ich grüßte das Maurermeisterlein und küßte ihn gerade im Augenblicke, als er mir sein letztes Hasenmäulchen machte, der liebe Junge! Ich grüßte Precossi, grüßte Garoffi, der mir meinen Sieg bei seiner letzten Lotterie mitteilte und mir einen kleinen, an einer Ecke zerbrochenen Papierpresser gab; ich sagte allen andern lebewohl. Es war schön zu sehen, wie sich der arme Nelli um Garrone schlang, als ob er sich nicht mehr losmachen könne. Alle drängten sich um Garrone und riefen: addio Garrone, addio, auf Wiedersehen! und man berührte ihn, drückte ihn und feierte diesen braven, guten Knaben; und sein Vater sah ganz verwundert zu und lächelte. Garrone war der letzte, den ich auf der Straße umarmte und ich erstickte das Schluchzen an seiner Brust; er küßte mich auf die Stirne. Dann lief ich zu meinem Vater und meiner Mutter. Mein Vater fragte mich: — Hast du alle deine Kameraden gegrüßt? — Ich sagte ja. — Wenn einer ist, dem du ein Unrecht angethan hast, so gehe zu ihm und sage, er solle dir verzeihen und es vergessen. Ist keiner? — Keiner, — antwortete ich. — Dann addio! — sagte mein Vater mit gerührter Stimme, der Schule einen letzten Blick sendend. Und meine Mutter wiederholte: Addio! Und ich konnte nichts sagen.

Inhalt.



